Archäologischer Katechismus.

Kurzer Unterricht

in der

kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters.

Mit Rücksicht

auf das in den Königl. Preuß. Staaten der Inventarisation der kirchlichen Kunstdenkmäler amtlich zu Grunde gelegte Fragenformular

bearbeitet

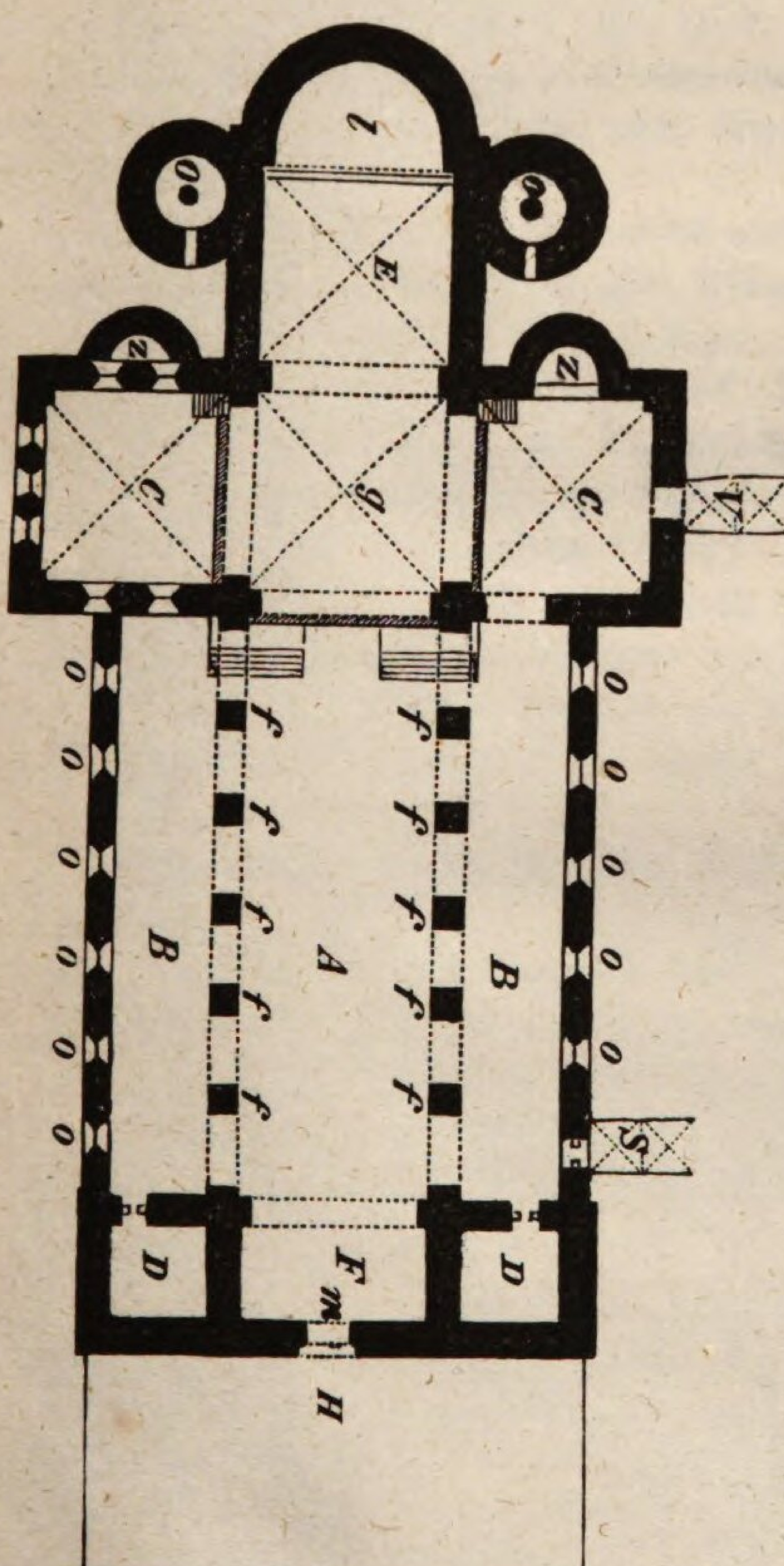
von

Heinrich Otte.

Mit 88 eingedruckten Holzschnitten.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1859.

Das Kirchengebäude und seine Theile.



B A B das **Langhaus**, welches aus dem Hauptschiffe A und den beiden gewöhnlich halb so breiten Seitenschiffen BB besteht. Zwei von Säulen oder Pfeilern f f … getragene Arkaden scheiden die Schiffe von einander.

C C das **Querhaus**, welches aus der an allen vier Seiten von hohen Schwiebbögen begrenzten mittleren Vierung g und den beiden Kreuzarmen C und C besteht. Mit letzteren stehen die Seitenschiffe durch Bogenöffnungen in Verbindung.

E das **Altarhaus**, gewöhnlich Chor genannt, welches östlich von der halbrunden Altarnische l, Tribune, Apsis oder Concha genannt, geschlossen ist. Ein hoher Schwiebbogen trennt beide. Unter dem Altarhause ist oft eine Krypta angeordnet.

D D die beiden westlichen *Glockenthürme*.

F das **Zwischenhaus** (die innere Vorhalle) mit dem Hauptportale m.

O O zwei runde *Chorthürme*.

H eine zuweilen angeordnete äußere *Vorhalle*.

Den Zwischenräumen der Arkadenträger f f . . . entsprechend sind die Fenster o o o . . angebracht. Z Z sind zwei kleine Altarnischen, *Nebenapsiden*. — In Stifts- und Klosterkirchen schließt sich an eine Langseite derselben ein *Kreuzgang*, welcher durch die *Nebenportale* bei V und S mit der Kirche in Verbindung steht.

Inhalt.*)

A. Kirchengebäude.

1. Welchen Namen hat die Kirche, und welchem Heiligen oder unter welchem Titel ist oder war sie gewidmet? Fr. 1—3.
2. Hat man Nachrichten über Gründung, Erbauung, Zerstörung und Herstellung oder Neubau der Kirche, oder ihrer Theile, von der ältesten bis in die neueste Zeit? Fr. 4.

   Giebt es hierüber Urkunden oder Inschriften? Fr. 5. 6.

   Giebt es Nachrichten über Einweihungen der Kirche oder ihrer Altäre, oder hat man Ablaßbriefe für diejenigen, die den Bau förderten, und zu welcher Zeit und von wem sind sie ausgestellt? Fr. 5.
3. Ist sie eine Mutter- oder Tochterkirche? Fr. 1.

   War mit derselben ein Kloster, ein Hospital oder eine andere Stiftung verbunden, und von welchem Orden? Fr. 1. 3. 96.
4. Welche Gestalt hat die Kirche nach ihrem Grundrisse? Fr. 16—32.
5. Befinden sich alle Theile unter einem Dache, oder steigen einige Theile höher hinauf, und welche? Fr. 16—19. 33. 47. 63.
6. Welches sind die Maaße der Kirche, nach Länge, Breite und Höhe, und zwar in ihren Haupttheilen?
7. Aus welchem Materiale ist die Kirche im Ganzen oder in ihren einzelnen Theilen erbaut? Fr. 15.

   Ist sie mit oder ohne Abputz? Fr. 15.
8. Wieviel Thürme hat die Kirche, und wo befinden sie sich? Fr. 20. 22.

   Welche Gestalt haben dieselben in den verschiedenen Geschossen und aus welchem Materiale bestehen dieselben, und namentlich die Spitze? Fr. 48. 65.
9. Wie viele Eingänge hat die Kirche, und wo befinden sie sich? Fr. 49. 66.

---

*) Wir geben als Inhaltsverzeichniß das von dem Conservator, Herrn Geh. Regierungsrath v. Quast amtlich entworfene „Fragenformular zur Aufnahme eines vollständigen Inventariums der Kunstdenkmale im Preuß. Staate," mit einigen unwesentlichen Abkürzungen, da gegenwärtiger Katechismus im Allgemeinen nach dem Schema desselben bearbeitet ist, und bemerken, daß die am Schlusse der einzelnen Absätze hinzugefügten Zahlen die betreffenden Fragen des Katechismus bezeichnen.

B. Ausschmückung der Kirche.

C. Kirchengeräthe, Gewänder ꝛc.

D. Umgebung der Kirche.

A. Kirchengebäude.

1. Welchen Namen hat die Kirche?

Die verschiedenen Namen der Kirchen bezeichnen theils den Rang, theils die besondere Bestimmung derselben.

Dome (ecclesiae cathedrales, ecclesiae majores) heißen die Kathedralkirchen, d. h. diejenigen Kirchen, in welchen die Kathedra (der Stuhl) der Bischöfe und Erzbischöfe steht: sie sind die Hauptkirchen des ganzen Sprengels und zeichnen sich durch Großartigkeit der baulichen Anlage besonders aus. Es ist mit denselben stets ein Capitel von Domherren (canonici regulares) Augustiner- oder Prämonstratenser-Ordens verbunden, an dessen Spitze ein Propst (praepositus) und ein Dechant (decanus) stehen. — Doch werden auch die Kirchen der s. g. Unter- oder Collegiatstifter (ecclesiae collegiatae, d. h. Kirchen, mit denen ein collegium canonicorum verbunden ist) häufig Dome genannt, z. B. zu Goslar, Zeitz, Erfurt, Halle &c.

Münster (monasterium) ist ursprünglich Bezeichnung einer Kloster- oder Stiftskirche, namentlich auch der Kirchen bei den Reichs-Nonnenstiftern (Essen, Herford, Quedlinburg &c.), dann aber auch in manchen Gegenden gleichbedeutend mit Dom (Straßburg, Constanz &c.), oder selbst für gewöhnliche, doch größere Pfarrkirchen (Ulm, Freiburg i. B.) gebräuchlich, so daß sich mit dieser Benennung eigentlich kein bestimmter Begriff verbinden läßt.

Stiftskirchen heißen die Kirchen der größeren Klöster; zuweilen werden auch die Kathedral- und Collegiatkirchen, als Kirchen der Hoch- und Unterstifter, also benannt.

Abteikirchen sind die Kirchen solcher bedeutenden Klöster, nach deren Regel ein Abt an der Spitze des Conventes steht.

Klosterkirchen (monasteria), die zu einem Kloster gehörigen Kir-

chen. Die Anlage und Bauart derselben ist der Regel und den Bedürfnissen des betreffenden Ordens entsprechend. In baugeschichtlicher Beziehung bieten besonders die Kirchen der Benedictiner, der Cistercienser und der Bettelorden charakteristische Eigenthümlichkeiten dar.

Die Benedictiner, von denen im Hochmittelalter die Christianisirung Deutschlands vorzugsweise ausging, errichteten ihre der Pflege der Wissenschaften und Künste gewidmeten Klöster auf Bergen, und ihre Kirchen wetteifern an Großartigkeit mit den Kathedralen: sie sind mit herrlichen Doppelthürmen und prächtigem Geläute, mit einer Krypta (Fr. 21.) und oft mit Doppelchören (Fr. 24.) ausgestattet. — Dem Benedictinerorden gehören auch die Schottenklöster (in Regensburg, Würzburg, Nürnberg, Constanz, Wien, Memmingen, Eichstädt, Erfurt, Kelheim, Oels ꝛc.) an, welche seit dem VII. Jahrhundert von missionirenden irischen Mönchen gegründet wurden, und deren Blüthezeit in das XII. Jahrhundert fällt.

Die Cistercienser, welche im XII. und XIII. Jahrhundert bei der Bekehrung und Cultivirung der Wendenländer eine rühmliche Thätigkeit entwickelten, liebten es, sich in versteckten sumpfigen Waldthälern oder Wiesengründen anzusiedeln. Sie waren dem Ackerbau und der Industrie ergeben, den Künsten grundsätzlich abgeneigt, und ihre Kirchen, deren Mehrzahl, der Zeit ihrer Anlage entsprechend, im s. g. Uebergangsstyl (Fr. 12.) erbaut ist, sind einfach, ohne besondere Thurmanlage, nur mit einem die wenigen kleinen Glocken bergenden Thürmchen auf dem Dachfirste, ohne Krypta, aber gern mit zahlreichen, der Privatandacht der Mönche gewidmeten Seitenkapellen und gewöhnlich mit rechteckig geschlossenem Ostende (Fr. 21, Fig. 19.). Fenster aus buntem Glas waren verboten, dagegen einfarbig (grau in Grau) gemalte erlaubt und beliebt. — In einiger Entfernung von den Cistercienserklöstern findet sich oft eine für die Andacht der Laien bestimmte abgesonderte Kapelle, da Laien und namentlich Frauen die Klosterkirche selbst nicht betreten durften.

Die Klöster der Bettelorden (Franciscaner oder Graue Mönche, Dominicaner oder Schwarze Mönche ꝛc.), die sich seit dem XIII. Jahrhundert über Deutschland verbreiteten, liegen stets in den Städten, und die Kirchen derselben, in einfach gothischem Style erbaut, sind auf die Zwecke der Predigt, welcher sich diese Orden mit Eifer widmeten, berechnet. Nicht selten findet sich sogar das architektonische Ebenmaß der Anlage den Nützlichkeitszwecken geopfert: das Langhaus besteht zuweilen nur aus dem Hauptschiffe und einem der Kanzel gegenüber angebrachten Seitenschiffe von gleicher Höhe. Durchweg ist die für die Predigt unpraktische Kreuzform vermieden; die hinter der Kanzel befindliche Seite des Langhauses, auch wenn dasselbe wie gewöhnlich aus drei Schiffen be-

steht, entbehrt oft der Fenster, um durch deren grelles Licht das auf den Prediger gerichtete Auge der Zuhörer nicht zu blenden. Das Altarhaus ist einschiffig, und eine Krypta, deren Anlage seit dem XIII. Jahrhundert überhaupt nicht mehr üblich erscheint, niemals vorhanden. Ein aus dem Dache aufsteigendes Thürmchen enthält die einzige gestattete kleine Glocke.

In den Kirchen der Nonnenklöster, namentlich Cistercienser- und Benedictiner-Ordens, findet sich für den Chordienst der Schwestern am Westende eine Empore mit einem Altare, welche, mehr oder weniger geräumig, zuweilen sich über das ganze Langhaus erstreckt und dasselbe in zwei Etagen theilt. Anderweitig sind für die Nonnen Emporen über den Seitenschiffen eingerichtet, und dergleichen Chöre oder westliche Logen kommen auch in solchen Mönchsklöstern vor, mit denen, wie z. B. in Paulinzelle oder auf dem Petersberge bei Halle a. d. S., selbstverständlich in strenger Abgeschlossenheit, zugleich ein Nonnenconvent verbunden war.

Pfarrkirchen (ecclesiae parochiales) sind Kirchen, an deren Spitze ein Pfarrer steht, welcher die Seelsorge in einem bestimmten Sprengel ausübt.

Mutterkirchen (ecclesiae matres) heißen die in einem bestimmten Sprengel zuerst gegründeten, von welchen die Stiftung der übrigen, als Tochterkirchen (ecclesiae filiae) ausging, wodurch stets ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß der letzteren entstand. Jetzt nennt man Mutterkirchen die Kirchen in denjenigen Ortschaften, in welchen ein Pfarrer seinen bestimmten Sitz hat, und von wo aus er andere zu seinem Kirchspiele gehörige Tochterkirchen besorgt.

Kapellen (capellae, oratoria) sind gottesdienstliche Gebäude, welche bloß zum Gebete oder Privatgebrauche bestimmt sind. Sie sind gewöhnlich nur klein, von verschiedener baulicher Anlage und kommen häufig als An- oder Einbauten der Kirchen vor. — Bemerkenswerth sind die Taufkapellen (baptisteria), welche sich ursprünglich bei allen alten Kathedralen vorfanden, solange die Bischöfe allein das Sacrament der h. Taufe ertheilten, und sich, obschon größtentheils in späterer Umgestaltung, neben den Domen von Regensburg, Augsburg, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, auch zu Petronell (das alte Carnuntum) in Nieder-Oesterreich rc., noch sicher nachweisen lassen. Die Grundform derselben ist insgemein rund oder vieleckig, worin ihnen die besonders in Südost-Deutschland häufig auf den Gottesäckern vorkommenden Grabkapellen (carnaria) gleichen. — Als eigenthümlich sind diejenigen Schloßkapellen (capellae castellanae, sacella aulica) aus dem XII. und XIII. Jahrhundert hervorzuheben, welche Doppelkapellen genannt werden, weil sie aus zwei Stockwerken bestehen, deren oberes den für die Herrschaft bestimmten

Hauptraum bildet und mit dem unteren, für das Hofgesinde bestimmten, durch eine Oeffnung im Fußboden verbunden ist.

2. Welchem Heiligen ist die Kirche gewidmet?

Jede mittelalterliche Kirche oder Kapelle wurde in die Ehre (in honorem) eines oder mehrerer bestimmten Heiligen geweiht und nach dem Vornehmsten derselben (dem Titelheiligen) benannt. Diese Sitte wurzelt in der Zeit Constantin des Großen, als man anfing, außer den Gemeinekirchen (*ἐκκλησίαι*, ecclesiae) auch Denkmalkirchen (*μαρτύρια*, memoriae) über den Gräbern der Märtyrer, überhaupt mehrere Kirchen in einem Orte zu erbauen. In evangelischen Landen hat sich das Gedächtniß der Titelheiligen gewöhnlich nur da erhalten, wo dies in dem Bedürfnisse, die verschiedenen Kirchen eines Ortes von einander unterscheiden zu können, begründet war, mußte dagegen fast überall entschwinden, wo an einem Orte nur eine Kirche befindlich ist, und demnach jenes Bedürfniß nicht stattfand. — Die evangelische Kirche hat übrigens keine Veranlassung, sich grundsätzlich gegen die Benennung der Gotteshäuser zum Ehrengedächtnisse der Heiligen*) zu erklären, sondern nur gegen eine damit etwa zu verbindende „Anrufung" derselben. Der Name: Kirche des h. Stephanus, des h. Laurentius &c. z. B., wird immer erbaulicher klingen, als die in den reformirten Niederlanden dafür üblich gewordenen nüchternen Bezeichnungen: Große Kirche, Alte Kirche, Neue Kirche &c. Wenn der ehemalige Titelheilige einer Kirche weder aus geschichtlichen Nachrichten noch aus örtlicher Ueberlieferung zu ermitteln ist, so läßt sich derselbe oft noch aus den erhaltenen kirchlichen Denkmälern nachweisen, da gerade das Bild des betreffenden Patrons vorzugsweise häufig dargestellt zu werden pflegte, außer auf den Altartafeln, besonders an den Kirchthüren, auch auf den Thurmspitzen, sowie auf den Kirchensiegeln.

3. Inwiefern sind die Titelheiligen der Kirchen für die archäologische Forschung von Bedeutung?

a. Aus dem Titelheiligen einer Kirche läßt sich in vielen Fällen insofern ein Schluß auf das Alter der betreffenden Stiftung machen, als zu gewissen Zeiten gewisse Heilige besonderer Verehrung genossen, und ihnen zu Ehren deshalb vorzugsweise viele Kirchen gewidmet wurden.

---

*) Vgl. Conf. Aug. XXI. – Apol. Conf. Ed. Rechb. p. 223 sqq. — Art. Smalc. III. — Augustinus, de civitate Dei l. XXII. c. 10.: Nos martyribus nostris non templa, sicut Diis, sed memorias, sicut hominibus mortuis, quorum apud Deum vivunt spiritus, fabricamus; nec ibi erigimus altaria, in quibus sacrificemus martyribus, sed uni Deo et martyrum et nostro.

Der Erzengel **Michael**, der Apostel **Petrus** und der h. Bischof **Martin** von Tours waren es, denen Bonifacius, der Apostel der Deutschen, die meisten Kirchen dedicirte, welche er an früheren heidnischen Cultusstätten, auf Bergen zu errichten liebte, und die unter diesen Titeln geweihten Kirchen sind daher stiftungsmäßig oft die ältesten eines Ortes.

Im X. Jahrhundert ist der h. **Laurentius**, welcher Otto dem Großen den Sieg über die Hunnen auf dem Lechfelde verliehen hatte, besonders gefeiert.

Im XII. Jahrhundert erscheint der h. **Nicolaus**, Bischof v. Myra, nach der Translation seiner Reliquien von Myra nach Bari im Jahre 1087, als Patron der Schiffer und der Kaufleute, vorzüglich beliebt in den Handel treibenden Niederlanden und bei den von dort in die Wendenländer übersiedelten christlichen Colonisten.

Im XIII. Jahrhundert fand die h. **Katharina** von Alexandrien, deren Cultus erst durch die Kreuzzüge aus dem Oriente in das Abendland verpflanzt war, schnell zahlreiche Verehrer.

b. Wenn eine geistliche Stiftung unter dem Titel eines beziehendlich jüngeren Heiligen erscheint, kann die Errichtung derselben erst in die Zeit nach der Canonisation des betreffenden Heiligen fallen.

Der h. **Gotthard**, Bischof von Hildesheim († 1038), wurde im J. 1131 heilig gesprochen, der Bischof **Thomas Becket** von Canterbury († 1170) im J. 1173, die heilige **Elisabeth** von Thüringen († 1231) im J. 1235: die Errichtung von Stiftungen unter diesen Titeln kann daher beispielsweise nicht vor die angegebenen Zeitpunkte fallen. — Das Fest des **Fronleichnams** (Festum Corporis Christi), gestiftet 1264, kam in Deutschland nicht vor dem J. 1320 in Gang: Kirchen oder Kapellen unter diesem Titel datiren demnach erst seit dieser Zeit.

c. Gewisse Stiftungstitel deuten auf eine eigenthümliche Bestimmung der betreffenden Kirchen oder Kapellen: so sind z. B. die städtischen Hospitäler gewöhnlich dem **heiligen Geiste**, auch dem orientalischen, durch die Kreuzzüge im Abendlande beliebt gewordenen Patron der Reisenden, dem h. **Georg**, dedicirt. — Die h. **Gertrud** von Nivelles, die Beschützerin der Gräber, ist oft die Titelheilige von Todtenkapellen, der h. **Johannes der Täufer** stets Patron der Taufkapellen, sowie der Kirchen des Johanniter-Ritterordens.

4. Hat man **Nachrichten** über Gründung, Erbauung, Zerstörung und Herstellung oder Neubau der Kirche, oder ihrer Theile?

Die geschichtlichen Nachrichten über die Gründung der Kirchen und ihrer späteren Schicksale bestehen in Urkunden, Inschriften und chronistischen Aufzeichnungen; oft fehlt es jedoch völlig daran.

5. Was ist über die Urkunden zu bemerken?

Zunächst kommen die Stiftungsurkunden in Betracht, welche zwar stets einen sichern Anhalt gewähren über die erste Errichtung eines kirchlichen Instituts, aber keineswegs über die gewöhnlich viel spätere Erbauungszeit des vorhandenen Gebäudes. Dies gilt namentlich von solchen Stifts- und Klosterkirchen, deren erste Gründung vor das XIII. Jahrhundert fällt. Bei der großen Mehrzahl derselben fand nämlich im Laufe der Jahre eine Erneuerung statt, und nur in sehr seltenen Beispielen hat sich die Kirche aus der Zeit der ursprünglichen Stiftung bis auf unsere Tage erhalten. Oft fehlen zwar alle Nachrichten über die späteren, häufig sehr schnell auf einander folgenden Erneuerungen, woraus jedoch nicht geschlossen werden darf, daß dergleichen in der That nicht stattgefunden hätten. — Es giebt kaum einen unter den älteren Domen Deutschlands, der nicht mehrmals ein Raub der Flammen geworden wäre. — Ebenso wie mit den Stiftungsbriefen verhält es sich mit solchen Urkunden, welche über die Weihung der Kirchen und der in denselben befindlichen Altäre Zeugniß geben, oder in denen Kirchen als bereits vorhanden gelegentlich erwähnt werden: es folgt daraus keineswegs mit Sicherheit die Beziehung auf das noch gegenwärtig erhaltene Gebäude, welches entweder ganz oder doch in seinen einzelnen Theilen viel späteren Ursprunges sein kann.

Von besonderer Bedeutsamkeit sind dagegen die päpstlichen und bischöflichen Ablaßbriefe (namentlich aus dem XIII. Jahrhundert), in welchen allen Denjenigen Erlaß der verwirkten Kirchenstrafen zugesichert wird, welche zum Neubau, zur Vergrößerung oder Wiederherstellung einer namhaft gemachten Kirche hilfreiche Hand bieten, oder dieselbe am Tage ihrer Einweihung besuchen würden. Aus dem Datum solcher Indulgenzbriefe kann stets auf eine damals in den betreffenden Orten herrschende Bauthätigkeit geschlossen werden, wenn es auch an anderweitigen Nachrichten darüber fehlt, oder wenn die etwa vorhandenen damit in scheinbarem Widerspruche stehen sollten.

6. Was hat man bei den Inschriften zu beachten?

Inschriften, welche über die Zeit der Erbauung Auskunft geben, kommen an den Kirchen in älterer Zeit äußerst selten vor. Aus der Zeit vor 1050 ist in Deutschland keine, und aus der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts sind bis jetzt nur zwei authentische bekannt, die sich unzweifelhaft auf das noch erhaltene Bauwerk beziehen: die Inschrift, welche sich an der Stirnseite eines viereckigen Aufsatzes über dem Capitäl eines Wandpfeilers in der Krypta der Stiftskirche zu Essen befindet und die im J. 1051 vollzogene Dedication dieser unterirdischen Kapelle bekundet, und eine Inschrift an einem Portale auf der Nordseite von St. Emeram in

Regensburg, welche die Errichtung desselben dem Abte Reginward (1049 1064) zuspricht.

In manchen anderen Fällen können dergleichen Inschriften zu falschen Schlüssen verleiten, wenn sie nämlich sich nicht mehr an ihrer ursprünglichen Stelle befinden und lediglich des Gedächtnisses halber aus älteren Gebäuden aufbewahrt und in später an deren Stelle getretenen wieder angebracht wurden. Dies ist z. B. der Fall mit einer Inschrifttafel in der jetzigen Taufkapelle (St. Nicolai) an der Südseite des Domes zu Worms, in welcher die im J. 1058 stattgefundene Dedication der ursprünglichen Nicolaikapelle bezeugt wird, während die jetzige Kapelle um mehrere Jahrhunderte jünger erscheint.

Auch im XIII. Jahrhundert sind Inschriften über die Erbauungszeit der Kirchen noch sehr selten (z. B. über die Grundsteinlegung von St. Quirin zu Neuß von 1209), und erscheinen erst vom XIV. Jahrh. an zahlreicher, während sie dann im XV. und XVI. sehr oft vorkommen; doch beziehen sich dieselben häufig nicht auf das ganze Gebäude, sondern nur auf diejenigen Theile desselben, an denen sie angebracht sind, ohne daß diese Beschränkung stets ausgesprochen ist. Wenn z. B. in der Schloßkirche zu Quedlinburg über der in die Krypta führenden Thür steht: Anno Domini MCCCXX .... aedificatum, so bezieht sich diese Nachricht nur auf das Altarhaus der Kirche, deren übrige Theile um Jahrhunderte älter sind.

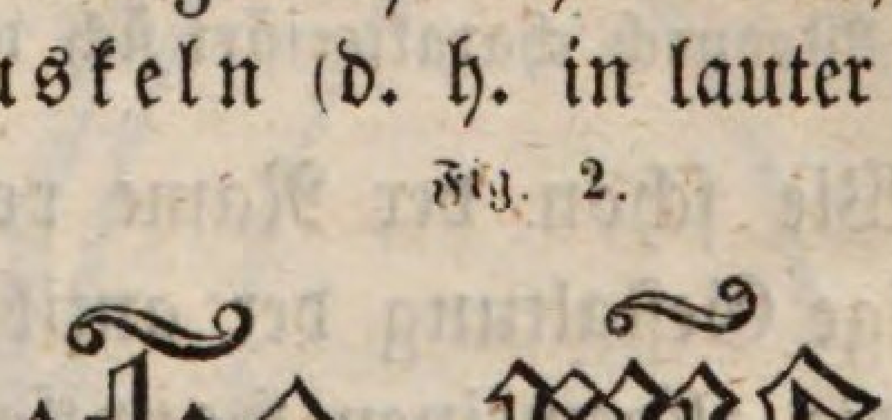
Uebrigens ist der Werth der Inschriften durch ihre Authentie (d. i. durch ihre Gleichzeitigkeit) bedingt, worüber die Schriftzüge entscheiden, wobei zu bemerken ist, daß alle Denkmäler-Inschriften bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts in neugothischen Majuskeln (d. h. in

Fig. 1.



lauter großen, den römischen mehr oder weniger ähnlichen Buchstaben (Fig. 1.), von da ab in neugothischen Minuskeln (d. h. in lauter kleinen eckigen, unserer deutschen Druckschrift ähnelnden Buchstaben (Fig. 2.) geschrieben wurden. — Von etwa 1550 ab erscheinen die großen lateinischen Buchstaben zwar wiederum auf den Denkmälern, aber in den bekannten modernen Formen.

Fig. 2.



*)

---

*) d. i. Jesus Christus, abgekürzt und nach griechischer Schreibung: IHC XPC.

7. Wie verhält es sich mit den chronistischen Nachrichten?

Bei der Beurtheilung der chronistischen Nachrichten wird man den gleichzeitigen Aufzeichnungen den Vorzug vor den späteren zu geben haben; es bleibt jedoch auch hier (wie bei den Urkunden, Fr. 5.) zweifelhaft, ob dergleichen Notizen auf das noch vorhandene Gebäude angewendet werden dürfen, oder ob sie sich nur auf frühere untergegangene Baulichkeiten beziehen. — Es liegt in der Eigenthümlichkeit der mittelalterlichen Geschichtsschreiber, daß sie zwar mit einer besonderen Pietät der Stiftung eines kirchlichen Institutes gedenken, über spätere bauliche Veränderungen indeß nur sehr unvollständige, oft gar keine Nachricht geben. Stetiger Zusammenhang der baugeschichtlichen Mittheilungen ist ihnen völlig fremd, woher es kommt, daß die deutlichen und ausdrücklichen Daten gewöhnlich nur auf die untergegangenen, die undeutlichen und gelegentlichen dagegen auf die noch vorhandenen Bauwerke zu beziehen sind.

8. Wie läßt sich bei etwaigem Mangel an geschichtlichen Nachrichten (vgl. Frage 4.) die Erbauungszeit einer Kirche dennoch im Allgemeinen bestimmen, oder wonach ist die Anwendbarkeit vorhandener Nachrichten auf das vorhandene Gebäude zu beurtheilen?

Dies geschieht durch Vergleichung der Bauformen des zu beurtheilenden Gebäudes von ungewisser Erbauungszeit mit anderen Gebäuden von bekannter Erbauungszeit nach Anleitung der Geschichte der christlichen Kirchenbaukunst des Mittelalters, welche sich in sehr bestimmten und im Allgemeinen leicht unterscheidbaren Ausbildungsstufen entwickelt hat und zwei große Hauptabschnitte darbietet.

9. Welches sind die beiden Hauptabschnitte in der Geschichte des mittelalterlichen Kirchenbaues?

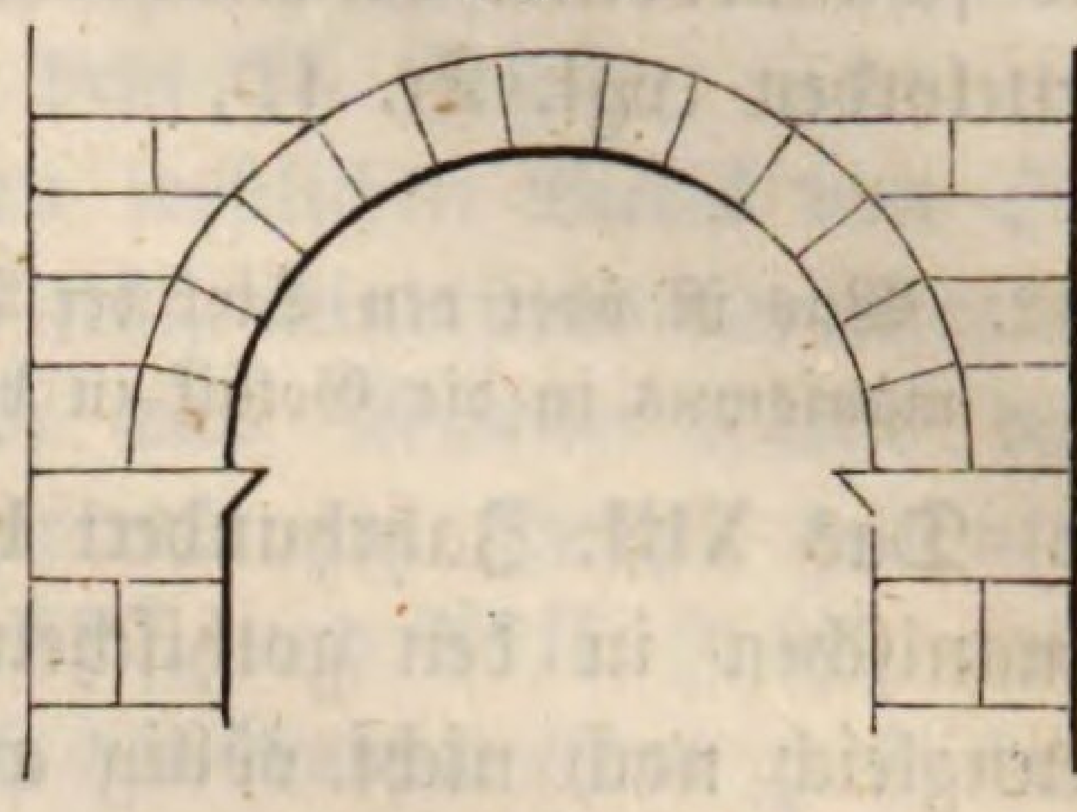
Es sind die Perioden des romanischen und des gothischen Baustyls.

10. Wodurch charakterisirt sich der romanische Baustyl?

Wie schon der Name romanischer Baustyl andeutet, ist darunter diejenige Gestaltung der antik römischen Baukunst zu verstehen, in welcher zwar die allgemeinen Hauptformen der letzteren beibehalten, aber mit dem Geiste der neuen christlichen Völker erfüllt und demselben entsprechend umgebildet wurden. Die Kirchen romanischen Styls sind einfache, massenhafte, mehr niedrige als hohe Gebäude von starkem Gemäuer und großer Festigkeit, Anfangs schwerfällig und schlicht, später zierlicher und reicher. Das Vorherrschen der Horizontallinie ist unverkennbar, und der halbkreisförmige

Rundbogen (Fig. 3.), mit dem alle Oeffnungen im Inneren und Aeußeren (Fenster, Thüren, Bögen, Nischen ꝛc.) überdeckt sind, ein auch für den Laien leicht zu erkennendes Merkmal. Dieser romanische Baustyl bildet sich bis zum Ende des XI. Jahrhunderts, erreicht in Deutschland seine höchste Blüthe im XII. und geht im Laufe des XIII. Jahrhunderts seinem Verfalle entgegen. Es sind daher diejenigen Kirchengebäude in Deutschland, in denen der Rundbogen vorherrscht, stets vor dem Jahre 1300, in den meisten Fällen vor dem Jahre 1250 erbaut worden.

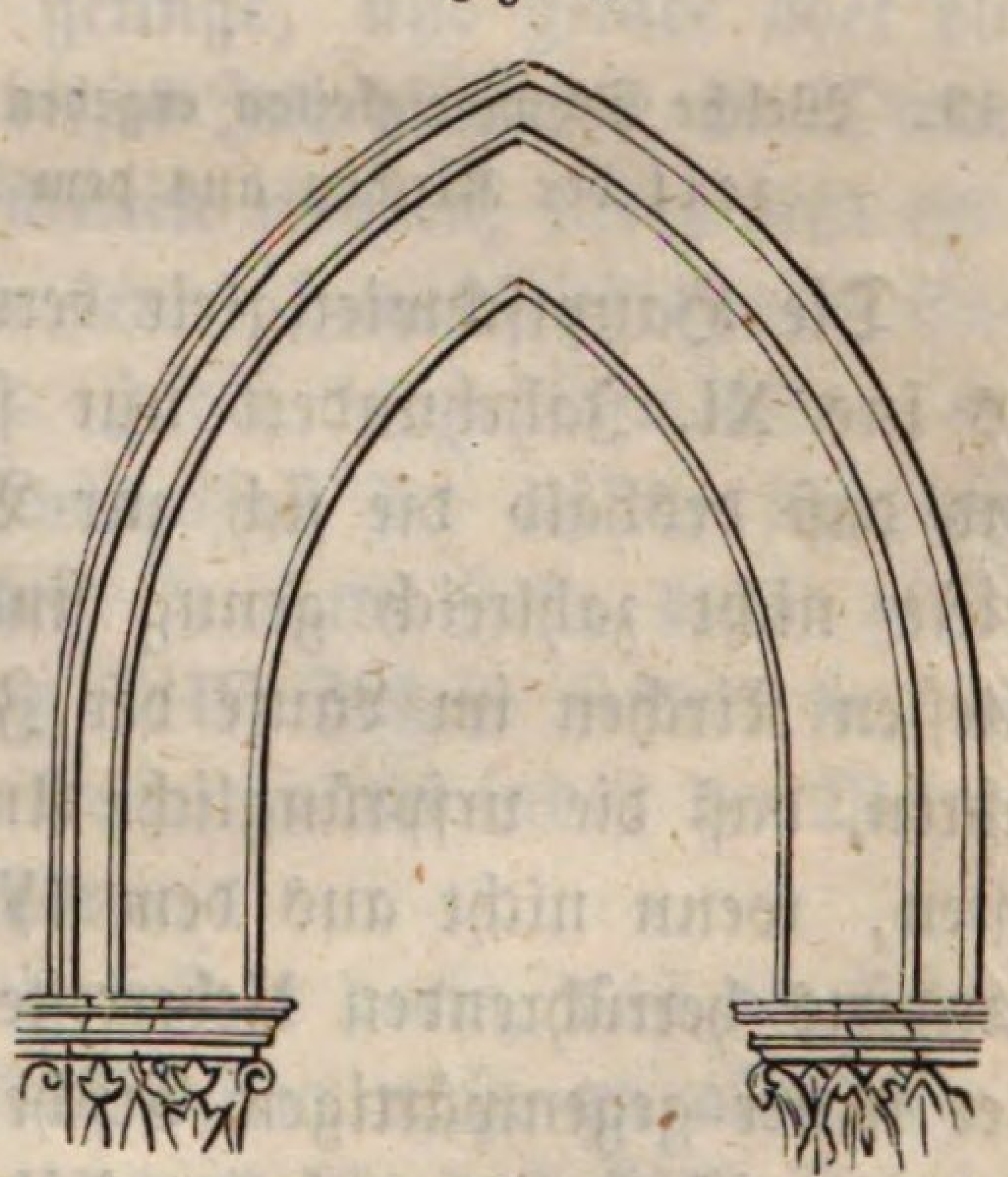
Fig. 3.



11. Wodurch charakterisirt sich der gothische Baustyl?

Die in der Zopfzeit für die vom XIII. bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts herrschende Baukunst aufgekommene Benennung gothischer Styl bezeichnet nicht das Wesen oder die Herkunft desselben, sondern nur den Gegensatz, in welchem sich diese Bauweise gegen das heidnisch Antike befindet, dessen verbrauchte Formen hier theils ganz abgethan, theils völlig umgewandelt erscheinen, wo sich der christliche Geist in neuen, ihm eigenthümlichen Formen ausspricht, welche der mit dem antiken Wesen buhlenden Zopfperiode unverständlich geworden waren und deshalb für gothisch (d. i. barbarisch) galten. Die Kirchen gothischen Styls sind hochstrebende Gebäude, deren Gerippe aus schmalen, senkrechten Gliedern besteht, zwischen welchen von großen Fenstern durchbrochene, leichte Wände als bloße Füllungen zum Abschlusse des Raumes eingefügt sind. Das Vorherrschen der Verticallinie ist an ihnen charakteristisch; ebenso der in allen Wölbungen angewendete Spitzbogen (Fig. 4.) (gewöhnlich mit schrägen gegliederten Seitenflächen) und das aus Rippen, zwischen denen leichte Kappen eingespannt sind, bestehende Kreuzgewölbe, welches Pfeiler als Stützen und Strebepfeiler als Widerlagen bedingt. — Die gothische Baukunst bietet drei sehr bestimmt zu unterscheidende Entwickelungsstufen dar: das Frühgothische im XIII. Jahrhundert, das ausgebildet Gothische im XIV. Jahrhundert und das Spätgothische im XV. und XVI. Jahrhundert; es gehen jedoch den ganzen Zeitraum hindurch zwei Bauweisen neben einander: die reichere

Fig. 4.



und schmuckvollere der Kathedralen und die mehr einfache und schlichte der Bettelorden (vgl. Fr. 1.).

12. Was ist über den Styl der Bauwerke in der Uebergangszeit aus dem Romanismus in die Gothik zu bemerken?

Das XIII. Jahrhundert bildet die Uebergangsperiode aus dem romanischen in den gothischen Baustyl, welcher als ein bereits fertiges, wenngleich noch nicht völlig ausgebildetes System aus dem angrenzenden Frankreich auf deutschen Boden verpflanzt wurde. Wir finden daher spätromanische und frühgothische Kirchen in dieser Zeit neben einander, und außerdem eine beträchtliche Anzahl von Gebäuden, in denen beide Style vermischt erscheinen: romanische Kirchen mit gothischen Elementen, namentlich mit Anwendung des Spitzbogens, der jedoch, stets sehr niedrig und oft kaum merklich gebrochen, niemals die Höhe eines gleichseitigen Dreiecks übersteigt, und gothische Kirchen mit romanischen Reminiscenzen.

Das älteste nach gothischem Plane entworfene Gebäude in Deutschland ist der im J. 1208 gegründete und in seinen östlichen, in allen Details noch stark romanisirenden Theilen um 1234 vollendete Dom zu Magdeburg. Auf ihn folgen die Liebfrauenkirche in Trier (1227—1244) und die Elisabethkirche in Marburg (1235—1283), an welchen das neue Bausystem zum ersten Male und zwar in ausgezeichneter und höchst eigenthümlicher Weise durchgeführt erscheint: Rundbogenthüren und in Trier auch rundbogige Thurmfenster erinnern indeß selbst den Laien an den damals noch gleichzeitig geübten, aber hinsterbenden Romanismus. In Cöln wurde die romanische Kirche St. Cunibert in demselben Jahre 1248 geweiht, wo der Grund zu dem Dome gelegt ward, in welchem die gothische Baukunst ihren höchsten Triumph feiert.

13. Welche Schwierigkeiten ergeben sich bei der Feststellung der Erbauungszeit der Kirchen aus dem Baustyle derselben?

Die Hauptschwierigkeit beruht darin, daß sich aus der ältesten Zeit bis ins XI. Jahrhundert nur sehr wenige Baudenkmale erhalten haben, und daß deshalb die sich zur Vergleichung des Styls darbietenden Beispiele nicht zahlreich genug sind. Auch haben, wie leicht erklärlich, die ältesten Kirchen im Laufe der Zeiten so viele spätere Umwandelungen erfahren, daß die ursprüngliche Anlage oft schwer zu ermitteln ist. Die ältesten, wenn nicht aus dem IV., so doch aus der Mitte des VI. Jahrhunderts herrührenden Ueberreste sind im Dom zu Trier enthalten, welcher seiner gegenwärtigen Erscheinung nach wesentlich dem XI. Jahrhundert angehört und noch im XII. und XIII. vergrößert und überwölbt worden ist; nur durch tiefer eingehende technische Untersuchungen ist es mög-

lich gewesen, die ursprüngliche Anlage desselben festzustellen. Aehnlich verhält es sich mit den Bestandtheilen aus dem VI. Jahrh., welche in dem aus der Uebergangsperiode stammenden westlichen Vieleck von St. Gereon in Cöln enthalten sind. — Dagegen tritt, mindestens im Innern, in seiner ursprünglichen Anlage klar hervor das Münster Karl's des Großen zu Aachen (796—804), ein vieleckiger mit einer Kuppel gekrönter Bau (Fig. 14.), dessen Aeußeres jedoch im XIII. und XVII. Jahrh. umgewandelt und im XIV. an der Ostseite durch den Anbau eines gothischen Chores theilweise zerstört worden ist. Die Nachwirkung dieses karolingischen Bauwerkes war indeß nur eine beschränkte; wir erkennen dieselbe in folgenden, mehr oder weniger dem Aachener Vorbilde gleichenden Beispielen: Die Kirche auf dem Michelsberge zu Fulda (beendet 822, mit westlichem Anbau aus dem XI. Jahrh.), das westliche Polygon der Stiftskirche zu Essen, wahrscheinlich nach dem Brande von 948 erbaut und, außer den ältesten Theilen von St. Pantaleon in Cöln, vielleicht das einzige erhaltene Denkmal aus dem X. Jahrh. in Deutschland), die Ruine des Klosters Mettlach a. d. Saar, die Schloßkapelle auf dem Valkhofe in Nymwegen, die Kirche zu Othmarsheim im Elsaß (vor 1027); endlich die hinter der Orgel verborgene Empore zu St. Maria auf dem Capitol in Cöln (von 1049). — Vereinzelter stehen die uralte westliche Krypta unter St. Cäcilien in Cöln, die Krypta unter der Propsteikirche auf dem Petersberge zu Fulda (ein Werk des im J. 779 verstorbenen dortigen Abtes Sturmi), sowie die Vorhalle des Klosters Lorsch an der Bergstraße (gegenwärtig allgemein anerkannt als ein Denkmal aus karolingischer Zeit) und die kleine Krypta unter der Klosterkirche St. Wiperti zu Quedlinburg (vielleicht aus dem X. Jahrh.). — Die Zahl der Bauwerke, welche in ihrer gegenwärtigen Gestaltung mit Bestimmtheit dem XI. Jahrh. zugeschrieben werden, ist ebenfalls eine nur geringe, und gerade über die Zeitstellung der drei wichtigsten Denkmale dieses Jahrhunderts, der Dome zu Mainz, Speier und Worms, ist viel gestritten worden, indeß jetzt anerkannt, daß deren auf unsere Tage gekommene, namentlich innere Erscheinung wesentlich erst dem XII. und XIII. Jahrh. angehören kann. — Dagegen erscheint das XII. Jahrh., mit Ausnahme der östlich von der Elbe belegenen Landestheile, wo sie noch sehr sparsam sind, durch zahlreiche Kirchen repräsentirt; aber erst seit dem XIII. Jahrh. finden sich in allen Theilen von Deutschland kirchliche Bauwerke, welche indeß der Mehrzahl nach dem XIV. und XV. Jahrh. angehören.

Eine fernere, nicht geringe Schwierigkeit besteht darin, daß der Fortschritt in der allmählichen Ausbildung der Architektur nicht an allen Orten gleichzeitig stattfand, und daß, was besonders für das XIII. Jahrh. von Wichtigkeit ist, namentlich der gothische Styl in manchen Gegenden

Deutschlands viel früher Eingang fand, als in anderen, wo der Romanismus sich länger, zuweilen bis ins XIV. Jahrh. hinaus zog.

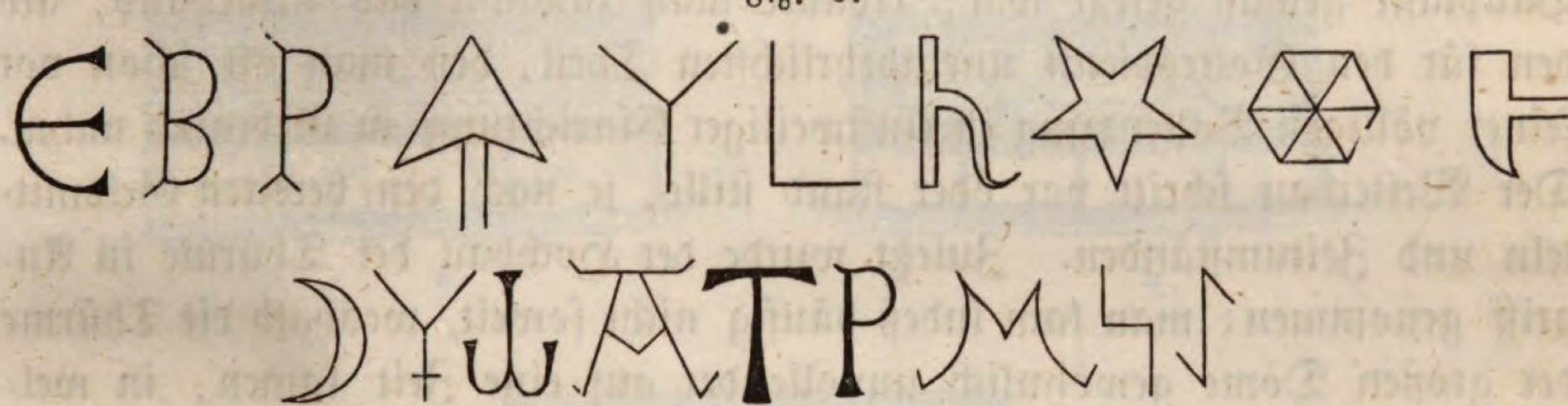
Endlich gehört große Uebung und ein feines Gefühl für die Eigenthümlichkeiten der architektonischen Details zur genaueren Feststellung der Entstehungszeit eines Gebäudes aus dem Style desselben. Auch ist darauf aufmerksam zu machen, daß die meisten größeren Kirchen in ihren verschiedenen Theilen gewöhnlich verschiedenen Zeiten angehören, von denen jede dem damals herrschenden Style und Geschmacke folgte, so daß stets zuerst zu untersuchen ist, ob ein Gebäude aus einem Gusse, oder in verschiedenen Zeitabschnitten entstanden ist, und dann erst, welches die älteren, und welches die jüngeren Theile desselben sind. Auch kommen hierbei spätere Veränderungen in Betracht, die nur gewisse Details betrafen und darum leicht zu falschen Schlüssen über das Alter des Gebäudes im Ganzen führen können. Es finden sich z. B. zuweilen in romanischen Kirchen, anstatt der nicht mehr vorhandenen ursprünglichen, spätere gothische Thüren und besonders Fenster, oder statt der ursprünglichen flachen Holzdecken später eingezogene Steingewölbe.

14. Welches waren die Baumeister der mittelalterlichen Kirchen, und durch welche Mittel kamen die Bauten zu Stande?

Seit den ältesten Zeiten und die ganze romanische Periode hindurch wurde die Baukunst von der Geistlichkeit geübt. Die Klöster, in welche sich die künstlerischen Ueberlieferungen und Fertigkeiten aus dem zerfallenen Römerreiche hinüber gerettet hatten, waren die Bildungsanstalten, wie für alle Künste und Wissenschaften, so auch für die kirchliche Baukunst. Die Benedictinerklöster zu St. Gallen, Hirsau, Corvey, Fulda, Paderborn, Hersfeld, Reichenau, Osnabrück, Hildesheim 2c. hatten förmliche Bauschulen, worin auch Laienbrüder als Gehilfen thätig waren. Die ausgezeichnetsten unter den Geistlichen machten die Baukunst zum Gegenstande ernster Studien; Bischöfe entwarfen nicht bloß die Baupläne, sondern betheiligten sich oft auch eigenhändig bei der Ausführung. Als jedoch zugleich mit der einreißenden Verweltlichung des Clerus und der Erschlaffung des Mönchsthums seit dem XIII. Jahrh. die Macht der Städte wuchs, hörte die Baukunst auf, das Privilegium der Geistlichkeit zu sein, und die Ausübung derselben ging an Baumeister aus dem Laienstande über, welche sich in zunftmäßig geregelte Genossenschaften zusammenthaten und praktische Bauschulen, die s. g. Bauhütten, errichteten, von denen die zu Straßburg, Cöln, Wien und Zürich die vornehmsten (Haupthütten) waren. Die einzelnen Hütten und deren Mitglieder: Meister, Parlirer und Gesellen, waren der ältesten Haupthütte zu Straßburg untergeordnet, deren Vorsteher als „oberster Richter des Steinwerks“ in

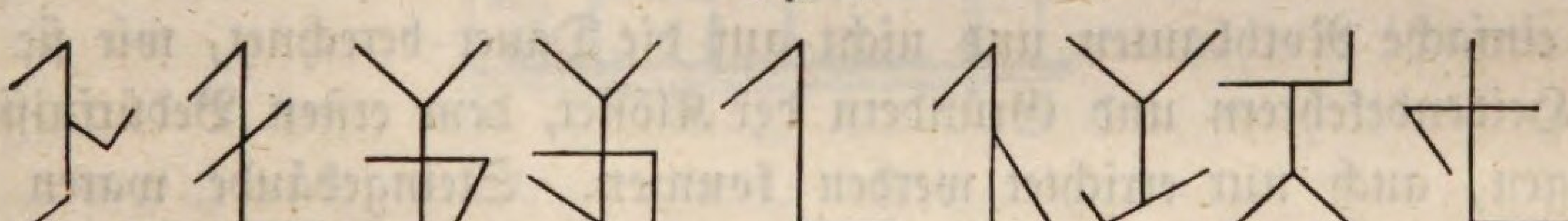
allen Angelegenheiten der Genossenschaft die letzte Entscheidung gab. Erst mit der Losreißung Straßburgs vom deutschen Reiche hörte diese Einrichtung auf, und mit dem allgemeinen Verfall des Zunftwesens verfielen auch die Bauhütten der Steinmetzen. — Es gehörte, was beiläufig bemerkt werden mag, zu den Gebräuchen der Bauhütten, daß einem jeden Gesellen ein Zeichen verliehen wurde, welches er nicht willkürlich verändern durfte, und gehalten war, in jedes von ihm bearbeitete Werkstück einzuhauen: daher rühren die s. g. Steinmetzzeichen, die seit dem Ausgange des XII. Jahrh. vereinzelt, gegen das Ende des Mittelalters ganz allgemein an den mittelalterlichen Steinbauten vorkommen. Die ältesten dieser Zeichen (Fig. 5.) bestehen aus Buchstaben, Runen, Planetenzeichen rc., die

Fig. 5.



späteren (Fig. 6.) sind aus geometrischen Linien, zuerst einfach, zuletzt complicirter zusammengesetzt.

Fig. 6.



Bei der Frage nach den Mitteln, wodurch die großartigen mittelalterlichen Bauten zu Stande kamen, ist dem Vorurtheile entgegen zu treten, als wenn dieselben nichts, oder doch so gut wie nichts gekostet hätten. Erhaltene Baurechnungen und gelegentliche Notizen liefern den Beweis, daß die Ausführung bedeutender Bauten auch damals, zumal wenn man den damaligen hohen Werth des Geldes in Betracht zieht, mit bedeutenden Kosten verknüpft waren, welche theils durch die eigenen Mittel der kirchlichen Institute, die gehalten waren, den dritten oder vierten Theil ihrer sämmtlichen, oft reichen Einkünfte in die Baukasse zu legen, theils aber durch hochgestellte Wohlthäter und die allgemeinste Opferwilligkeit aller Stände gedeckt wurden. Ein mächtiger Hebel war dabei die Lehre vom Ablasse und der Glaube an die Verdienstlichkeit der guten Werke. Nicht bloß Geschenke an Geld und geldwerthen Gegenständen unter Lebenden und Todten wurden zusammengebracht, sondern die Menge der

Gläubigen, eifrig beflissen auf die Erlangung von Ablaß und Förderung ihres Seelenheiles, that oft in Masse, aber in geordneter Weise und unter frommen Uebungen, bei dem mühsamen Transporte der Baumaterialien Handreichung. Nicht bloß die Bischöfe trachteten nach großartigen Kathedralen, und die Klöster nach stattlichen Kirchen, sondern es war auch für die kleinsten Städtchen eine Ehrensache, ein würdiges Gotteshaus zu besitzen. Die Einwohner begnügten sich mit den bescheidensten Wohnungen in ärmlichen Häusern, sparten dagegen weder Geld, noch Mühe, wenn es galt eine schöne Kirche zu erbauen und dieselbe würdig auszustatten. Außerdem vertheilten sich die Baukosten gewöhnlich auf lange Zeiträume, indem die Erbauung großer Kirchen die Thatkraft mehrerer Jahrhunderte in Anspruch nahm. Nachdem der Grund des ganzen Gebäudes dem Bauplane gemäß gelegt war, erbaute man zunächst das Altarhaus, als den für den Gottesdienst unentbehrlichsten Theil, den man oft schon vor seiner völligen Vollendung in einstweiliger Einrichtung in Gebrauch nahm. Der Weiterbau schritt vor oder stand stille, je nach den bereiten Geldmitteln und Zeitumständen. Zuletzt wurde der Hochbau der Thürme in Angriff genommen; man kam indeß häufig nicht soweit, weshalb die Thürme der großen Dome gewöhnlich unvollendet auf eine Zeit kamen, in welcher der frühere Eifer erkaltet und die Blüthe der Gothik bereits vorüber war.

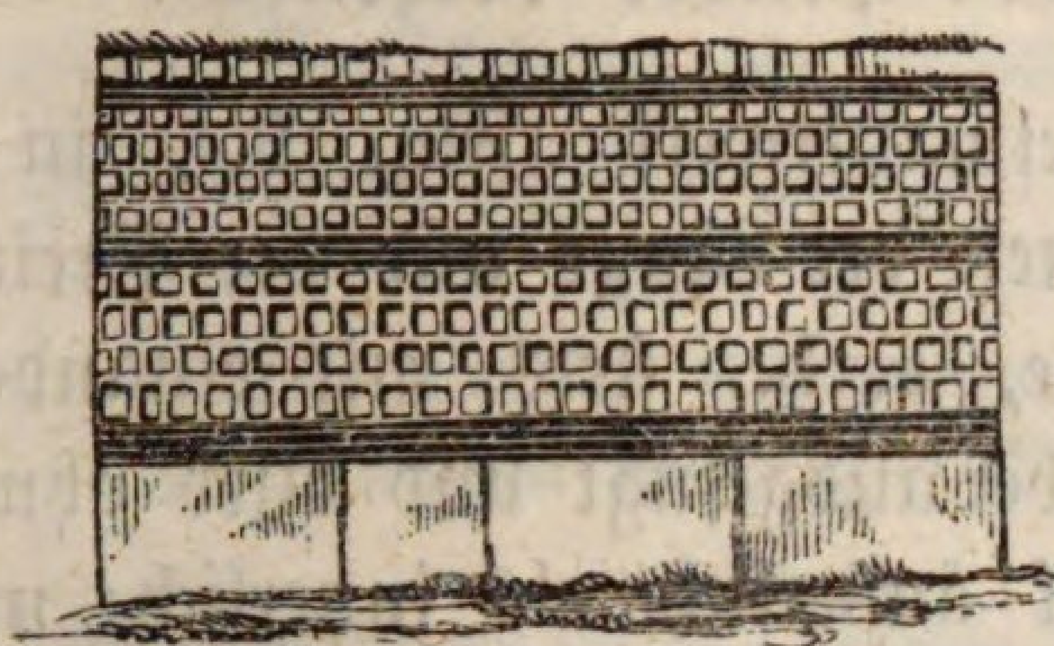
15. Aus welchem **Material** wurden die Kirchen erbaut?

Die meisten der ältesten Kirchen in Deutschland waren aus Holz: rohe einfache Nothbauten und nicht auf die Dauer berechnet, wie sie von den Heidenbekehrern und Gründern der Klöster, dem ersten Bedürfnisse zu genügen, auch nur errichtet werden konnten. Steingebäude waren eine Seltenheit: ihre Erbauung setzte geordnete Zustände voraus, welche erst nach größerer Befestigung des Christenthums eintraten, und erforderte bedeutendere Mittel, wie sie nur mächtigen Gewalthabern zu Gebote standen, und selbst letztere hatten in dieser Beziehung mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Karl der Große mußte zu dem unter der Leitung des Ansegis, späteren Abtes von Fontenelle (St. Wandrille bei Rouen), ausgeführten Bau seines Münsters in Aachen italienische Werkleute herbeiziehen, welche nach der damaligen Sitte ihres seit dem Falle des Heidenthumes an prachtvollen Trümmern reichen Heimathlandes, auch hier zum Theil verschiedene antike Säulen von Marmor, Granit und anderem edelen Gestein verwendeten, die der Kaiser aus Ravenna und Rom, sowie Quadern von den Stadtmauern aus Verdun, herbeibringen ließ. Gleiches that Otto der Große bei der Erbauung des ursprünglichen Domes zu Magdeburg, aus welchem noch kostbare antike Säulen in dem Altarhause und Capitelsaale des gegenwärtigen Dombaues erhalten sind, und der

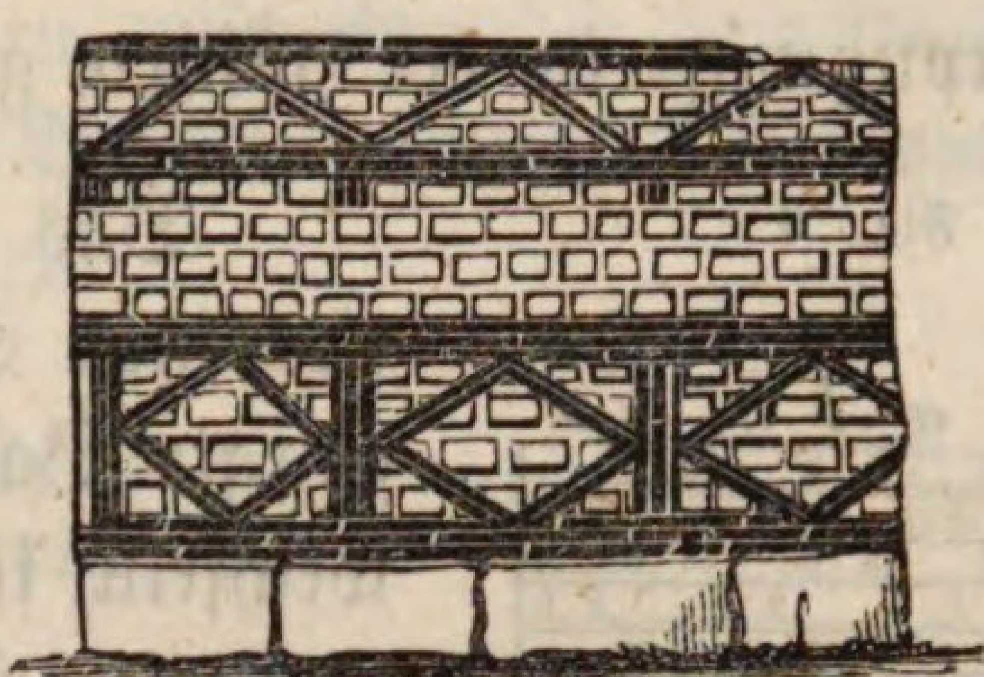
Palast Theodorich's in Ravenna wurde förmlich die Marmorgrube der nordischen Kaiser.

Erst mit dem XII. Jahrh. hörte der Holzbau der Kirchen, welcher in Scandinavien auch künstlerisch ausgebildet erscheint, in Deutschland allgemein auf, doch sind von Mähren und Galizien bis Pomerellen noch viel alte Dorfkirchen aus Holz vorhanden. Im Steinbau herrschte bis ins XI. Jahrh. die altrömische Technik vor; namentlich sind einzelne, zuweilen allerlei Muster bildende Lagen von langen, dünnen

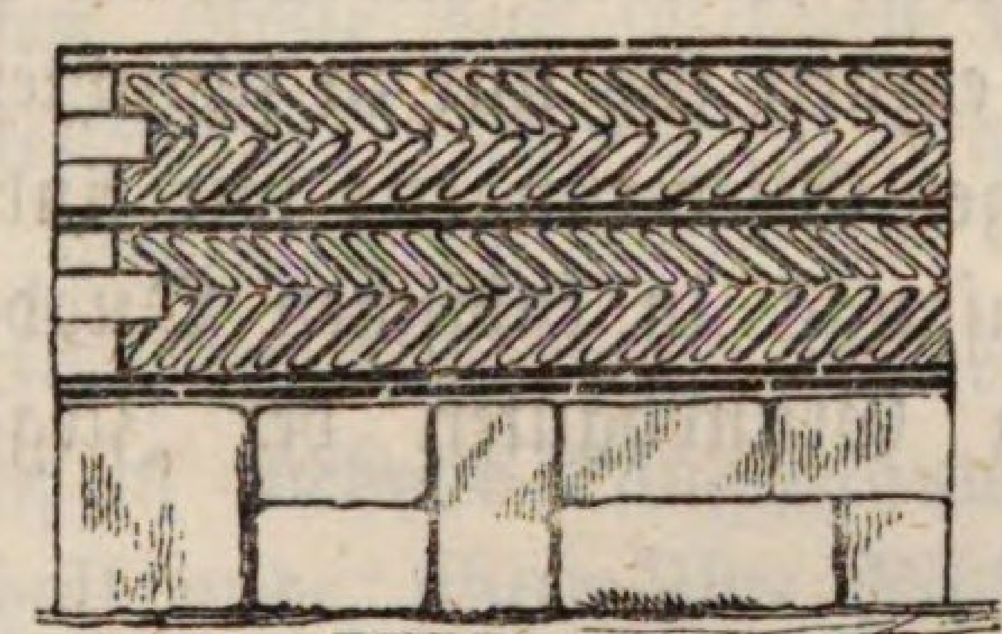
Fig. 7.



a.



b.



c.

Ziegeln, mit welchen sich das aus kleinen kubischen Steinen bestehende Gemäuer durchsetzt findet (Fig. 7 a. b. c.), auch ährenförmige Schichtung der Steine (Fig. 7 c.) und sehr breite Mörtelfugen charakteristisch.

Was das beim Massivbau zur Anwendung gekommene Material anbetrifft, so zerfällt Deutschland in zwei Theile: in der südlichen Hälfte, etwa bis zur Elbe, sind die Kirchenbauten größtentheils aus Hausteinen verschiedener Art, wie sie die Oertlichkeit lieferte, ausgeführt, und Ziegel kommen nur sehr vereinzelt und dann bloß zum Körper des Gemäuers verwendet vor; dagegen ist im nordostdeutschen Tieflande und dessen Nachbarländern, neben dem in dem aufgeschwemmten Boden zahlreich sich vorfindenden Granitgeröll (Feldstein, Kiesling) der Ziegelbau ausschließlich herrschend. — Der niederrheinische Backsteinbau entbehrt der künstlerischen Ausbildung, indem hier alle formirten Theile der Gebäude durchweg aus Hausteinen bestehen, was in dem eigentlichen Gebiete des Ziegelbaues nur sporadisch vorkommt.

Im Hausteinbau herrscht im Allgemeinen zuerst überall Gemäuer aus Bruchsteinen vor, so daß nur aus Rücksicht auf größere Haltbarkeit, etwa der Grundbau, die Ecken und die gegliederten Theile aus behauenen Steinen bestehen: das Innere wie das Aeußere ist mit Mörtel geputzt und zuweilen durch eingekratzte Linien scheinbar gequadert. Erst um die Mitte des XII. Jahrhunderts beginnt an einzelnen Orten der Bau aus Quadern, der mehr und mehr um sich greift und (natürlich ohne Verputzung) in der ganzen gothischen Periode vorherrscht.

Fig. 8.

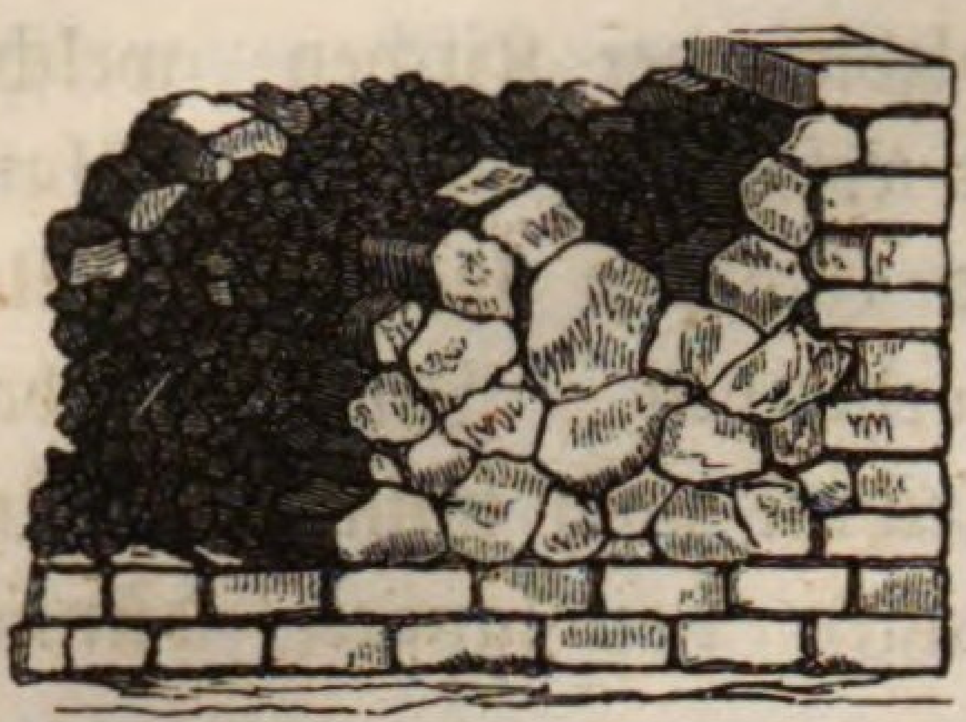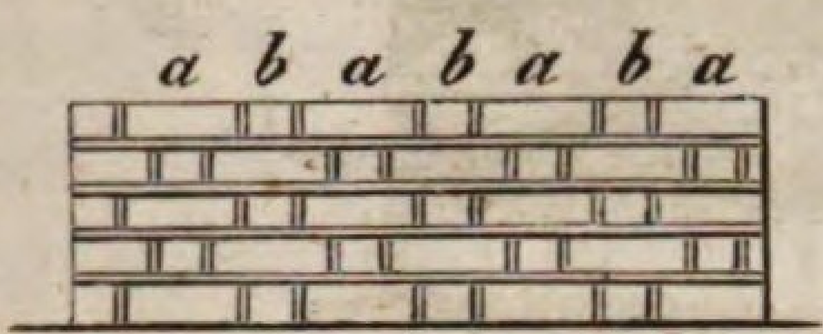


Fig. 9.



Das Ziegelmauerwerk (Fig. 9.), in dessen einzelnen Schichten der Länge und der Breite nach gelegte Backsteine, a. b., stets mit einander abwechseln, ist sauber ausgefugt und blieb ohne Verputzung, sowohl äußerlich als innerlich: nur die Unterflächen der Bögen und anderen Wölbungen, sowie Nischen und Blenden wurden mit Mörtel überzogen.

Das Granitgeröll eignete sich nur zu schlichten Mauern und den einfachsten, meist geradlinigen Gliederungen; wir finden dasselbe, am häufigsten bei Landkirchen, Anfangs in kubischen Quadern, später roh, und in letzterer Weise bei den Grundbauten der Ziegelgebäude überall, verwendet.

16. Welche Gestalt haben die mittelalterlichen Kirchen?

Die bauliche Gestaltung der großen Mehrzahl aller mittelalterlichen Kirchen erscheint als die weitere Ausbildung und Entwickelung des altchristlichen Basilikenbaues und wird nur aus diesem verständlich.

17. Wann und wie ist der altchristliche Basilikenbau entstanden?

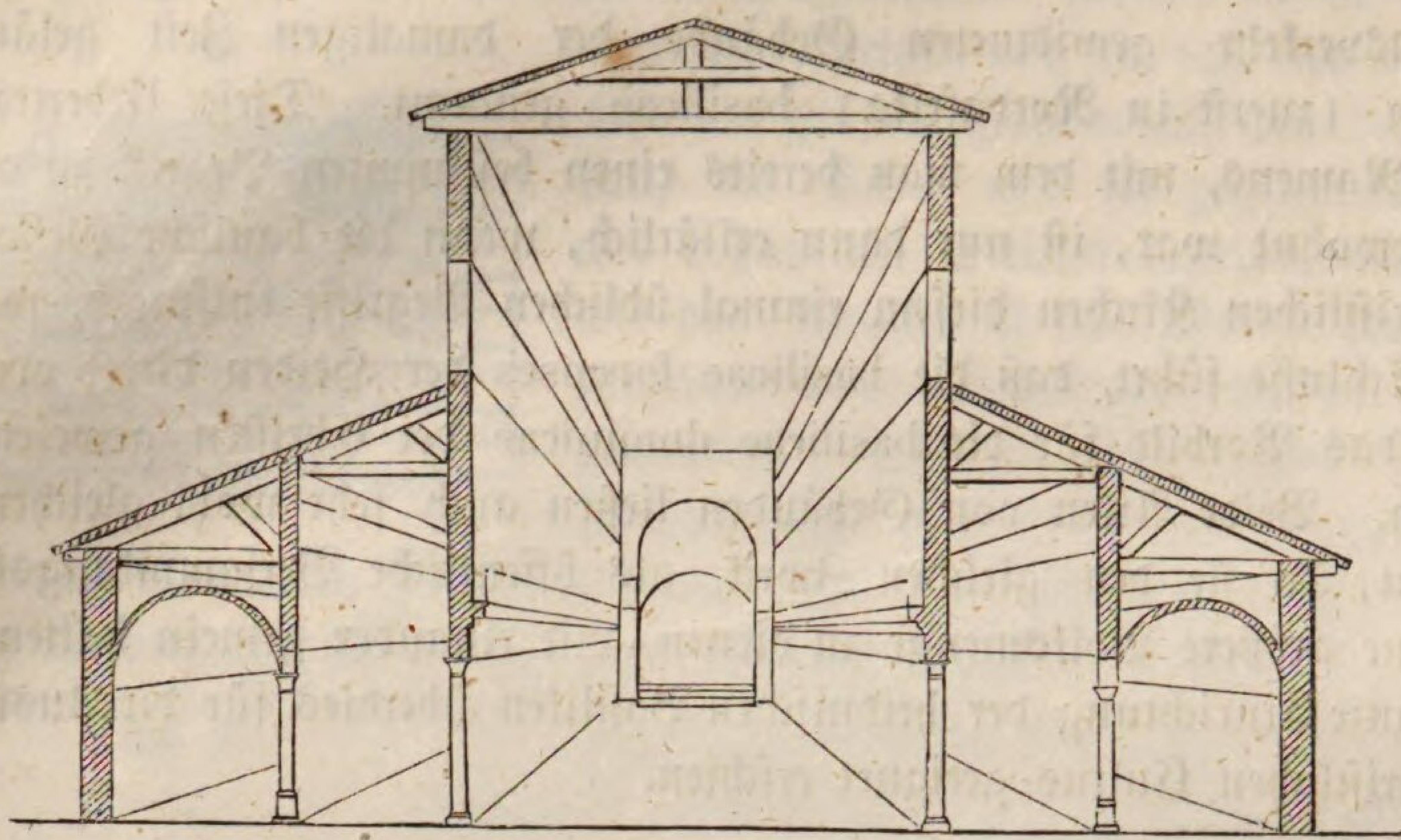
Die ersten Christen hielten ihre gottesdienstlichen Versammlungen in Privathäusern, in den Zeiten der Verfolgungen auch in den Gräbern (Katakomben zu Rom und Neapel), die Zahl der Bekenner wuchs aber in kurzer Zeit so sehr, daß die Christen, in eifriger Benutzung der ihnen zeitweise vergönnten Ruhe, bald nach dem Beginne des III. Jahrhunderts öffentliche Gotteshäuser zu erbauen anfingen, und schnell erhoben sich überall im römischen Reiche ansehnliche christliche Kirchen, welche indeß zu Anfang des folgenden Jahrhunderts in der Diocletianischen Verfolgung fast allgemein wieder zerstört wurden. Erst in dem nun folgenden Zeitalter des ersten christlichen Kaisers Constantinus, der selbst viele Gotteshäuser erbaute, traten die Kirchen in die Reihe der öffentlichen Pracht-

bauten und wurden mit einem für die dem öffentlichen Handels- und Gerichtsverkehr gewidmeten Gebäude der damaligen Zeit geläufigen Namen (zuerst in Nordafrika) basilicae genannt. Diese Uebertragung eines Namens, mit dem man bereits einen bestimmten Begriff zu verbinden gewohnt war, ist nur dann erklärlich, wenn die bauliche Gestaltung der christlichen Kirchen diesem einmal üblichen Begriffe entsprach, was zu dem Schlusse führt, daß die basilicae forenses der Heiden direct oder indirect das Vorbild für die basilicae dominicae der Christen gewesen sein müssen. Beide Arten von Gebäuden ließen auch sehr wohl gleichen Typus zu, da sie den gleichen Zweck, als öffentliche Versammlungsstätten für eine größere Volksmenge zu dienen, mit einander gemein hatten, und die ganze Einrichtung der heidnischen Basiliken überdies für die Ausübung des christlichen Cultus geeignet erschien.

18. Welches war die Anordnung und Form der heidnischen Basilika, die der christlichen Kirche zum Vorbilde diente?

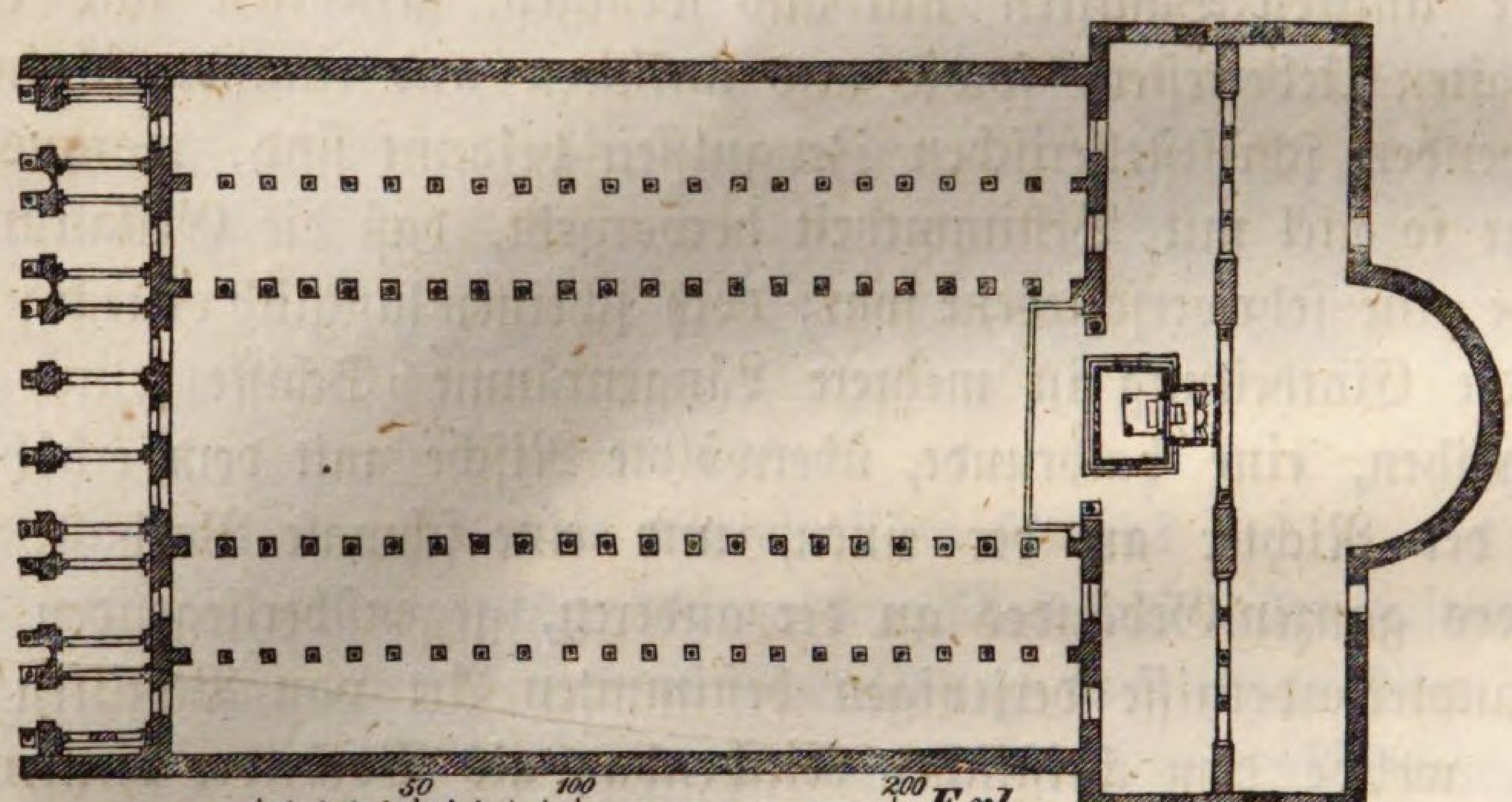
Die Beantwortung dieser Frage hat darum ihre Schwierigkeit, weil uns die antiken Basiliken nur aus wenigen, zerstörten und theilweise zweifelhaften Ueberresten, sowie aus unklaren und einander scheinbar widersprechenden schriftstellerischen Zeugnissen bekannt sind, woraus zusammen nur so viel mit Bestimmtheit hervorgeht, daß die Gestaltung dieser Gebäude eine sehr verschiedene war; doch scheinen länglich viereckige Grundform, die Eintheilung in mehrere Längenräume (Schiffe) durch parallele Säulenreihen, eine halbrunde, überwölbte Nische mit dem erhöhten Tribunale der Richter an der einen, und eine schmale Vorhalle von der Breite des ganzen Gebäudes an der anderen, gegenüberliegenden Schmalseite Haupterfordernisse derjenigen bestimmten Art von Basiliken gewesen zu sein, welche dem christlichen Kirchenbau als Vorbilder dienten, dessen älteste, auf uns gekommenen Denkmale in Nordafrika (primitive Kirchentrümmer noch aus vor-constantinischer Zeit), Bethlehem und Rom, diesem Typus wesentlich entsprechen. Ein längliches, von einer Mauer umschlossenes Viereck, an der dem Eingange gegenüber belegenen Schmalseite von einem halbrunden, etwa das mittlere Dritttheil einnehmenden Ausbau begrenzt, wird von parallelen Säulenreihen in fünf (oder drei) Schiffe getheilt und zwar so, daß die Breite des Mittelschiffes ungefähr dieselbe ist, wie die der Seitenschiffe zusammengenommen. Die durch ein gerades Gebälk oder durch Rundbögen mit einander verbundenen Säulen tragen auf diesen die mit vielen halbrund gedeckten Fenstern versehenen Seitenmauern des mit Täfelwerk flach gedeckten Hauptschiffes, während die niedrigeren, das Untergeschoß bildenden, durch eigene Fenster beleuchteten Nebenschiffe sich mit ihren pultförmigen Dächern an den Hoch-

Fig. 10.



bau des Mittelschiffes unterhalb der Fenster des letzteren anlehnen. Vgl. Fig. 10.

Fig. 11.



Sehr frühzeitig fing man an, einen breiten Raum vor der halbrunden Tribune von Säulen freizulassen und die Seitenmauern desselben zu gleicher Höhe mit den Mauern des Mittelschiffes aufzuführen, also den Langschiffen der Basilika ein durch Schwiebbögen mit ihnen verbundenes Querhaus vorzulegen (Fig. 11.), woraus sich die Kreuzform des Grundrisses der Kirchen entwickelte.

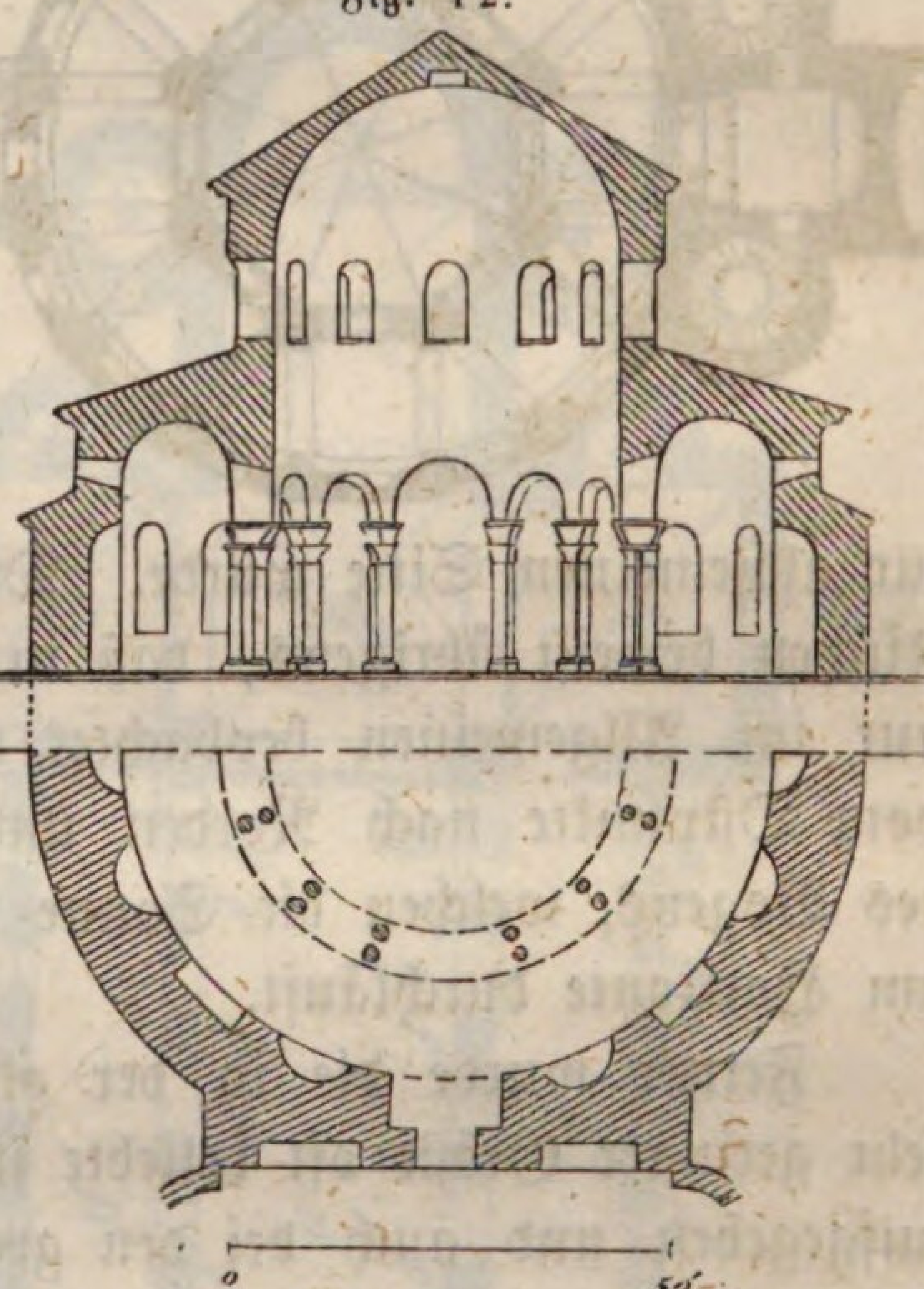
So war die sonst von weltlichen Geschäften der Heiden erfüllte Basilika das Bethaus der Christen geworden. Wo ehedem in der Mitte des Tribunals der weltliche Richterstuhl gestanden, saß und lehrte nun auf marmorner Kathedra der christliche Bischof, im Halbrund umher umgeben von seinen Presbyteren. Vor diesem Priesterraume stand frei in der Mitte des Querhauses der Altartisch in einer von Schranken umzo-

genen Abgrenzung für den Chor der niederen Geistlichkeit. Die Hallen des Schiffes und der Seitenschiffe blieben dem Volke überlassen. Die Vorhalle war der Aufenthaltsort für die von der kirchlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen und Büßer.

19. Wurden alle Kirchen des constantinischen Zeitalters nach dem Muster der Basiliken erbaut?

Dies war keineswegs der Fall, sondern es kamen, obgleich die Basilikenform die vorherrschende war, die mannichfachsten, zum Theil durch besondere Zwecke bedingten Grundformen in Anwendung, namentlich auch für Grab- und Denkmalkirchen (Fr. 2.) der Centralbau: ein runder achteckiger oder viereckiger, von einer Kuppel bedeckter auf einem Säulenkreise oder auf Pfeilern ruhender, mit Fenstern versehener, hoher Mittelbau ist von einem concentrischen, niedrigeren Umgange gestützt und umgeben; z. B. das Mausoleum der Constantia, einer Tochter Constantins des Großen († 354), an der Via Romentana bei Rom; Fig. 12.

Fig. 12.



Der Centralbau fand seine weitere Ausbildung (als Byzantinischer Styl) hauptsächlich im Morgenlande, während der Basilikenbau sich im Abendlande entwickelte und daselbst fast ausschließlich herrschte. Dennoch kommen unter den Kirchen, welche zur Zeit der Gothenherrschaft zu Ende des V. Jahrhunderts durch römische und griechische Baumeister in Italien errichtet wurden, auch einzelne Centralbauten vor (St. Vitale in Ravenna, 526 — 547, Fig. 13.), und gerade diese waren es, welche Karl der Große für seinen ersten bedeutenden Kirchenbau in Deutschland, das Münster zu Aachen (Fig. 14.), zum Vorbilde gewählt zu haben scheint, welches indeß, wie wir bereits oben (Fr. 13.) gesehen, nur wenige Nachfolge fand und bald auf immer verlassen wurde.

Ueber die Rundform der Tauf- und Grabkapellen vgl. oben Fr. 1.

20. Welche Umwandelungen erfuhr die Grundform der altchristlichen Basilika in der romanischen Periode des Mittelalters?

Zunächst ist die bestimmte Richtung der Längenaxe der Kirchen von Westen nach Osten, die Orientirung, zu bemerken, welche mit der

Fig. 13.

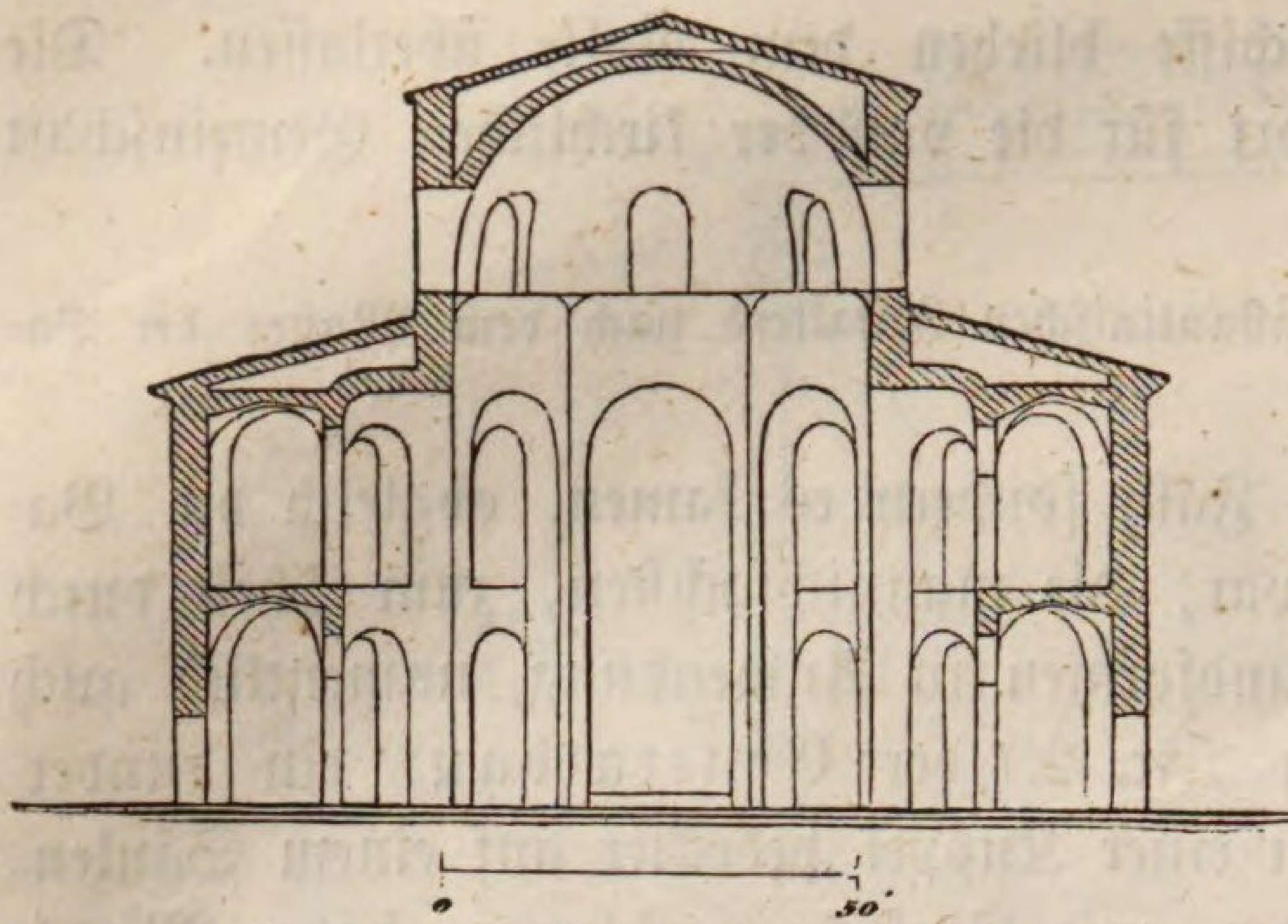
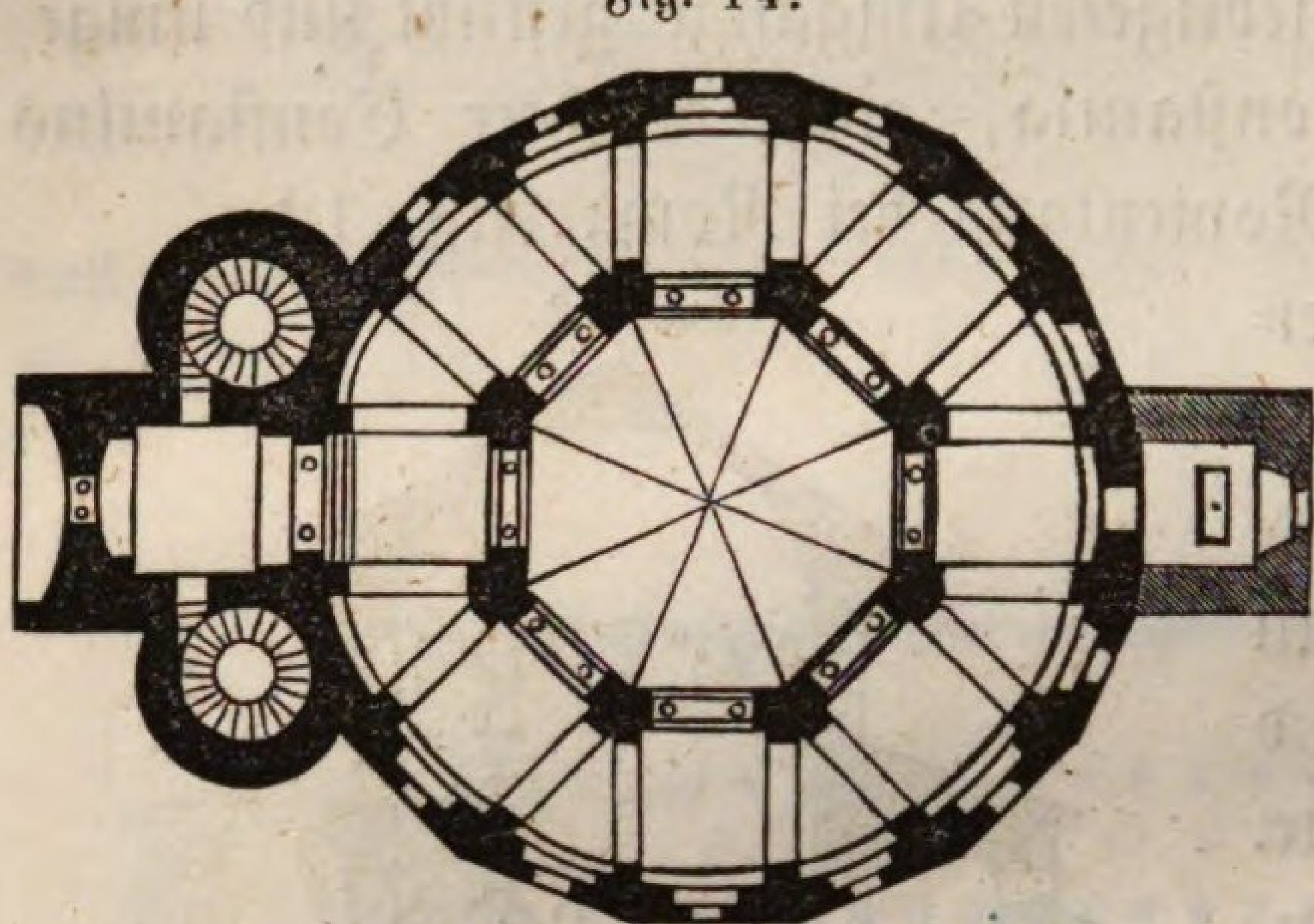


Fig. 14.



altchristlichen Sitte, das Antlitz beim Beten dem Aufgang aus der Höhe zuzukehren, zusammenhängt, und wie die ausdrückliche Vorschrift der s. g. Apostolischen Constitutionen beweist, zuerst im Oriente gesetzlich geworden war, während in Rom und Italien seit alter Zeit her in der Richtungslinie der Kirchen die Willkür vorgeherrscht hatte. Selbst da, wo man sich für die west-östliche Richtung entschied, wurde der Altar bald am Ost-, bald am Westende angebracht, und dieses Schwanken fand noch im IX. Jahrhundert statt, wo jedoch schon die größeste Mehrheit der Kirchen den Altar am östlichen Ende hatte, was späterhin zur allgemeinen Sitte wurde. Die nähere Untersuchung der Baulinie der Kirchen beweist übrigens, daß in vielen Fällen die west-östliche Richtung nur im Allgemeinen beobachtet wurde, indem sehr starke Abweichungen vom Ostpunkte nach Norden und Süden vorkommen, jedoch innerhalb des Bogens, welchen die Sonne vom Winter- bis zum Sommersolstitium am Horizonte durchläuft.

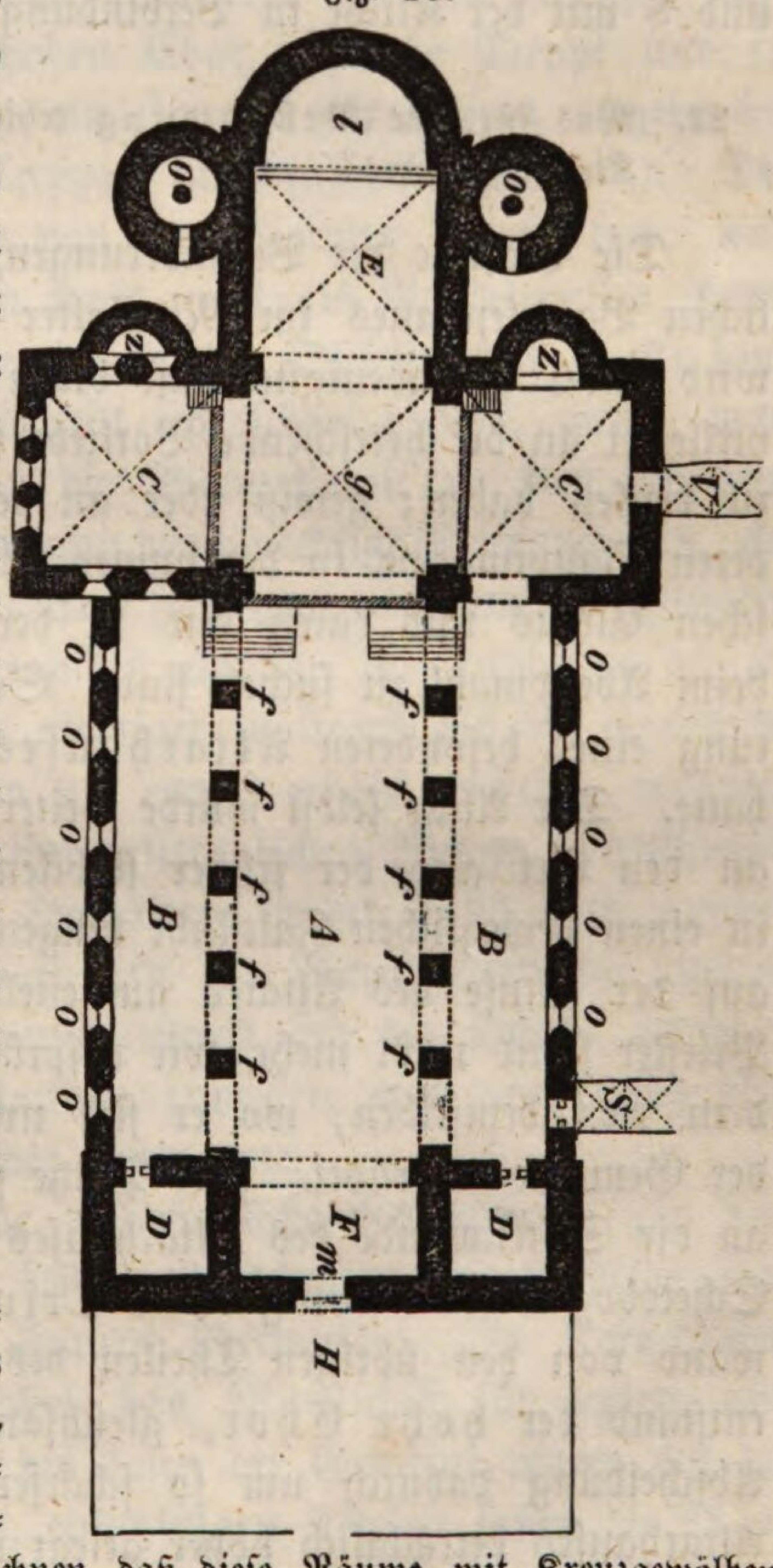
Ferner wurde die in der altchristlichen Zeit selbst bei Basiliken von sehr geringer Größe oft beliebte fünfschiffige Anlage des Langhauses ganz aufgegeben und auch bei den großartigsten Bauten auf nur drei Schiffe beschränkt, so daß das dem Langbau vorgelegte, in seiner ursprünglichen Ausdehnung beibehaltene Querhaus jetzt gewöhnlich auf beiden Seiten vorspringende Flügel bildete. Außerdem wurde das Mittelschiff, noch jenseits des Querhauses durch einen quadratischen Raum verlängert, als Altarhaus fortgesetzt und mit einer Rundnische geschlossen. Auf diese Weise ergab sich die Kreuzform der Kirche, und zwar nach einer bestimmten rhythmischen Gliederung: das Altarhaus besteht aus einem Quadrate, das Querhaus aus dreien, und das Langhaus aus zwei, zur nothwendigen Verlängerung gewöhnlich aus drei oder mehr Quadraten von gleicher Größe, so daß dem ganzen Grundplane der romani-

schen Kirche constructiv das Netz eines Würfels zu Grunde gelegt erscheint, dessen Basis in die Mitte des Querhauses fällt.

Eine sehr wesentliche Verherrlichung endlich wurde dem Kirchenbau durch die Anlage zweier quadratischen Thürme auf beiden Seiten der ursprünglichen Vorhalle zu Theil, so daß die das Hauptportal enthaltende mittlere Abtheilung der letzteren nunmehr als Zwischenhaus zwischen den Thürmen erscheint. — Als besondere Auszeichnung wurden namentlich den Kathedralen noch zwei, anfangs runde, später ebenfalls quadratische Thürme zu den Seiten des Altarhauses, außerdem auch häufig ein fünfter Thurm über dem Mittelquadrat des Querhauses als Centrum der ganzen Anlage hinzugefügt.

21. Welches ist daher der vollständige Grundplan einer Kirche romanischen Styls in allen ihren Theilen?

Fig. 15.



B A B das **Langhaus**, welches aus dem Hauptschiffe A und den beiden gewöhnlich halb so breiten Seitenschiffen B B besteht. Zwei von Säulen oder Pfeilern f f … getragene Arkaden scheiden die Schiffe von einander.

C C das **Querhaus**, welches aus der an allen vier Seiten von hohen Schwiebbögen begrenzten mittleren Vierung g und den beiden Kreuzarmen C und C*) besteht. Mit letzteren stehen die Seitenschiffe durch Bogenöffnungen in Verbindung. — Die Kreuzarme springen gewöhnlich über die Flucht der Seitenschiffe vor, bilden jedoch zuweilen mit

*) In dem einen (nördlichen) Kreuzarme ist die Durchschnittsebene durch das Oberstockwerk des Querhauses genommen, um die Stellung der Fenster zu veranschaulichen. — Die über Kreuz gezogenen Linien im Altarhause und Querhause bezeichnen, daß diese Räume mit Kreuzgewölben überspannt sind.

denselben eine fortlaufende Linie; vgl. Fig. 16 u. 23.

E das **Altarhaus**, gewöhnlich Chor genannt, welches östlich von der halbrunden Altarnische l, Tribune, Apsis oder Concha genannt, geschlossen ist. Ein hoher Schwiebbogen trennt beide. Unter dem Altarhause ist eine Krypta angeordnet.

D D die beiden westlichen Glockenthürme.

F das **Zwischenhaus** (die innere Vorhalle) mit dem Hauptportale m.

O O zwei runde Chorthürme.

H eine zuweilen angeordnete äußere Vorhalle.

Den Zwischenräumen der Arkadenträger f f . . . entsprechend sind die Fenster o o o . . angebracht. Z Z sind zwei kleine Altarnischen, Nebenapsiden. — In Stifts- und Klosterkirchen schließt sich an eine Langseite derselben ein Kreuzgang, welcher durch die Nebenportale bei V und S mit der Kirche in Verbindung steht.

22. Was für eine Bestimmung erhielten die einzelnen Theile des romanischen Kirchengebäudes?

Die Gründe der Veränderungen, welche der Grundplan des altchristlichen Basilikenbaues im Mittelalter erfuhr, liegen nicht klar vor: man wird dabei am wenigsten an bloße baumeisterliche Einfälle, noch eher vielleicht an die herrschende Vorliebe für die Symbolisirung der Kreuzform zu denken haben; gewiß aber an veränderte gottesdienstliche Bedürfnisse, deren Hauptmotive in der immer schärfer hervortretenden Scheidung zwischen Clerus und Laien und in der weiteren Ausbildung der Opferidee beim Abendmahl zu suchen sind. So wenigstens erklärt sich die Einrichtung eines besonderen Altarhauses, welches der alten Basilika gefehlt hatte. Der Altar selbst wurde weiter nach Osten gerückt, in die Apsis, an den Ort also der früher stabilen bischöflichen Kathedra, welche nun in einen beweglichen Faltstuhl umgewandelt erscheint, der nach Bedürfniß auf der Stufe des Altares aufgestellt werden kann. Der pontificirende Priester stand nicht mehr, wie ursprünglich, hinter dem Altartische, sondern vor demselben, wo er sich nur ausnahmsweise mit dem Gesichte der Gemeine zuwendet. Die Plätze für den Chor der Geistlichkeit wurden an die Seitenwände des Altarhauses verlegt, welches unter dem östlichen Scheidbogen der Vierung (dem Triumphbogen) durch eine Schrankenwand von den übrigen Theilen des Gotteshauses getrennt wurde. So entstand der hohe Chor, gleichsam eine Kirche in der Kirche, deren Abscheidung dadurch um so schärfer hervortrat, daß der Fußboden des Altarhauses beträchtlich höher gelegt war, als die übrige Kirche, gewöhnlich etwa um 5 Fuß, in einzelnen Fällen selbst bis zu 20 Fuß und dar-

über. Diese sonst auffällige Erhöhung hat ihren constructiven Grund in der Anlage der Krypta, einer überwölbten, gewöhnlich aus drei Schiffen von gleicher Breite bestehenden unterirdischen Kapelle in der ganzen Ausdehnung des Altarhauses. Man darf annehmen, daß diese dunkle Gruftkirche dem Todtendienste gewidmet war; die Anlage erinnert an den ein Märtyrergrab umschließenden, confessio genannten Raum unter dem Altare der altchristlichen Denkmalskirche, und ist wahrscheinlich als weitere architektonische Ausbildung desselben aufzufassen.

Das Querhaus, dessen Mitte in der alten Basilika durch den von niederern Schranken umzogenen Altarplatz ausgezeichnet war, während die Eckräume, südlich das senatorium, nördlich das matronaeum, hervorragenden Gemeindegliedern, so wie den Mönchen und Nonnen überwiesen waren, verlor in der romanischen Kirche diese bevorzugte Bestimmung. Die mittlere Vierung wurde zum Hauptschiffe gezogen und nahm den für die Laiengemeinde bestimmten Altar des heiligen Kreuzes auf; außerdem war hier die auf den hohen Chor führende Treppe und in der Mitte derselben (vgl. Fig. 15.) ein Zugang zur Krypta angebracht, wenn nicht aus den Kreuzarmen Treppen hinabführten (Fig. 16.). Die Kreuzflügel selbst, durch Schranken von der Vierung abgesondert, und deshalb transsepta genannt, dienten wohl meist als Nebenkapellen, deren Altäre in den kleinen Apsidenvorlagen an der Ostseite ihre Stelle fanden. Die Isolirung der Transsepte tritt sehr scharf hervor, wenn, was nicht selten der Fall ist (Fig. 15.), die Vierung mit zu dem erhöhten Raume des Altarhauses gezogen und dann durch niedrige Seitenmauern, an denen sich die Sitze der Geistlichen weiter fortsetzen, von den Kreuzflügeln gänzlich getrennt wurde. Es pflegt indeß alsdann der Fußboden der erhöhten Vierung stets um eine Stufe niedriger zu liegen als der eigentliche Chor, über den die Apsis wiederum um etwas erhöht erscheint, wodurch diese Abtheilungen unter sich nach ihrem liturgischen Range unterschieden werden: das sanctuarium mit dem Hochaltare in der Apsis, das presbyterium im Altarhause und der chorus in der Vierung für die niedere Geistlichkeit. — Bei dieser Einrichtung erstreckt sich die Krypta gewöhnlich unter dem ganzen erhöhten Raume, zuweilen auch noch unter dem dann ebenfalls erhöhten Fußboden der Kreuzarme.

Das Langhaus behielt seine ursprüngliche Bestimmung für das Volk, mit strenger Scheidung der beiden Geschlechter: die Südseite war den Männern, die Nordseite den Frauen überwiesen. In Kathedralen mit einer zahlreichen Geistlichkeit blieb das Mittelschiff für letztere und für Fremde, Pilger 2c. offen, und die Laien der Gemeine waren auf die Seitenschiffe beschränkt. In kleinen, einschiffigen Kirchen saßen die Männer vorn, die Frauen hinten.

Das Zwischenhaus ist der von den Thürmen übrig gelassene Raum der bedeckten inneren Vorhalle der alten Basilika, an welche sich ein offener Säulenvorhof mit dem Reinigungsbrunnen für die Eintretenden anschloß. Diese Vorräume waren für Excommunicirte und Büßer bestimmt, welche das Heiligthum nicht betreten durften. Wo man im Mittelalter eine äußere Vorhalle beibehielt, ist dieselbe oben stets bedacht und nur an den Seiten offen, auch nicht regelmäßig im Westen vor dem Haupteingang, sondern oft an einer Langseite oder Kreuzvorlage der Kirche vor einer Nebenthür angebracht. Diese äußere Vorhalle hat gewöhnlich den Namen Paradies, und es finden sich Beispiele von einer Benutzung derselben zu einer eigenthümlichen Gedächtnißfeier des Sündenfalles, dem s. g. Adam-Austreiben.

Die Thürme scheinen um der im VI. Jahrhundert üblich gewordenen Glocken willen, und zwar zuerst in Italien, hier jedoch als isolirt neben den Kirchen stehende Glockenhäuser errichtet worden zu sein, dienten indeß in unseren nördlichen Gegenden zugleich als Warten zur Bewachung vor feindlichen Ueberfällen. — Des wohlgefälligen Ebenmaßes wegen ordnete man zwei Thürme an und gab ihnen die Stelle auf den Flügeln der Vorhalle am Eingange zur Kirche, wo sie dem Auge weithin sichtbar und durch die Stimme der Glocken auch dem Ohre vernehmlich, das Gotteshaus bezeichnend zum Gottesdienst laden. — Die Grundform der Thürme ist viereckig oder rund. Rund sind namentlich häufig die Chorthürme der romanischen Dome; ihre eigentliche Bestimmung ist unbekannt; vielleicht sollten sie, wie die über den romanischen Kathedralen gleichfalls vorkommenden mittleren Kuppelthürme, lediglich zur Verherrlichung des Bauwerkes und zur Bezeichnung seines höheren Ranges dienen. Doch kann die constructive Rücksicht, durch sie der überwölbten Apsis eine starke Widerlage zu geben, bei Anlage derselben von Einfluß gewesen sein. Ihre Rundform erlaubte die bequeme Einrichtung fester stufenloser Wendelstiegen im Innern, welche zum Heraufführen der Materialien für den fortgesetzten Bau des Langhauses sich benutzen ließen. — Die beiden unteren Geschosse viereckiger Thürme sind zuweilen zu Kapellen eingerichtet. — Isolirt stehende Glockenthürme kommen in Deutschland nur vereinzelt und provinziell (in Schlesien) sonst wohl lediglich nur aus besonderen örtlichen Gründen vor.

23. Finden sich Abweichungen von dem normalen Grundplane der romanischen Kirche, und welche?

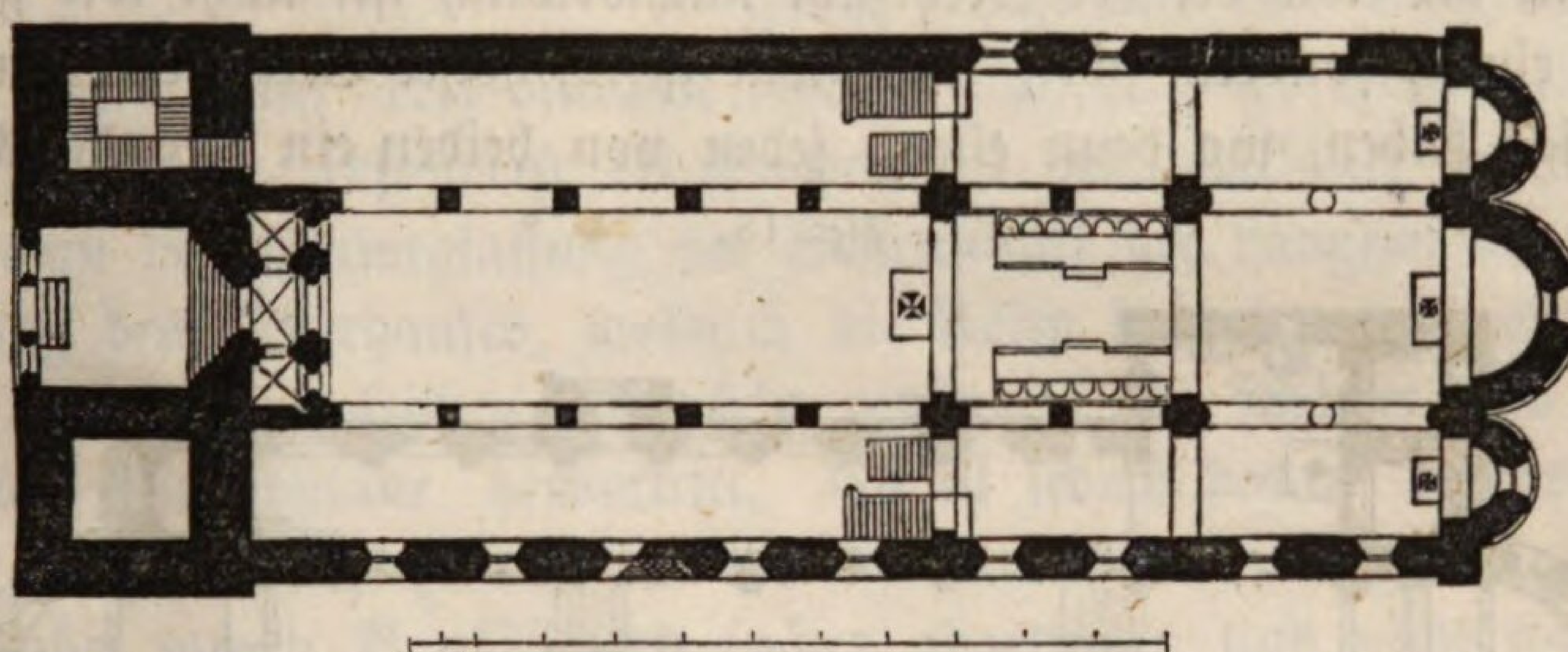
Nur in sehr seltenen Fällen sind die Kirchen streng nach dem normalen Grundplane entworfen, dessen Typus jedoch stets kenntlich bleibt. Abgesehen indeß von jenen unbedeutenden und mehr zufälligen Abweichungen kommen auch solche vor, an denen der Typus selbst mehr

oder weniger modificirt erscheint, und die entweder als Erweiterungen oder als Reductionen desselben aufzufassen sind.

24. Welche Erweiterungen des normalen Typus sind zu bemerken?

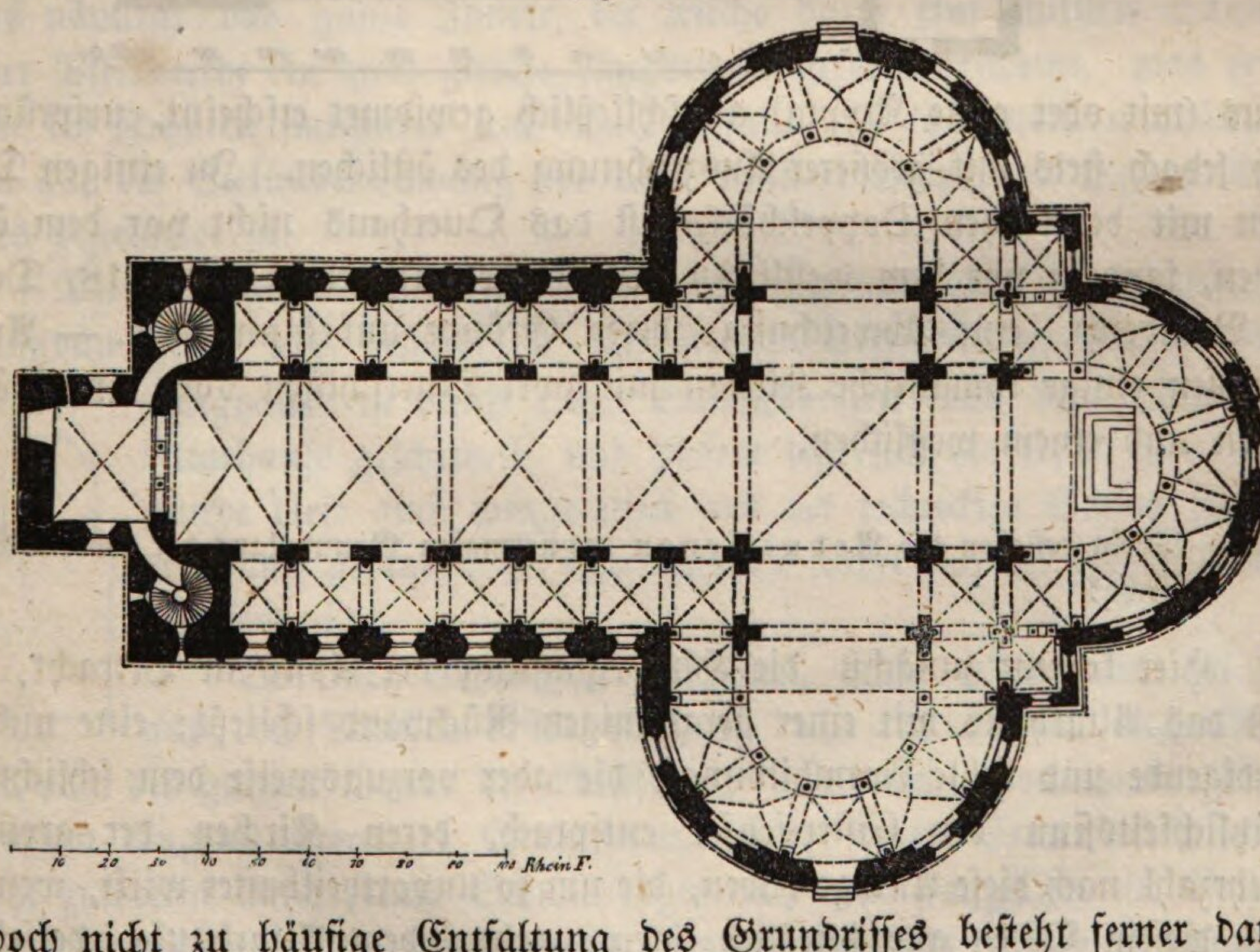
Die vorkommenden Erweiterungen umfassen vorzugsweise die östlichen Theile des Grundrisses und bestehen zunächst in der Anordnung von in Apsiden auslaufenden Seitenkapellen neben dem Altarhause, die gewöhnlich nur vom Querschiffe aus zugänglich sind, indeß in selteneren Beispielen dadurch als wirkliche Fortsetzungen der Seitenschiffe des Langhauses erscheinen, daß in ihnen die im Querhause unterbrochenen Arkadenreihen des Langhauses

Fig. 16.



wieder aufgenommen und auf diese Weise Verbindungen mit dem Altarhause hergestellt sind (Fig. 16. Dom zu Gurk in Kärnthen). Eine weitere,

Fig. 17.

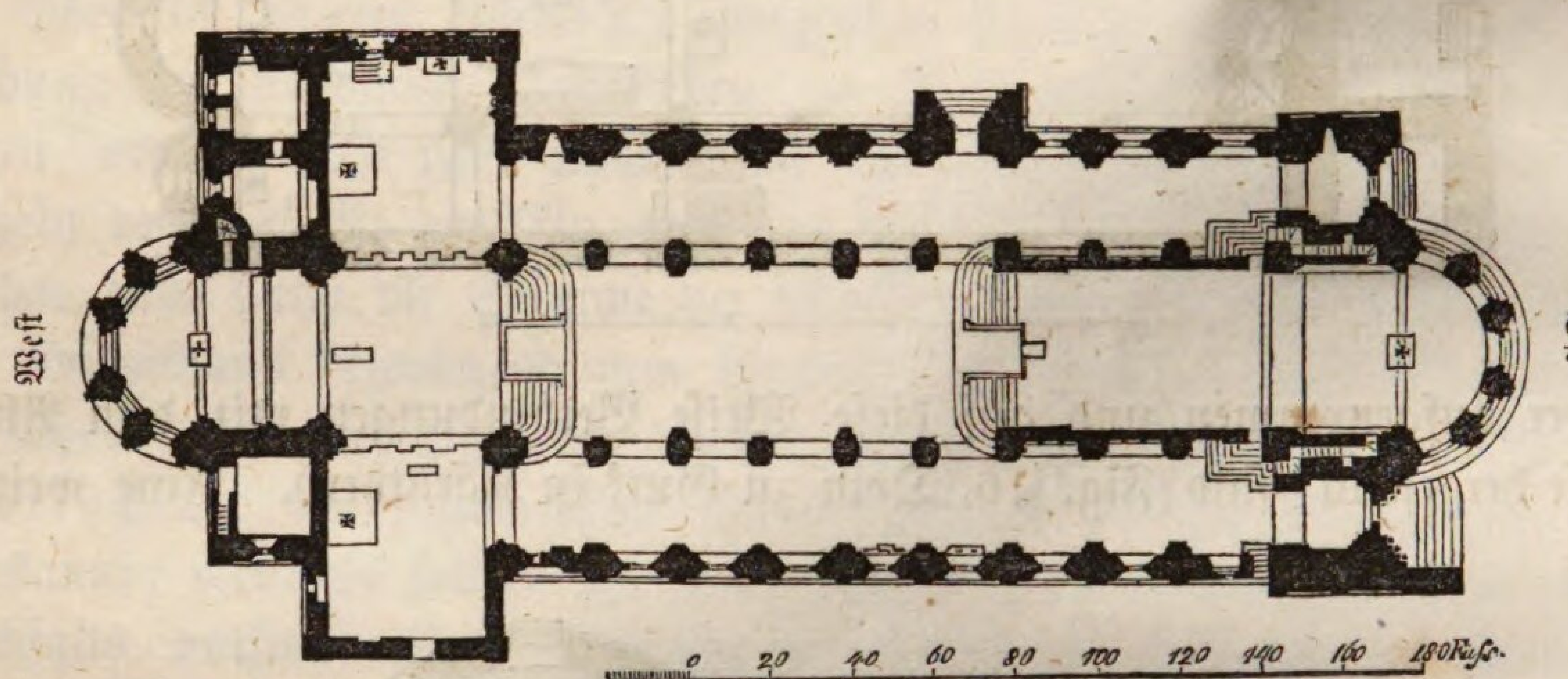


jedoch nicht zu häufige Entfaltung des Grundrisses besteht ferner darin,

daß die Seitenschiffe, um das ganze Altarhaus mit Einschluß der Apsis herumgeführt, einen Umgang um letzteres bilden. — Sehr eigenthümlich ist die s. g. Drei-Conchen-Anlage (der Kleeblattgrundriß) mehrerer Kirchen in Cöln und am Niederrhein, als deren Vorbild die im XI. Jahrhundert gegründete Kirche Maria auf dem Capitol in Cöln, Fig. 17. erscheint: hier schließt die ganze Ostpartie in drei großen Apsiden, die sich um die Vierung reihen, und die Seitenschiffe bilden einen Säulenumgang um das Innere der drei Conchen.

Die einzige westliche Erweiterung des romanischen Normalgrundplanes ist die Anordnung eines zweiten Altarhauses oder s. g. Westchores, welche an einer ganzen Reihe solcher Dome und Klosterkirchen vorkommt, die (wie bei der Mehrzahl nachweislich ist) nicht wie gewöhnlich nur einen, sondern zwei, und zwar gleich hoher Verehrung genießende Titelheilige haben, wo denn einem jeden von beiden ein besonderes Altar-

Fig. 18.

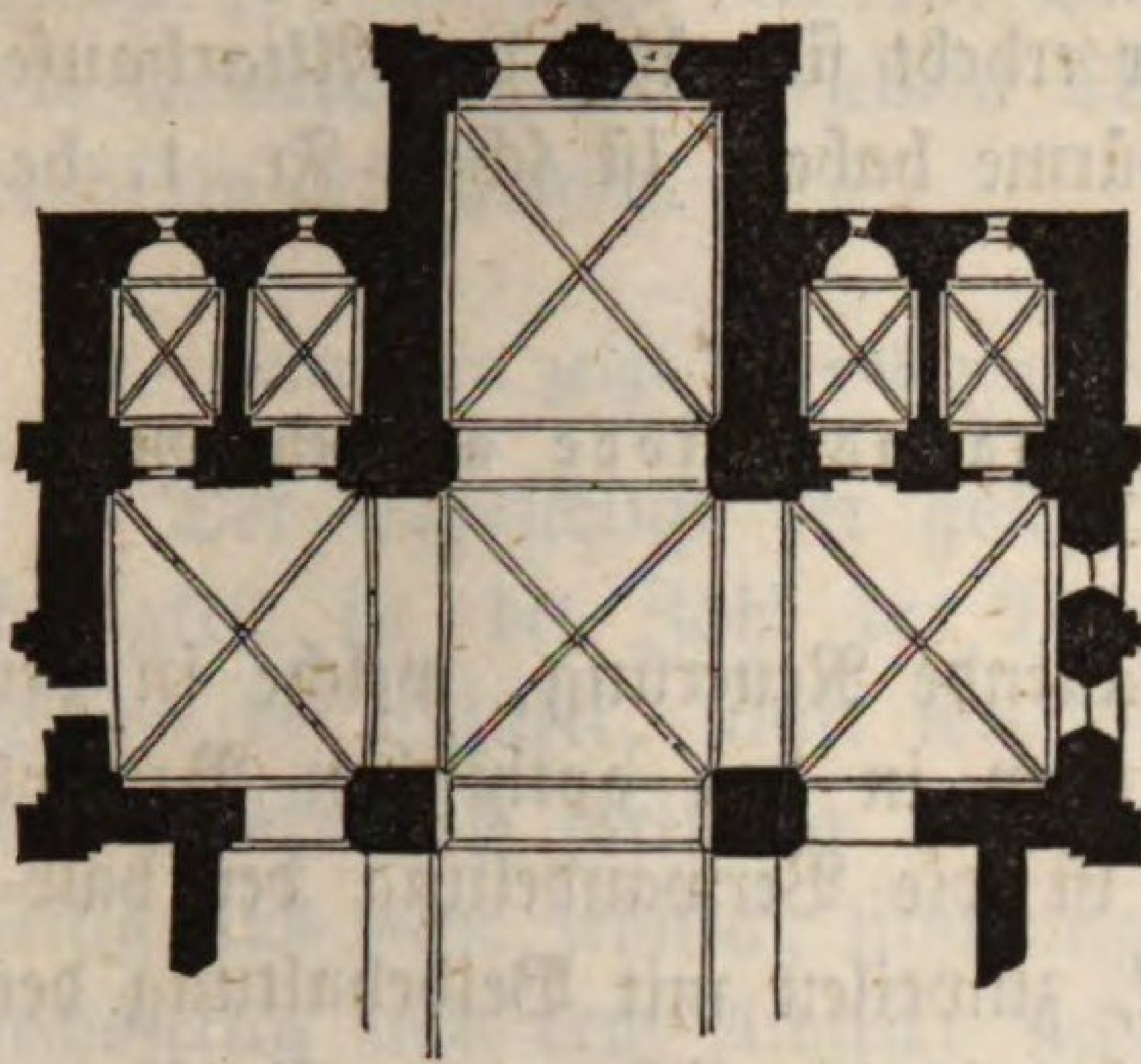


haus (mit oder ohne Krypta) ausschließlich gewidmet erscheint, ursprünglich jedoch stets mit größerer Auszeichnung des östlichen. In einigen Domen mit dergleichen Doppelchören ist das Querhaus nicht vor dem östlichen, sondern vor dem westlichen Altarhause angeordnet (Fig. 18. Dom zu Bamberg), eine Abweichung, deren Gründe unbekannt sind. — Auch kommen einige romanische Kirchen mit zwei Querschiffen vor, einem östlichen und einem westlichen.

25. Worin bestehen die Reductionen des normalen Grundplans der romanischen Kirche?

Hier kommt zunächst die Hinweglassung der Apsis in Betracht, so daß das Altarhaus mit einer geradlinigen Rückwand schließt: eine unbefriedigende und kahle Formbildung, die aber vorzugsweise dem schlichten Nützlichkeitssinn der Cistercienser entsprach, deren Kirchen der großen Mehrzahl nach diese Anlage haben, die um so unvortheilhafter wirkt, wenn, wie diesem Orden ausschließlich eigen, neben dem Altarhause jederseits

Fig. 19.



noch zwei Kapellchen am Querhause angeordnet sind, die ebenfalls geradlinig schließen (Fig. 19. Klosterkirche in Loccum). — Bei diesen rechtwinkeligen Altarhäusern findet sich übrigens häufig eine Rundnische für den Altar als Eintiefung in der Mauerstärke der Ostwand, um dadurch wenigstens das Innere dem normalen Typus anzubequemen. — Seltener findet sich die Auslassung des Querschiffes, so daß die ganze Kirche aus drei Langschiffen von gleicher Länge mit drei östlichen Apsiden besteht. Ebenfalls selten, und nur bei kleineren, besonders bei Kirchen der Nonnenklöster in Westfalen, findet man die Hinweglassung der Seitenschiffe des Langhauses mit Beibehaltung des Querhauses, wodurch die Form des Kreuzes (welches zuweilen mit vier gleichen Schenkeln construirt ist) schärfer als bei dem normalen Grundplane hervortritt. Es ist jedoch darauf aufmerksam zu machen, daß in manchen Fällen die Seitenschiffe ursprünglich vorhanden waren, aber wegen Baufälligkeit später abgetragen und nicht wieder hergestellt wurden, indem man die Arkadenöffnungen des Mittelschiffes mit Mauerwerk ausfüllte.

Ganz abnorm ist die selten vorkommende zweischiffige Anlage, so daß nämlich das ganze Innere der Kirche durch eine mittlere Säulen- oder Pfeilerreihe in zwei gleiche Längstheile getheilt erscheint, was sonst nur bei Krypten stattfindet und wahrscheinlich in constructiven Rücksichten auf die Steinüberwölbung des ohne mittlere Stützen zu breiten Raumes begründet ist.

Die Landkirchen sind regelmäßig einschiffig und ohne Querhaus, der Langbau zeigt aber gewöhnlich eine strenge Dreitheilung: das breitere Langhaus ist durch einen Schwiebbogen von dem schmaleren Altarhause geschieden, und diesem legt sich die Apsis vor, doch wurde diese auch weggelassen und der rechteckige Schluß in Anwendung gebracht. — Eine Krypta findet sich bei diesen kleinen Bauten nicht.

Fig. 20.



Bei allen einschiffigen Kirchen, nicht selten auch bei den aus drei Schiffen bestehenden, ist nur ein Thurm angeordnet, oft von der ganzen Breite der Westfront, also nicht von quadratischer, sondern länglich viereckiger Grundform. Das untere Stockwerk desselben steht zuweilen durch einen Schwiebbogen mit dem Langhause in Verbindung und bildet eine, jedoch nicht immer auch von außen zugängliche

Vorhalle. In manchen Gegenden Deutschlands fehlt dem Grundplane der Landkirchen der Thurm gänzlich, oder erhebt sich über dem Altarhause. — Daß die Cistercienserkirchen keine Thürme haben, ist schon Fr. 1. bemerkt worden.

26. Welche Veränderungen brachte die Uebergangsperiode an dem Grundplane hervor?

Die am meisten in die Augen fallende Neuerung, welche in der Zeit des Ueberganges aus dem romanischen in den gothischen Baustyl in nicht wenigen Beispielen vorkommt, ist die Verwandelung der halbkreisförmigen Apsis in das halbe Achteck, zuweilen mit Beibehaltung der Rundform im Innern, regelmäßig jedoch als deutlich gesonderter Bautheil behandelt. Eine Krypta fehlt selbst bei größeren Kirchen häufig, und das Altarhaus ist deshalb nur um eine oder zwei Stufen über dem Fußboden der übrigen Räume erhöht.

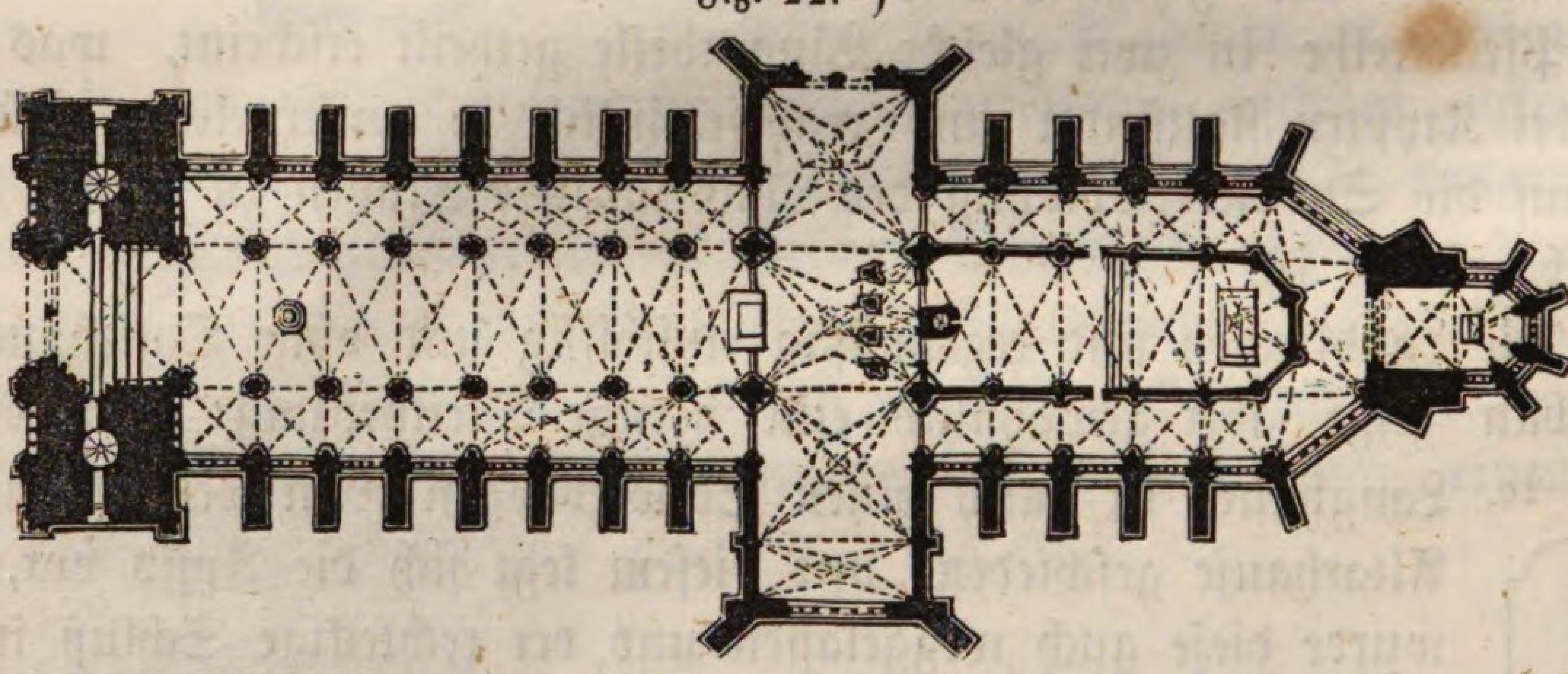
Fig. 21.



27. Wie gestaltet sich der Grundplan der gothischen Kirche?

Im Grundplan der gothischen Kirchen tritt die im Wesentlichen zwar beibehaltene alte Basilikenform dadurch mehr zurück, daß sich eine freiere Behandlung des hergebrachten strengen Typus geltend macht. Die Eintheilung der Räume in einzelne Quadrate ist aufgegeben, das Altarhaus

Fig. 22. *)



namentlich ist entweder, besonders in Stifts- und Klosterkirchen, verlängert oder (in Pfarrkirchen) verkürzt, und die Umfassungswände desselben bilden in Osten einen polygonischen Schluß. Da eine Krypta nicht mehr angelegt wurde, hört auch die bedeutende Erhöhung des Chores

*) In Beziehung auf den obigen Grundriß des Domes zu Halberstadt ist zu bemerken, daß dem dreiseitigen Chorschlusse noch eine fünfseitig schließende niedrige Kapelle vorgebaut ist.

auf, und weil diese höchstens nur einige Stufen beträgt, erscheint das ganze Innere mehr als ein Ganzes. Außerdem tritt in Beziehung auf die Ausbildung der einzelnen Theile des Grundrisses eine größere Mannichfaltigkeit hervor.

28. Inwiefern zeigt der polygonische Chorschluß mannichfaltige Bildungen?

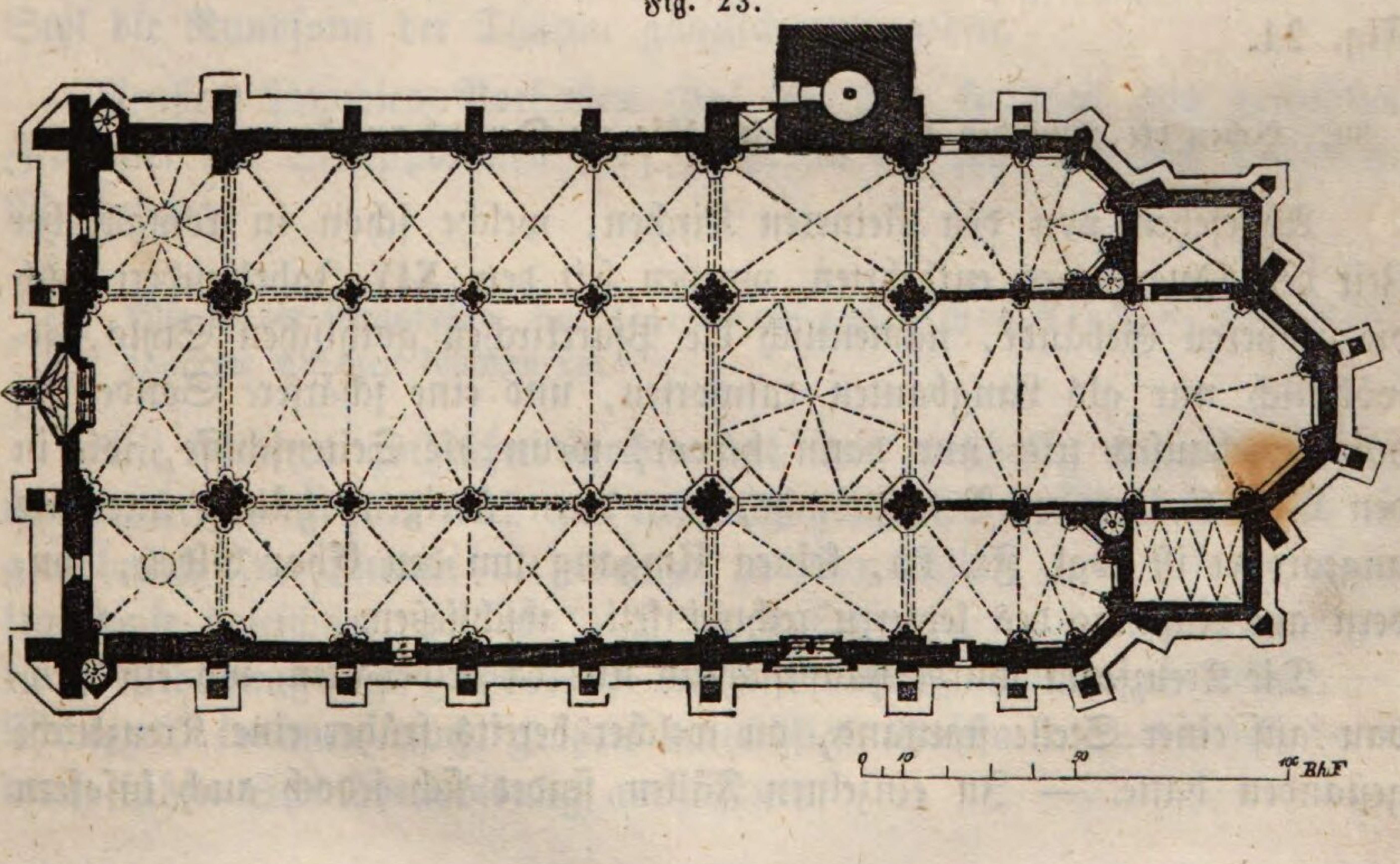
Der Chorschluß der gothischen Kirchen zeigt eine große Mannichfaltigkeit in der Zahl der Polygonseiten und demgemäß auch in der Größe der Winkel, unter welchen dieselben zusammenstoßen. Wir finden den Chorschluß dreiseitig aus dem Achteck, Zehneck oder Sechseck; vierseitig aus dem Zehneck; fünfseitig aus dem Achteck, Zehneck oder Zwölfeck; sechsseitig aus dem Achteck; siebenseitig aus dem Zehneck, Zwölfeck oder Vierzehneck; neunseitig aus dem Achtzehneck; zwölfseitig aus dem Vierundzwanzigeck; jedoch mit höchst seltenen, unschönen Ausnahmen stets so, daß die Längenaxe der Kirche nicht in einen Polygonwinkel, sondern in die Mitte einer Seite trifft. Bei der seltenen Bildung aus sieben Seiten des Zehnecks tritt der Polygonabschnitt seitwärts über die Flucht der Mauern des Altarhauses hinaus.

Der rechtwinkelige Schluß des Altarhauses kommt im gothischen Style hauptsächlich nur an den Ziegelbauten Preußens vor, wo er als Regel erscheint.

29. Was ist über die Anlage der Seitenschiffe zu bemerken?

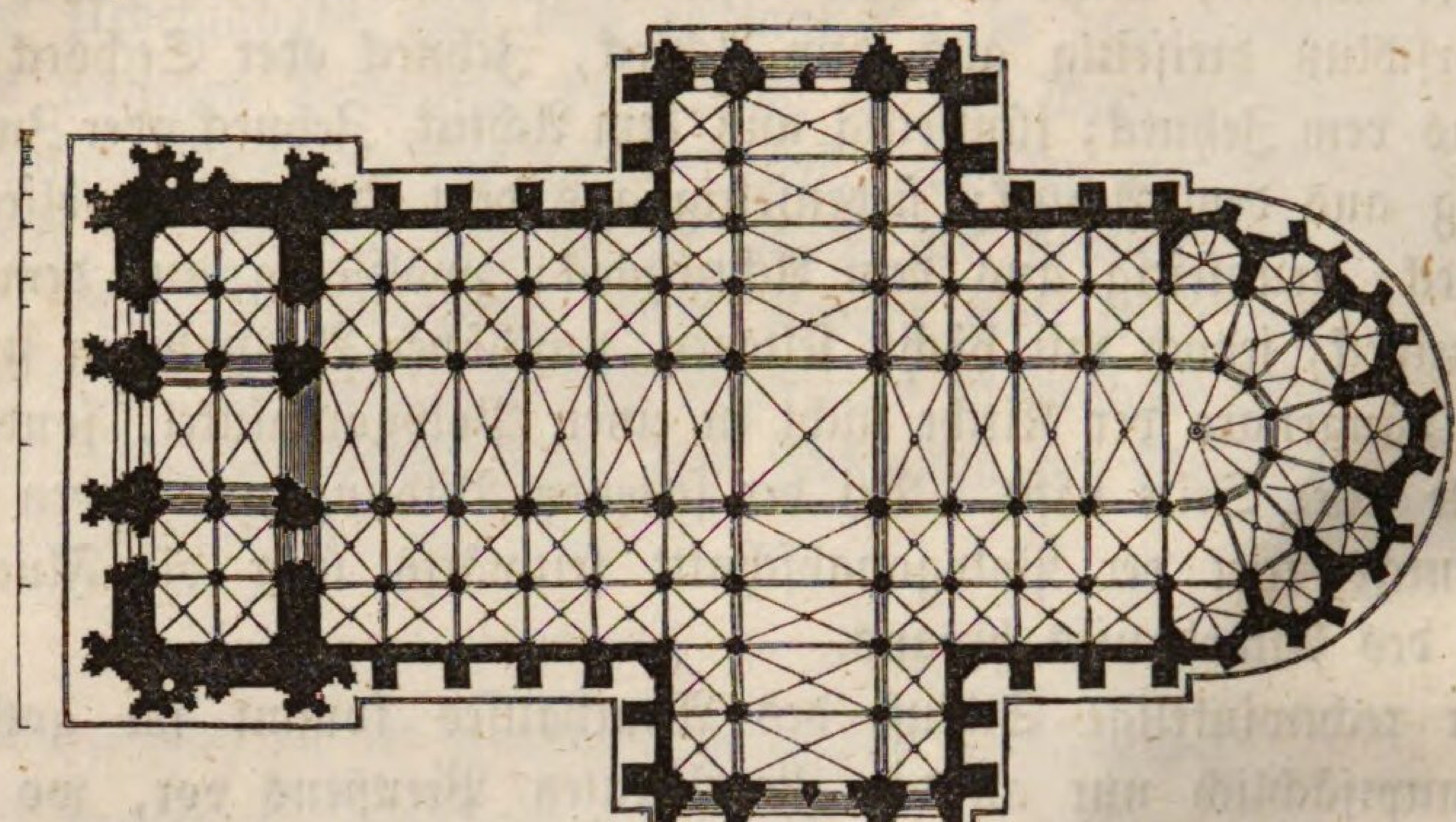
Die Seitenschiffe behalten zwar der Regel nach die halbe Breite des Mittelschiffes bei, und selten ist dieses Maß verringert, dagegen häufig vergrößert, selbst bis zur vollen Breite des Hauptschiffes. Sie haben fer-

Fig. 23.



ner entweder die Länge des letzteren und laufen in das Querschiff aus, oder setzen sich auch neben dem Altarhause fort, wo sie diesem ähnlich einen polygonischen Schluß für sich bilden (Fig. 23. Dom zu Regensburg), seltener sich mit dem Schlusse des Altarhauses selbst in einen Polygonabschnitt vereinigen. Am häufigsten jedoch bilden die Seitenschiffe einen Umgang um den Chor (Fig. 22.) und in der großartigen Entfaltung des Kathedralenstyls umschließen sie denselben mit einem Kranze

Fig. 24.



kleiner polygonischer Kapellen, deren Zahl den Seiten des Chorschlusses entspricht. Gleichzeitig finden wir hier auch, gewissermaßen als Rückerinnerung an die fünfschiffigen Basiliken der altchristlichen Zeit, eine Verdoppelung der Seitenschiffe, deren inneres dann den Umgang bildet, während das äußere sich in den Kapellenkranz auflöst; Dom zu Cöln Fig. 24.

30. Haben die gothischen Kirchen regelmäßig ein Querhaus?

Abgesehen von den kleineren Kirchen, welche schon in romanischer Zeit des Querhauses entbehrten, wurden seit dem XIV. Jahrhundert auch die größeren Gebäude, namentlich die Pfarrkirchen gothischen Styls, gewöhnlich nur als Langbauten entworfen, und eine schärfere Sonderung des Altarhauses tritt nur dann hervor, wenn die Seitenschiffe, wie in den Volkskirchen der Bettelmönche, wo deren übrigens häufig nur eins angeordnet ist (vgl. Fr. 1.), keinen Umgang um den Chor bilden, sondern am Anfange des letzteren rechtwinkelig abschließen.

Die Kreuzform wurde hauptsächlich nur da beibehalten, wo ein Neubau auf einer Stelle stattfand, an welcher bereits früher eine Kreuzkirche gestanden hatte. — In einzelnen Fällen findet sich jedoch auch insofern

eine weitere Entfaltung des Querhauses, als dasselbe in einigen großartigen Bauwerken (Dom zu Cöln, vgl. Fig. 24.) mit Seitenschiffen versehen vorkommt. — Von einem polygonischen Schluß der Kreuzflügelfronten ist die Elisabethkirche in Marburg ein ganz vereinzeltes Beispiel.

Die im Romanismus so sehr beliebte Anlage kleiner Nebenapsiden an der Ostseite der Kreuzarme wurde im gothischen Style völlig aufgegeben.

31. Welches ist die Anordnung der Thürme und Vorhallen im gothischen Styl?

Die beiden westlichen Thürme behaupteten ihre hergebrachte Stellung und quadratische Grundform, traten jedoch, freilich nur in einzelnen, aber bedeutenden Beispielen (Dom zu Cöln) dadurch in eine mehr organische Verbindung mit dem Langhause der Kirche, daß sie mit Thüren zu den Seitenschiffen versehen wurden, und in ihrem Untergeschoß Vorhallen zu letzteren bilden, welche ihrerseits wiederum durch offne Bögen mit dem Zwischenhause verbunden sind. Diese innere Verbindung der Thurmhallen mit den übrigen Räumen der Kirche findet sich sehr häufig, und regelmäßig da, wo nur ein Thurm vor oder in der Mitte der Westfront angeordnet wurde: hier kam das Zwischenhaus selbstverständlich in Wegfall, der Thurm enthält das Hauptportal, und sein Inneres bildet die Vorhalle. Andere Thurmstellungen, an einer Ecke der Westfront oder an einer Langseite der Kirche, kommen nur als Ausnahmen vor; eben so Chorthürme, und von der Anlage eines größeren Mittelthurmes bietet die Katharinenkirche in Oppenheim das einzige Beispiel in Deutschland. — Abgesehen von kleinen runden, später polygonischen Treppenthürmen, welche den Ecken der Kirchen häufig vorgelegt wurden, hat der gothische Styl die Rundform der Thürme gänzlich aufgegeben.

Aeußere Paradies-Vorhallen (vgl. Fr. 22.) kommen aus gothischer Zeit öfter vor Seitenportalen vor; z. B. an der Nordseite des Doms zu Magdeburg.

32. Wie ist der Grundplan der kleineren gothischen Kirchen, und welche abnorme Anlagen kommen vor?

Die kleineren gothischen Kirchen sind stets einschiffig mit polygonisch, in manchen Gegenden auch mit rechteckig geschlossenem Ostende; jedoch ist gewöhnlich im Innern die Grenze zwischen Schiff und Presbyterium irgendwie bezeichnet, sei es durch einen Querbogen oder durch eine geringe Erhöhung des Fußbodens im Altarraume, oder durch beides. — Vereinzelt kommen auch größere einschiffige Kirchen vor, die sich dann durch kühne Steinüberwölbung auszeichnen.

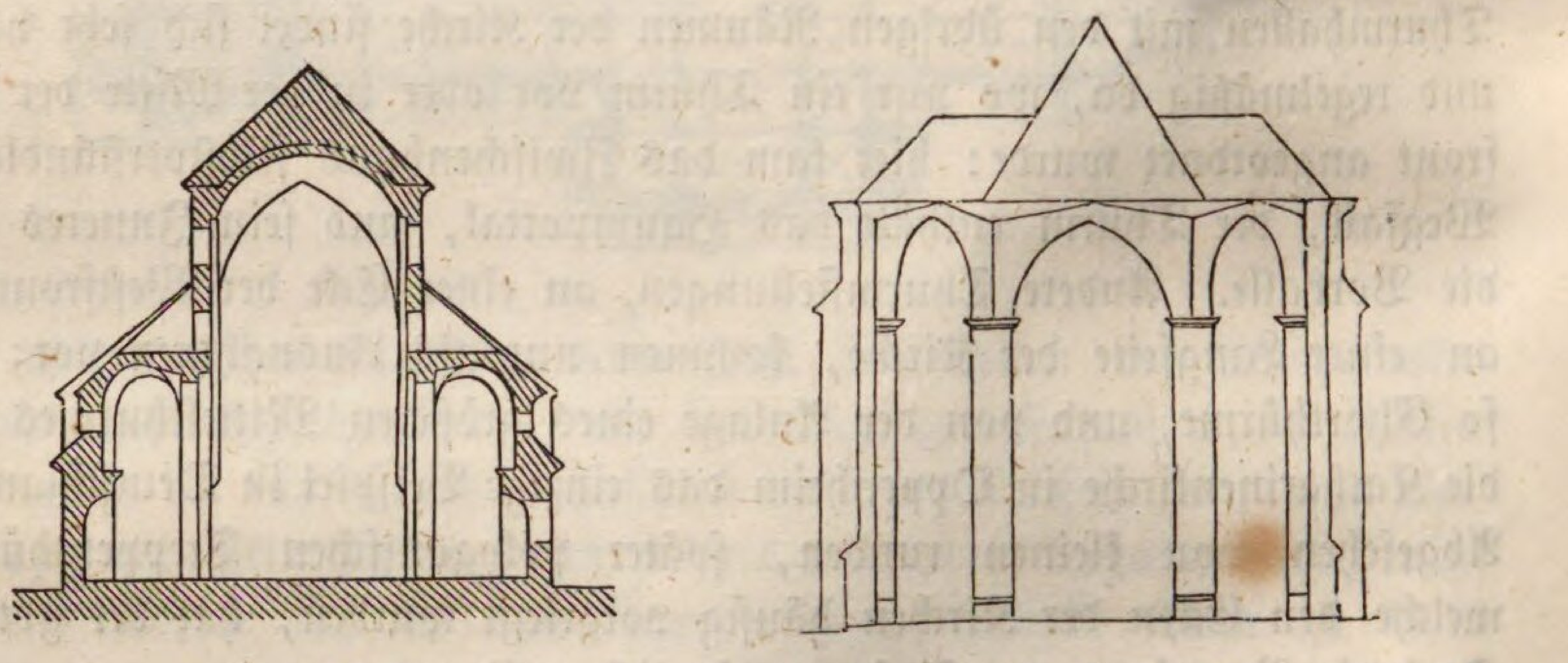
Auch die schon beim Romanismus (Fr. 25.) erwähnte Abnormität der zweischiffigen Anlage findet sich hin und wieder, so daß entweder nur ein Mittelpfeiler oder eine Reihe von zwei bis drei derselben die beiden Schiffe scheidet, die zuweilen jedes für sich in Osten polygonisch schließen.

Kapellen haben zuweilen die Grundform eines Vielecks; gothische Rundbauten sind höchst selten.

33. Welche Gestaltung hat das Innere der Kirchengebäude?

Wenn wir das Langhaus einer nach normalem Grundplane erbauten dreischiffigen mittelalterlichen Kirche betreten, so bieten sich uns drei langgestreckte Räume dar, das Hauptschiff und die beiden Seitenschiffe. Die Seitenschiffe haben entweder etwa die halbe Höhe des Hauptschiffes, oder die drei Schiffe sind unter einander gleich (oder doch fast gleich) hoch. Hiernach zerfallen die Kirchengebäude in zwei Klassen: in Kirchen mit niedrigen Seitenschiffen, die wir der Kürze halber Basiliken (Fig. 25 a.)

Fig. 25.



a. b.

nennen wollen, und in Kirchen mit gleich hohen Schiffen oder Hallenkirchen (Fig. 25 b.). — Das Zwischenhaus, das Querhaus und das Altarhaus haben stets die Höhe des Hauptschiffes. Wenn die Seitenschiffe einen Umgang um den Chor bilden, so bleiben die Höhenverhältnisse des Langhauses maßgebend.

34. Was ist über die Stylunterschiede der Basiliken und Hallenkirchen zu bemerken?

Die Kirchen romanischen Styls haben regelmäßig die Basiliken-Anlage, in der ältesten Zeit stets mit flacher Balkendecke, später, besonders seit dem XII. Jahrhundert, oft mit Steinüberwölbung. Hallenkirchen romanischen Styls sind nur in Westfalen bekannt, wo sie in der Spätzeit in primitiver Weise vorkommen, und aus der Uebergangsperiode finden sich einige Beispiele in Braunschweig; sie sind stets überwölbt.

Die Kirchen gothischen Styls haben entweder die Basiliken- oder die Hallenform, welche letztere im XIII. Jahrhundert nur erst vereinzelt vorkommt (St. Elisabeth in Marburg 1235—1283), dagegen besonders in Norddeutschland seit dem XIV. Jahrhundert vorherrschend erscheint. Alle gothischen Kirchen sind auf Steinüberwölbung berechnet.

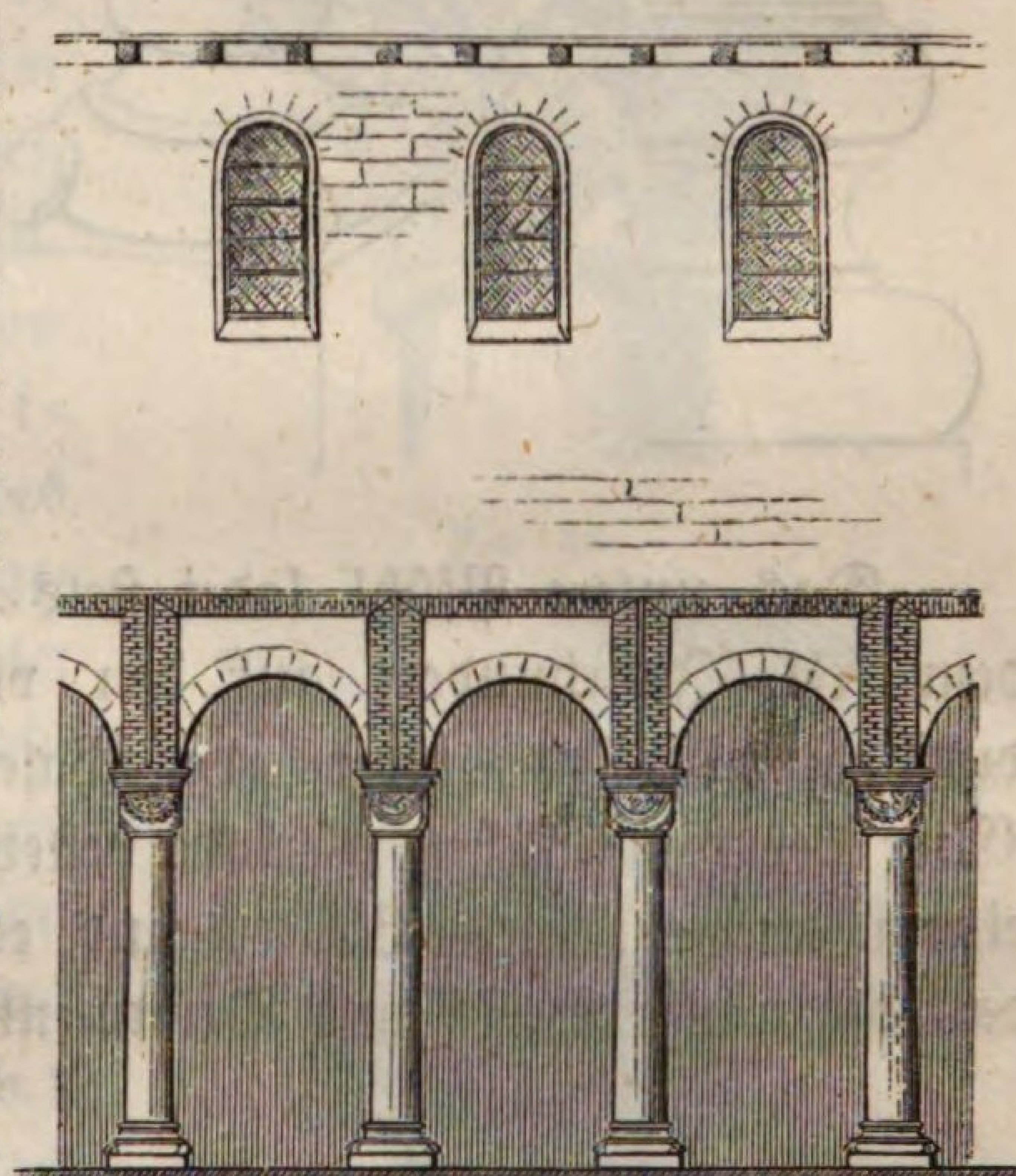
35. Wie lassen sich die romanischen Basiliken nach ihrem Innenbau classificiren?

Die romanischen Basiliken zerfallen in Säulenbasiliken, Pfeilerbasiliken und Basiliken mit Stützenwechsel.

36. Was versteht man unter Säulenbasiliken?

In der Säulenbasilika wird das Hauptschiff von den Seitenschiffen durch zwei Reihen Säulen getrennt, welche über Rundbögen die hoch aufsteigenden Seitenmauern des Langhauses tragen, so daß die Säulenarkaden das untere Stockwerk, die darauf ruhenden Seitenmauern das mit Fenstern versehene Oberstockwerk bilden. Beide Stockwerke sind durch ein wagerechtes Gesims von einander geschieden, von welchem zuweilen über den einzelnen Säulen senkrechte Streifen bis auf diese herabgeführt sind, wodurch dann eine rechtwinkelige Umrahmung der Arkadenbögen entsteht.

Fig. 26.



Säulenbasiliken, an sich die ursprüngliche Form, sind im Allgemeinen selten, haben sich jedoch gerade aus der älteren Zeit häufiger erhalten: Limburg a. d. Hardt (Ruine von großartigen Verhältnissen) 1030 bis 1042; Hirsau: St. Aurelius, angefangen 1082, und St. Petri-Pauli (Ueberreste) 1082—1091; St. Justin zu Höchst, nach 1090; St. Moritz bei Hildesheim, noch aus dem XI. Jahrhundert; Paulinzelle, Hamersleben (Fig. 26.), Jerichow ꝛc. aus dem XII. Jahrhundert.

In den Krypten ist die Theilung der Schiffe durch Säulen häufiger, als die durch Pfeiler.

37. Worauf hat man bei den Säulen zu achten?

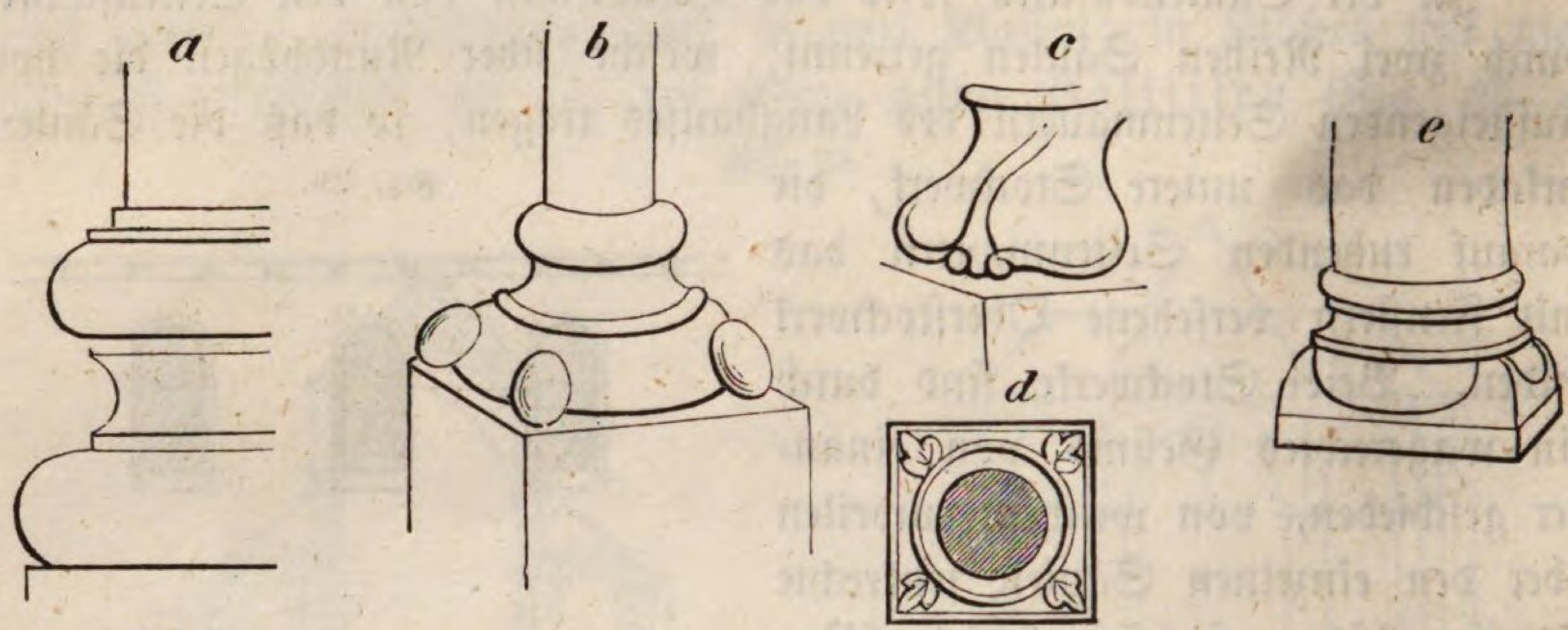
Die Säule ist eine den antiken Bausystemen entlehnte und nach

einem bestimmten Grundtypus gebildete senkrechte cylindrische Stütze, deren Haupttheile folgende sind: der Fuß, der Schaft und der Knauf (das Capitäl).

38. Was ist über den Säulenfuß zu bemerken?

Der mittelalterliche Säulenfuß ist regelmäßig die attische Base; sie ruht auf einer viereckigen Grundplatte und besteht aus zwei starken Rundstäben (Pfühlen), welche mittelst einiger feinen Plättchen durch eine Hohlkehle verbunden sind. Diese Gliederungen lassen durch ihr gegenseitiges Verhältniß mancherlei Modificationen zu, wie schon aus den beigefügten Figuren 27 a—e. erhellt.

Fig. 27.



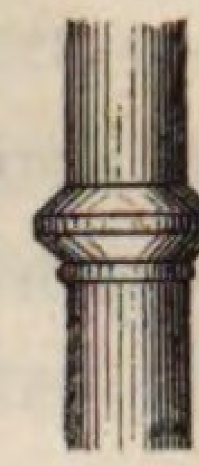
Das untere Pfühl ladet stets weiter aus als das obere und ist seit dem XII. Jahrhundert auf den vier Ecken der Grundplatte mit dieser durch eine knollen-, blatt- oder schalenartige Verzierung verbunden. Gegen Ende der romanischen Periode besteht diese Eckverbindung gewöhnlich aus einem ausgebildeten Blatte, und es kommen auch Beispiele davon vor, daß die ganze Basis mit Ornamenten bedeckt ist.

39. Zu welchen Bemerkungen giebt der Schaft der Säule Veranlassung?

Der Schaft als der mittlere Haupttheil der Säule ist stets walzenförmig, nur zuweilen vieleckig gebildet, verjüngt sich aber mehr oder weniger nach oben. In der späteren Zeit des XII. Jahrhunderts hört diese Verjüngung auf, und der Schaft erscheint, besonders in den Krypten und an den Thürseitenwänden zuweilen ganz mit symmetrischen Flachverzierungen bedeckt, selten nach antiker Weise geriefelt, und wird in der Uebergangsperiode gewöhnlich durch verschieden gebildete Ringe oder Scheiben (Fig. 28.) in zwei oder mehrere Theile getheilt. Dies ist namentlich dann der Fall, wenn die Säulen nicht frei stehen, sondern mit anderem

Mauerwerk verbunden sind, aus welchem sie mehr oder weniger hervortreten: Wandsäulen, engagirte Säulen, Halbsäulen.

Fig. 28.



40. Welche Capitälformen kommen im romanischen Baustyl vor?

Der romanische Baustyl nahm zunächst das dem korinthischen ähnliche spät-römische Säulencapitäl auf: es ist vasenförmig gebildet, mit mehreren Reihen sich nach außen überbiegender Blätter (Acanthus) besetzt und trägt eine gewöhnlich vieleckige Deckplatte (Abacus), unter welcher sich kleine Schneckenstengel zwischen dem Blattwerk ansetzen. Dergleichen korinthisirende Capitäle (Fig. 29.) kommen nicht bloß in der Frühzeit, sondern während der ganzen romanischen Periode öfter vor; sehr selten, und wohl nicht nach dem XI. Jahrhundert, dagegen erscheint eine Nachbildung des ionischen Capitäls (Fig. 30.), welches im Wesentlichen aus einem zu den Seiten in Voluten (d. i. schneckenförmig) zusammengerollten Bande besteht. Vorherrschend jedoch ist das Würfelcapitäl beliebt, als eigene Erfindung des Mittelalters: es besteht aus einer kugeligen Schale, von welcher auf den vier Seiten gleich große Theile senkrecht abgeschnitten sind, wodurch sich die Form eines Würfels ergiebt, dessen vier Seitenflächen als unten bogenförmig abgerundete Schilde erscheinen (Fig. 31 a. b.). Das Würfelcapitäl ist mannichfaltiger Modification fähig, je nach dem Durchmesser und der Höhe der demselben zu Grunde liegenden Schale: es kommt sowohl schlicht als verziert vor, und in letzterem Falle entweder in der Weise, daß die Seitenschilde als selbstständige Theile behandelt und besonders verziert sind, oder so, daß die Ornamente als ein zusammenhängendes Muster die ganze Capitälfläche bedecken (Fig. 31 b.). Die Verzierungen selbst bestehen theils aus figürlichen Reliefs (phantastischen Menschen- und Thiergestalten), theils aus frei erfundenem Blattwerk, welches jedoch stets ohne hervortretende Theile

Fig. 29.

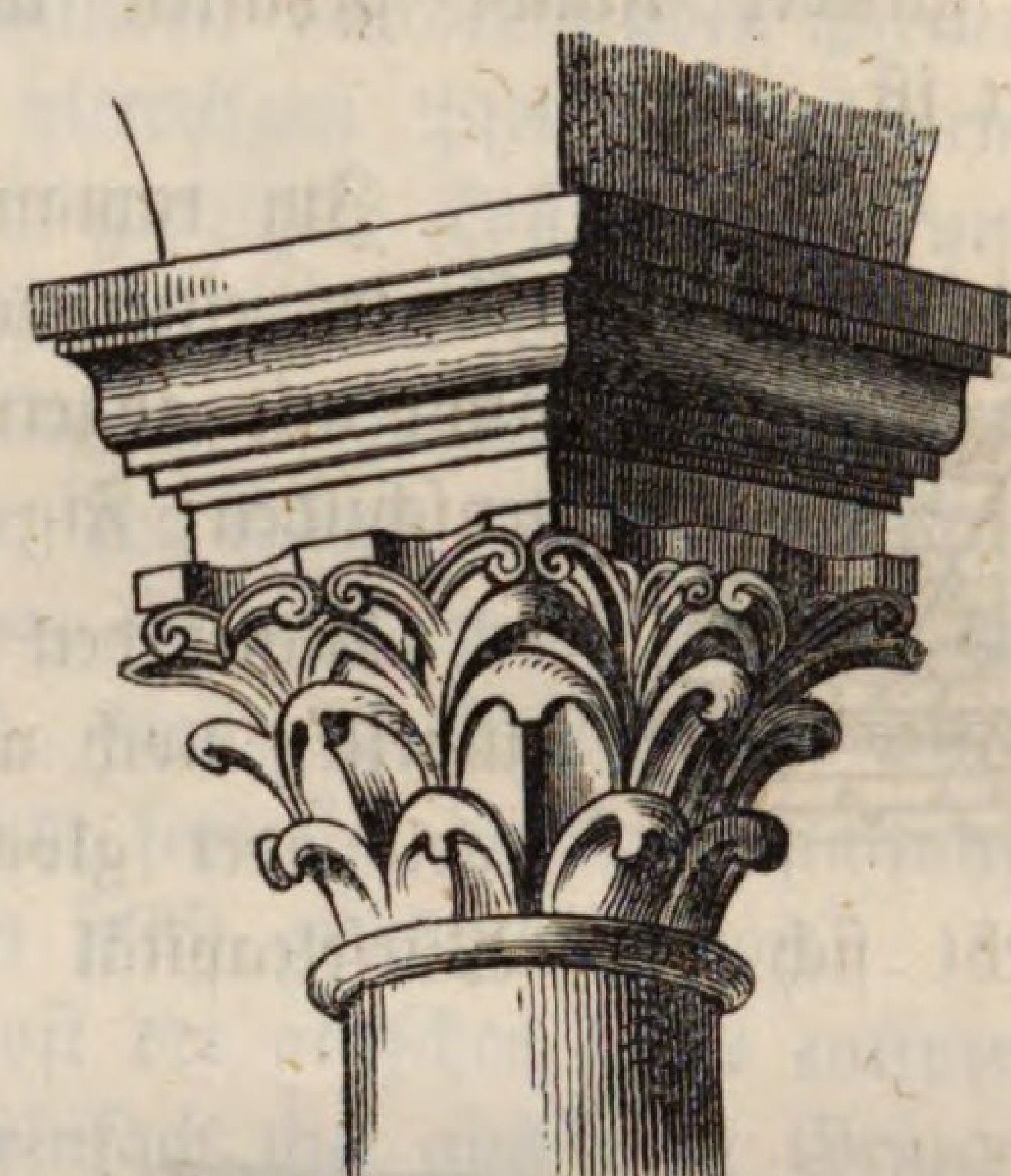


Fig 30.

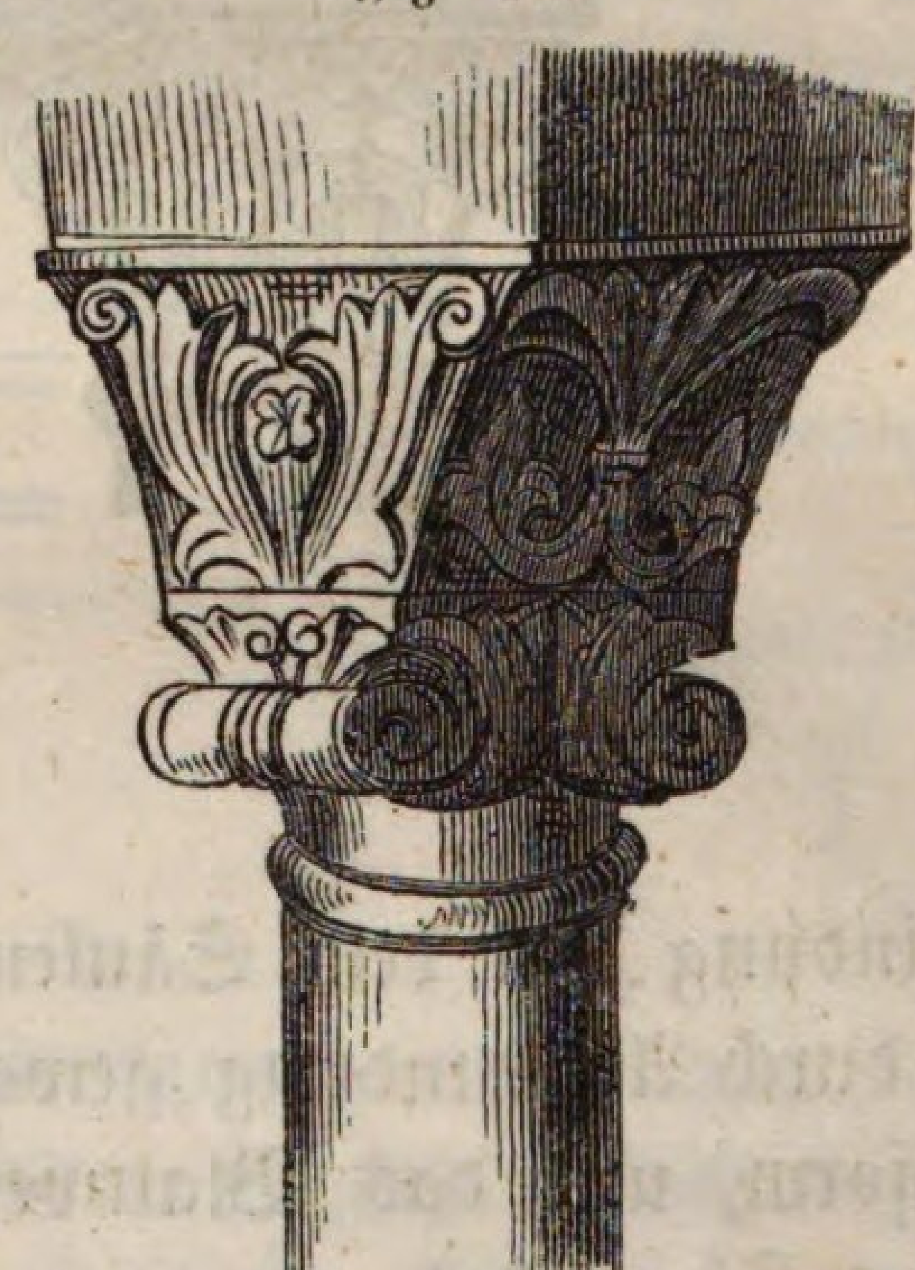
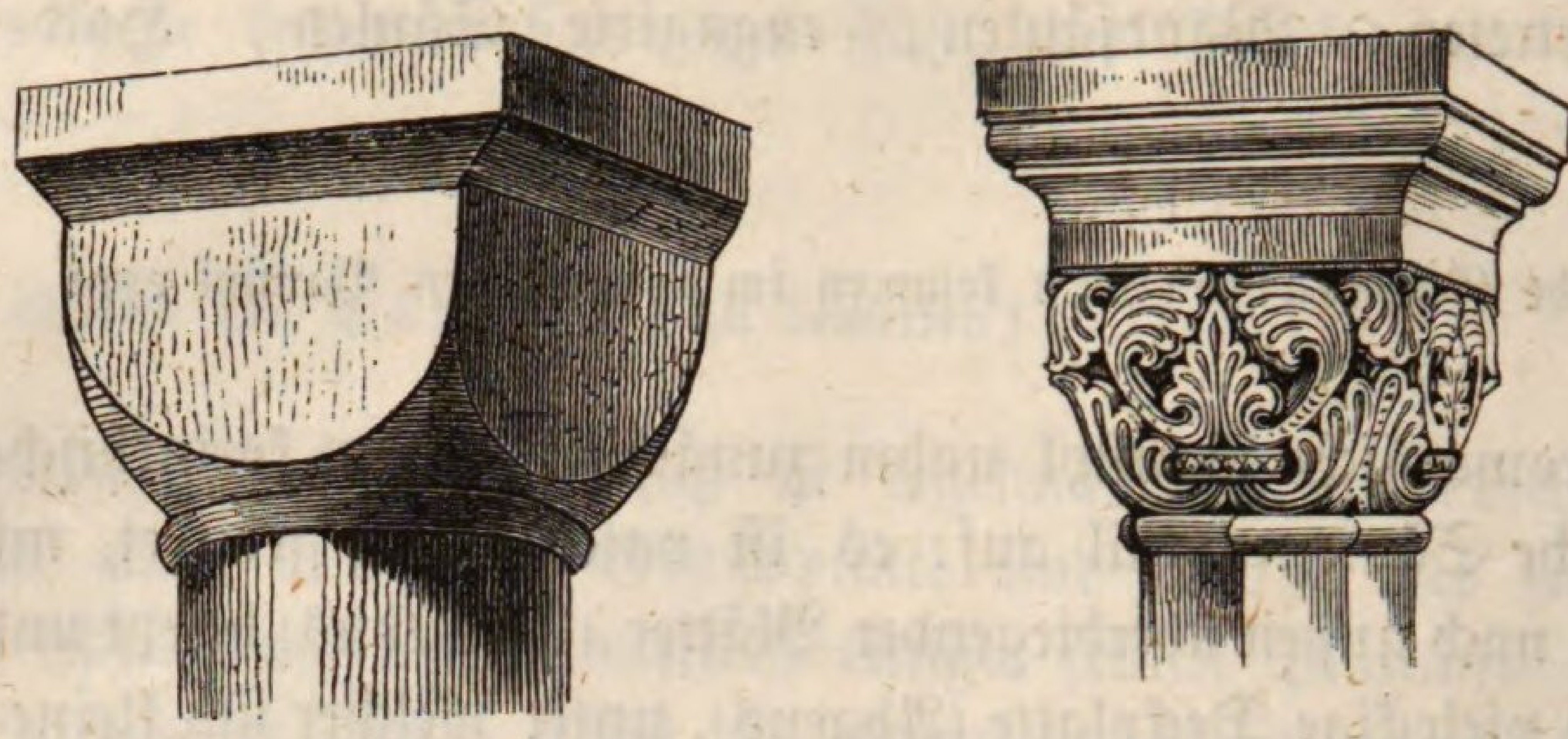


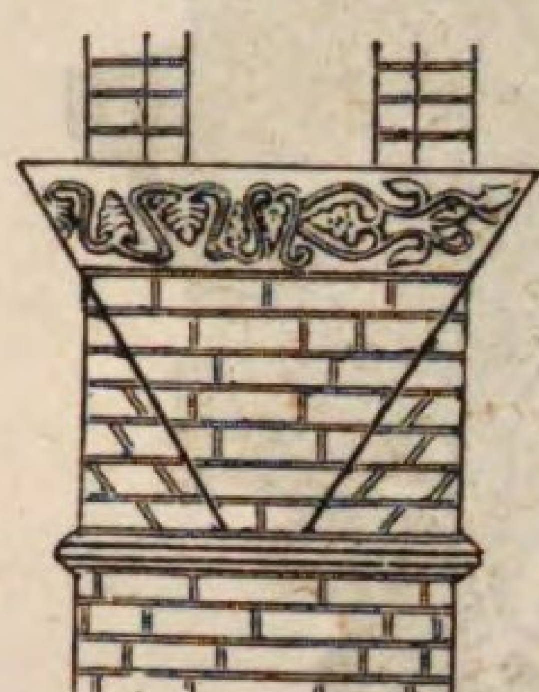
Fig. 31.



a. b.

in gleicher Fläche gehalten und an jedem Capitäle verschieden gebildet ist.

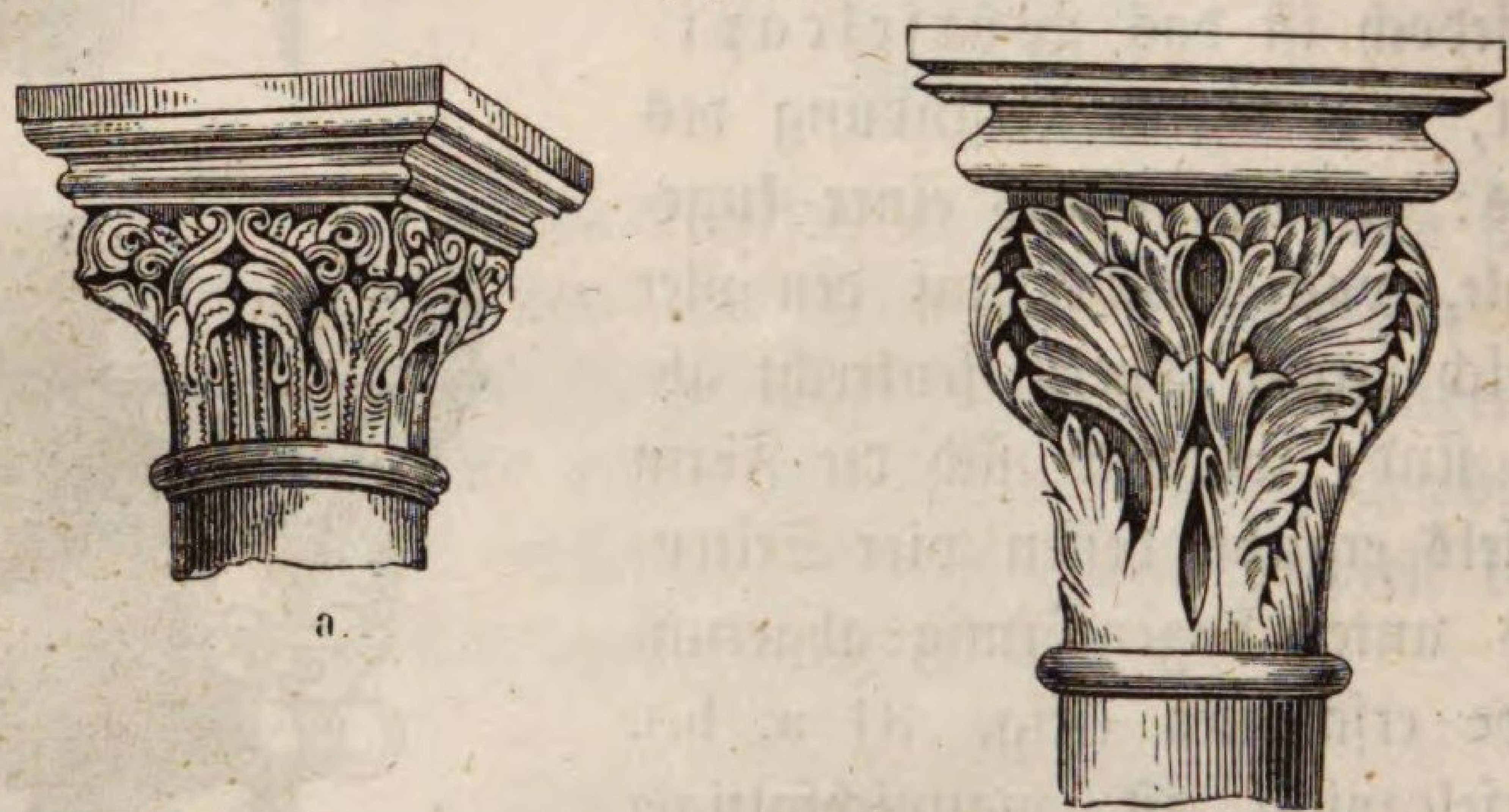
Fig. 32.



Im romanischen Ziegelbau erscheint das Würfelcapitäl in einer von dem Material bedingten Abweichung, nicht mit abgerundeten, sondern mit trapezförmigen Seitenschilden; Fig 32.

Außer den angeführten kommen im romanischen Styl zuweilen noch andere Capitälformen vor, z. B. pyramiden-, kegel- oder glockenförmige. — In der Uebergangsperiode zieht sich das Würfelcapitäl in eine starke Platte zusammen, deren

Fig. 33.



a. b.

Verbindung mit dem Säulenschafte (nicht mehr durch Abrundung) sondern durch Ausrundung gewonnen wird (Fig. 33 a.); oft erscheint auch die Kelchform, und das Blattwerk der Verzierungen tritt aus der Fläche frei hervor; Fig. 33 b.

In den antiken Bausystemen hatten die Säulen die Bestimmung als Stützen eines wagerechten Steingebälkes zu dienen, welches unmittelbar auf der Deckplatte des Capitäls auflag; in der christlichen Basilika mußten sie über Rundbögen die schweren Massen der Seitenmauern des Mittelschiffes tragen, wozu ihre schlanke Form nicht füglich geeignet erschien. Um dies Mißverhältniß zu mildern und zu verdecken, erfand das Mittel-

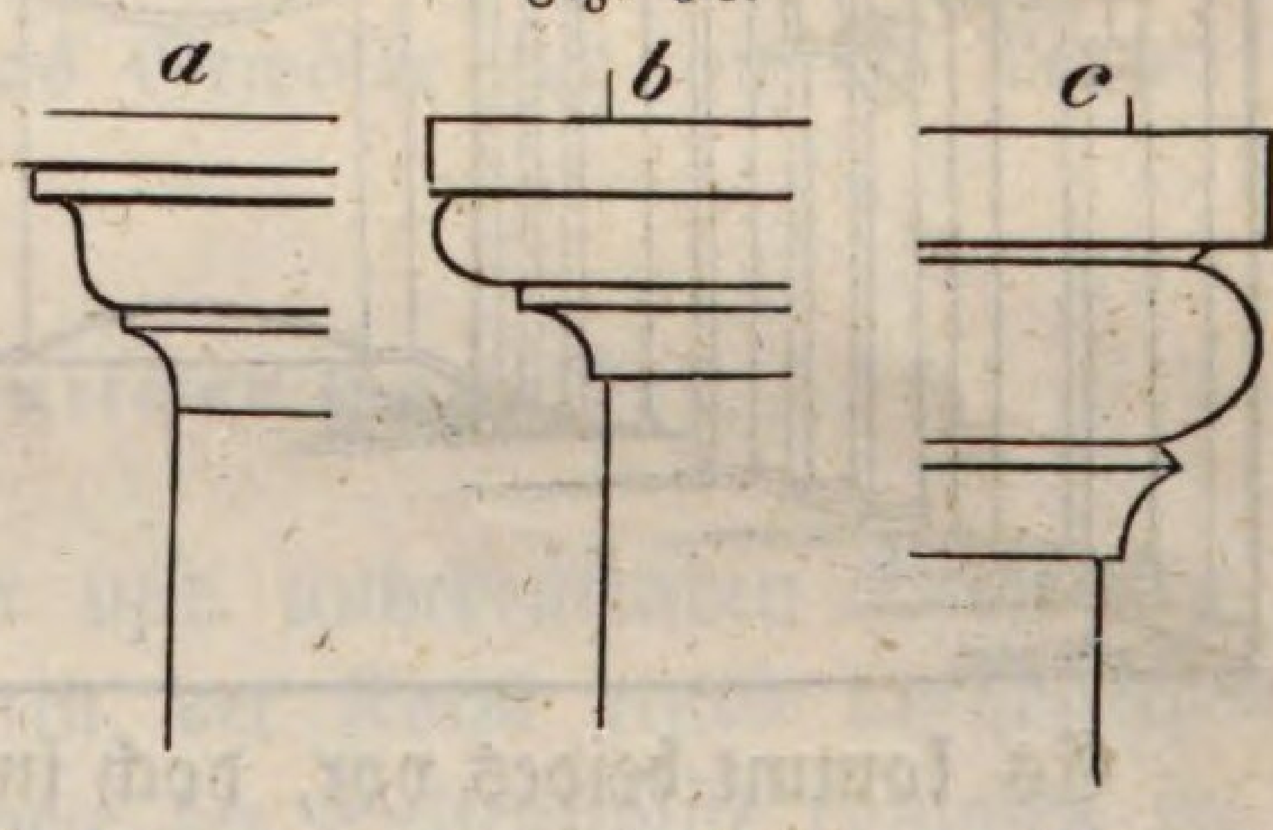
alter ein Mittelglied zwischen der Stütze und der Last, den s. g. **Kämpfer.** Derselbe erscheint zuweilen als ein aus dem Capitäle aufsteigender vierseitiger, mit Simswerk gekrönter kurzer Pfeiler (Fig. 29.), zuweilen als Theil einer umgekehrten vierseitigen Pyramide (Fig. 30.), am häufigsten jedoch als ein aus mehreren Gliedern zusammengesetztes schweres Gesims, gewissermaßen ein Bruchstück des antiken Steingebälkes, oder nur als eine verstärkte und gegliederte Deckplatte des Capitäls selbst; Fig. 31. 33.

41. Wie unterscheidet sich die **Pfeilerbasilika** von der Säulenbasilika?

In der mindestens schon im XI. Jahrhundert vorkommenden Pfeilerbasilika wird die Stelle der Säulen von viereckigen Pfeilern vertreten: eine Form, die sich durch leichtere Technik, geringere Kostspieligkeit und größere Solidität vorzugsweise empfahl. Diese Pfeiler haben zuweilen, besonders später, auf den vier Ecken eingelassene (engagirte) Halbsäulen, oder doch Aushöhlungen; auch treten vor der Mitte der Seiten öfter Halbsäulen, oder rechteckige Vorlagen hervor, so daß, wenn letzteres an allen vier Seiten des Pfeilers der Fall ist, dieser die Grundform eines Kreuzes annimmt. In der Uebergangsperiode setzt sich die Ausgestaltung der Pfeiler gewöhnlich an den Arkadenbögen selbst gleichmäßig fort.

Das Fußgesims der Pfeiler ist zwar oft der attischen Base entsprechend gebildet, besteht indeß häufig ganz einfach nur aus einer Grundplatte und einer die Verbindung mit dem Pfeilerkerne herstellenden Schräge (Schmiege). Aehnlich verhält es sich mit dem oberen Simswerk (dem Kämpfer), nur daß die Glieder desselben eine Umkehrung der Basis sind; Fig. 34 a—c.

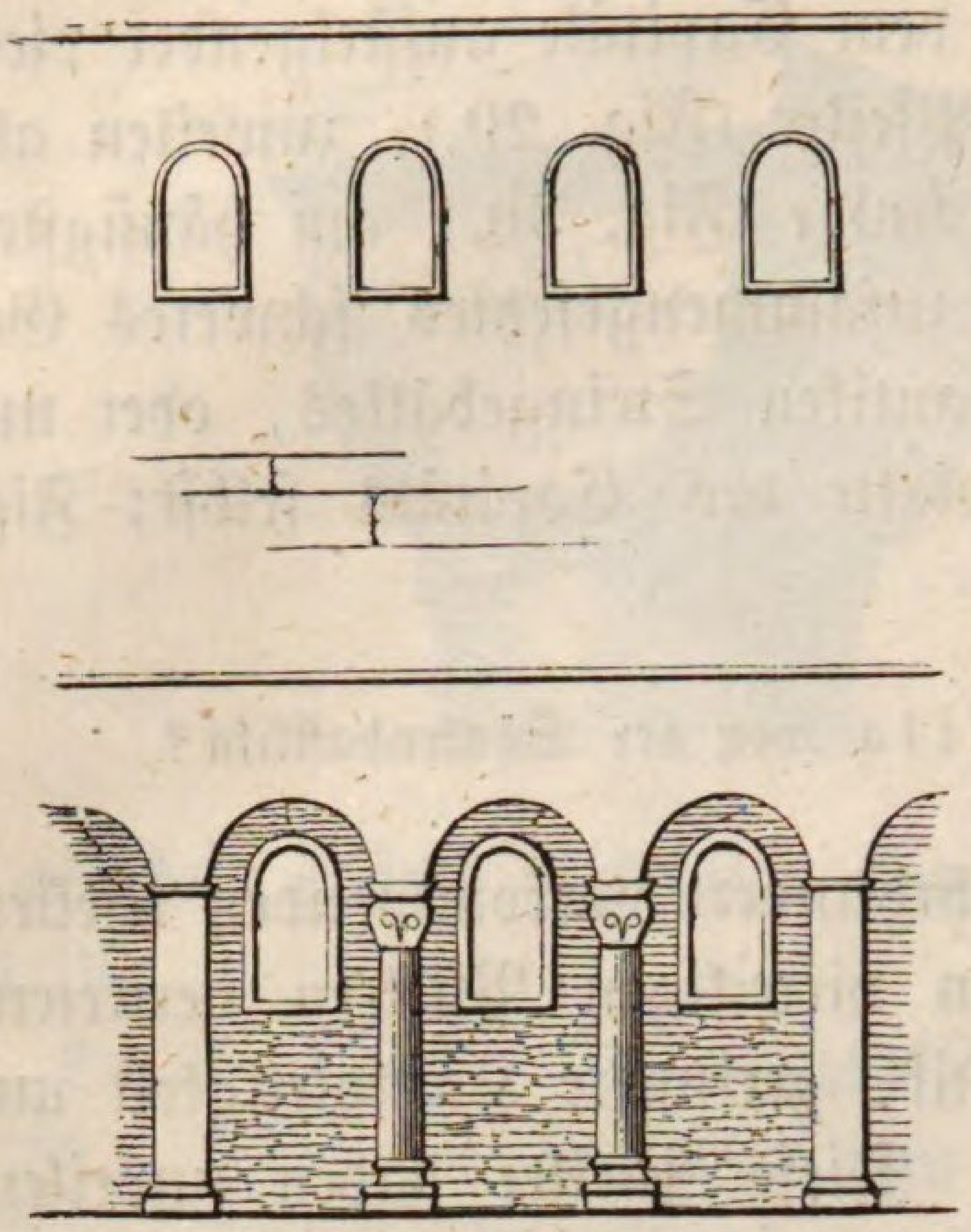
Fig. 34.



42. Was versteht man unter **Basiliken mit Stützenwechsel?**

Basiliken mit Stützenwechsel sind solche, deren Arkaden von Pfeilern und Säulen in regelmäßiger Abwechselung getragen werden, und zwar so, daß entweder je zwei Säulen auf einander folgend zwischen zwei Pfeilern stehen (Fig. 35.), oder es wechselt stets ein Pfeiler mit einer Säule ab. Das ganze Hauptschiff theilt sich dadurch in bestimmte Gruppen, und die Massen der Pfeiler, deren Abstände von einander der Breite des ersteren entsprechen, erscheinen besonders dann als Hauptträger der Seitenmauer, wenn dieselben unter sich durch höhere Blendbögen verbunden sind, die dazwischen stehenden Säulen dagegen durch die niedrigeren eigentlichen Arkadenbögen; (Fig. 36. Klosterkirche zu Huyseburg). — Die

Fig. 35.

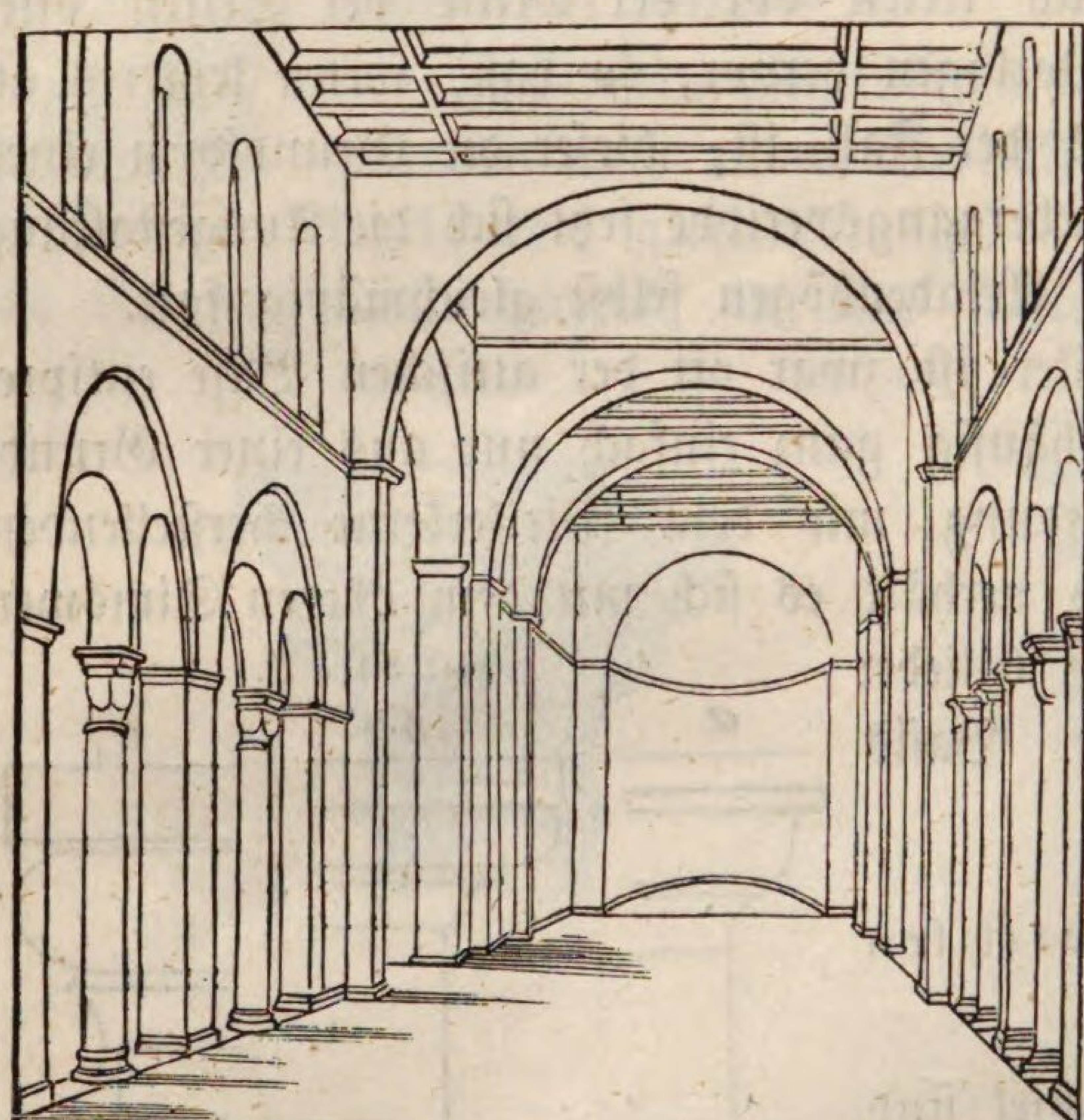


Heimath der Basiliken mit Stützenwechsel sind die niedersächsischen Gegenden, wo Hildesheim in St. Michael (Fig. 35.), dem Dom und St. Godehard die theils ältesten, theils großartigsten Beispiele dieses Systems aufzuweisen hat.

43. Was ist über die Arkadenbögen der romanischen Kirchen zu bemerken?

Die romanischen Arkadenbögen sind entweder einfache, halbkreisförmige Mauerausschnitte, oder ihre breite Unterfläche (Leibung) theilt sich in rechtwinkelige Stufen, die in ihrer Eintiefung oft mit Rundstäben umsäumt sind. Diese Gliederung gehört indeß den Pfeilerbasiliken der Spätzeit ausschließlich an und bringt die Bögen mit den auf ihren Ecken gleichmäßig geschmückten Pfeilern in Uebereinstimmung. Vgl. Fr. 41.

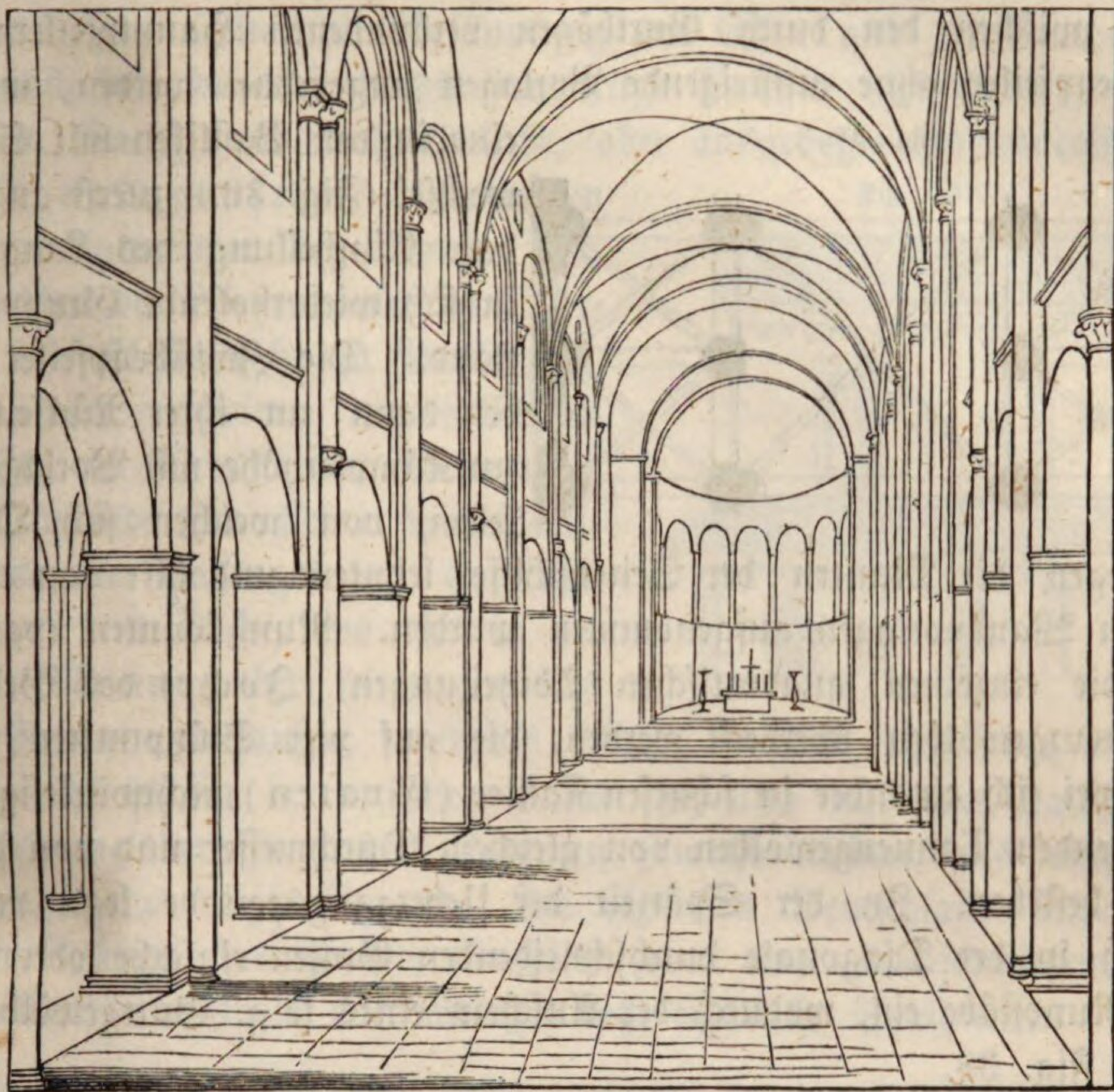
Fig. 36.



44. Sind die romanischen Kirchen mit flachen Decken oder mit Gewölben überspannt, oder kommt beides vor?

Es kommt beides vor, doch in der älteren Zeit, und in Säulenbasiliken stets, wurden nur flache Holzdecken angewendet, mit alleiniger Ausnahme der immer mit Halbkuppeln (Viertelkugeln) überwölbten Apsiden. Die Krypten, gewöhnlich in drei Schiffe von gleicher Breite, seltener in zwei Schiffe getheilt, hatten allerdings stets von Säulen oder Pfeilern getragene Steinüberwölbung, welche auf breitere Räume anzuwenden man indeß vor dem XII. Jahrh. nicht wagte. Die ersten Versuche mit gewölbten Decken scheint man in den Seitenschiffen gemacht zu haben, während im Hauptschiffe die flache Bedeckung beibehalten wurde. Die großartigsten Hauptbeispiele überwölbter romanischer Pfeilerbasiliken sind die drei mittelrheinischen Dome

Fig. 37.



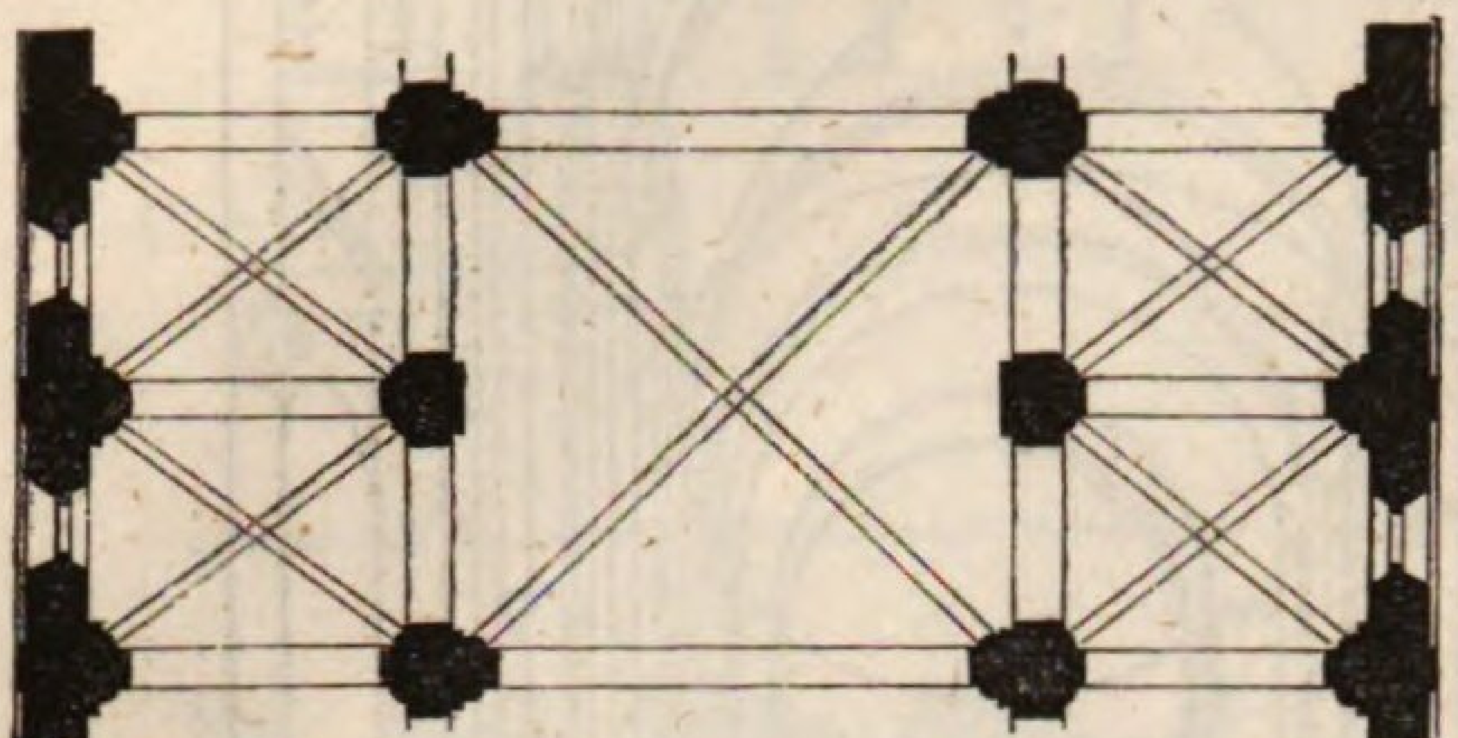
zu Mainz, Speier (Fig. 37.) und Worms. — Es kommen übrigens viele Fälle vor von einer späteren (romanischen oder gothischen) Ueberwölbung ursprünglich flach gedeckter Basiliken, was sich gewöhnlich schon dadurch verräth, daß die Fenster nicht in der Mitte des Schildbogens, d. h. des Bogens stehen, mit welchem das Gewölbe sich an die Mauer anschließt.

45. Welches System befolgen die romanischen Gewölbe?

Abgesehen von einigen wenigen und unbedeutenden Beispielen der Anwendung von Tonnengewölben (in der Form eines längsgetheilten Cylinders) über den schmalen Räumen der Seitenschiffe kommen im romanischen Styl nur kuppelartige einfache Kreuzgewölbe vor, deren rundbogige Construction nur die Ueberdeckung quadratischer Räume zuläßt. Wie wir oben (Fr. 20.) gesehen, besteht das Altarhaus aus einer, und das Querhaus aus drei quadratischen Flächen, welche daher jenem Erfordernisse genügen. Das Mittelschiff dagegen ließ sich in mehrere Quadrate eintheilen, wenn man die Arkadenpfeiler der Breite des Raumes entsprechend anordnete, ihnen an der Vorderseite hoch ansteigende Vorlagen gab und diese unter sich durch Quer-Gurtbögen verband. Um

auch die Seitenschiffe in Quadrate einzutheilen, mußten dann in der Mitte zwischen den durch Gurtbögen verbundenen Hauptpfeilern noch Zwischenpfeiler ohne aufsteigende Vorlagen angeordnet werden, wodurch

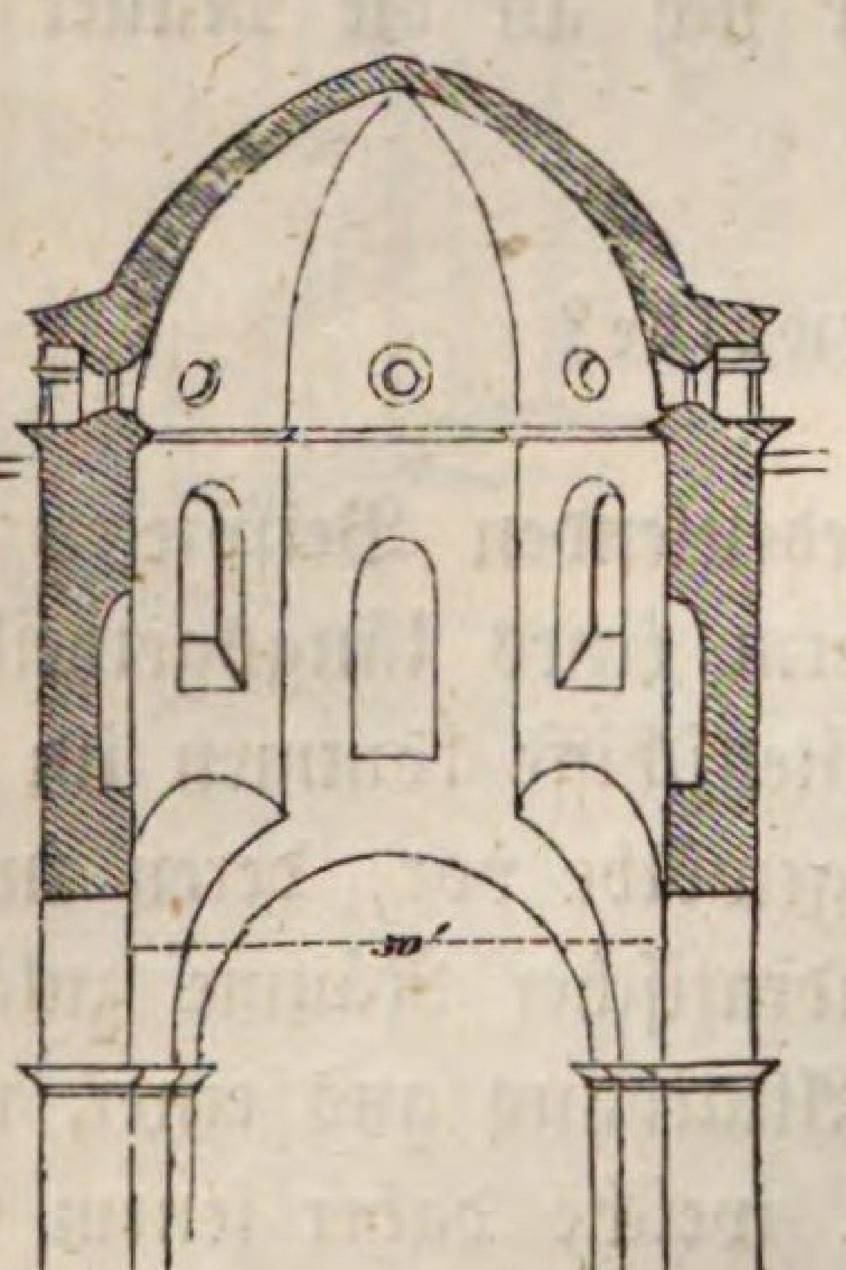
Fig. 38.



eine in den Basiliken mit Stützenwechsel (Fig. 36.) zuerst angewendete Eintheilung des Langhauses in sich wiederholende Gruppen entstand. Die Zwischenpfeiler wurden dann an ihrer Rückseite bis zur Kämpferhöhe mit Vorlagen versehen, von welchen sich Querbögen gegen die Mauern der Seitenschiffe lehnten und hier von entsprechenden Wandvorlagen aufgenommen wurden. Nun konnten (vgl. Fig. 38.) die einzelnen quadratischen Abtheilungen (Joche) des Gebäudes mit Kreuzgewölben überdeckt werden, die auf vier Stützpunkten ruhend aus zwei sich einander in scharfen Kanten (Graten) rechtwinkelig durchschneidenden Tonnengewölben von gleichem Durchmesser und von gleicher Höhe bestehen. In der Spätzeit der Uebergangsperiode legte man in die sich in der Diagonale durchschneidenden Graten einfache oder gegliederte Rundstäbe ein, wodurch der Anschein eines s. g. Gurtgewölbes entstand; Fig. 38.

Ueber der Vierung wurde zuweilen (besonders am Rhein) eine in einen Mittelthurm aufsteigende Kuppelwölbung angeordnet, und da letztere in ihrer Halbkugelform nur über einer runden oder polygonischen Grundfläche möglich ist, wurden in den vier Ecken des quadratischen Raumes überhängende Zwickel (Pendentifs) vorgemauert, als Träger des cylindrischen oder polygonen Unterbaues (Tambours) der Kuppel (Fig. 39., Dom zu Speier).

Fig. 39.

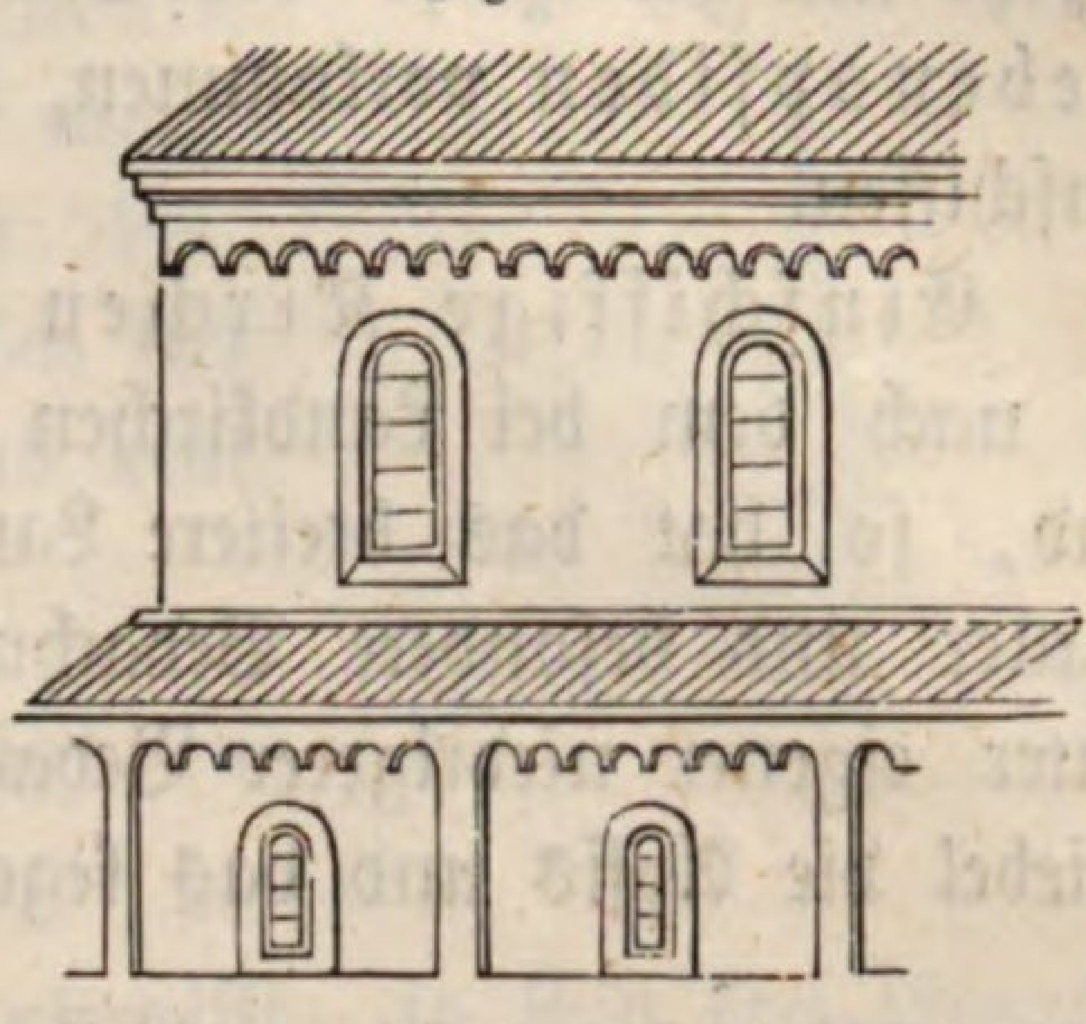


46. Wie stellt sich im Allgemeinen das Aeußere der romanischen Kirchengebäude dar?

Das Aeußere der romanischen Kirchen bietet besonders in älterer Zeit, und wo das in Anwendung gebrachte Material Gliederungen und Formirungen schwer oder gar nicht zuließ, die ganze Periode hindurch, glatte schmucklose Mauerflächen dar. Zuweilen, besonders an einigen Beispielen des XI. bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts im Rheinlande sind die Mauern nach alt-

römischer Weise durch hohe Bogenstellungen über flachen Wandpfeilern belebt, wogegen später die Besäumung der Ecken und die Eintheilung der Wandflächen durch senkrechte bandartige Streifen (Lisenen), welche unter dem Dachgesims durch ähnliche, aber ausgebogte Horizontalstreifen (den Rundbogenfries) verbunden sind, zur allgemeinen Regel wird. Zuweilen fehlen die Lisenen, wie am Obergeschoß der Klosterkirche zu Paulinzelle, Fig. 40., oder erscheinen, namentlich an der Apsis, in Wandsäulen verwandelt. Im Rheinlande sind kleine von Säulchen getragene Bogengalerien unmittelbar unter dem Dache, wo sie in der Dicke der Mauern, aber selten um das ganze Gebäude umlaufen, besonders beliebt. — Der Sockel des Gebäudes entspricht häufig der attischen Basis (Fr. 38.) und das Dachgesims der Umkehrung derselben, doch kommen sowohl reichere, als einfachere Gliederungen vor; vgl. Fig. 34. Im südlichen Deutschland finden sich aus der Spätzeit der Periode Beispiele von einer Ausschmückung der Wandflächen durch mehr oder weniger rohe figürliche Sculpturen.

Fig. 40.

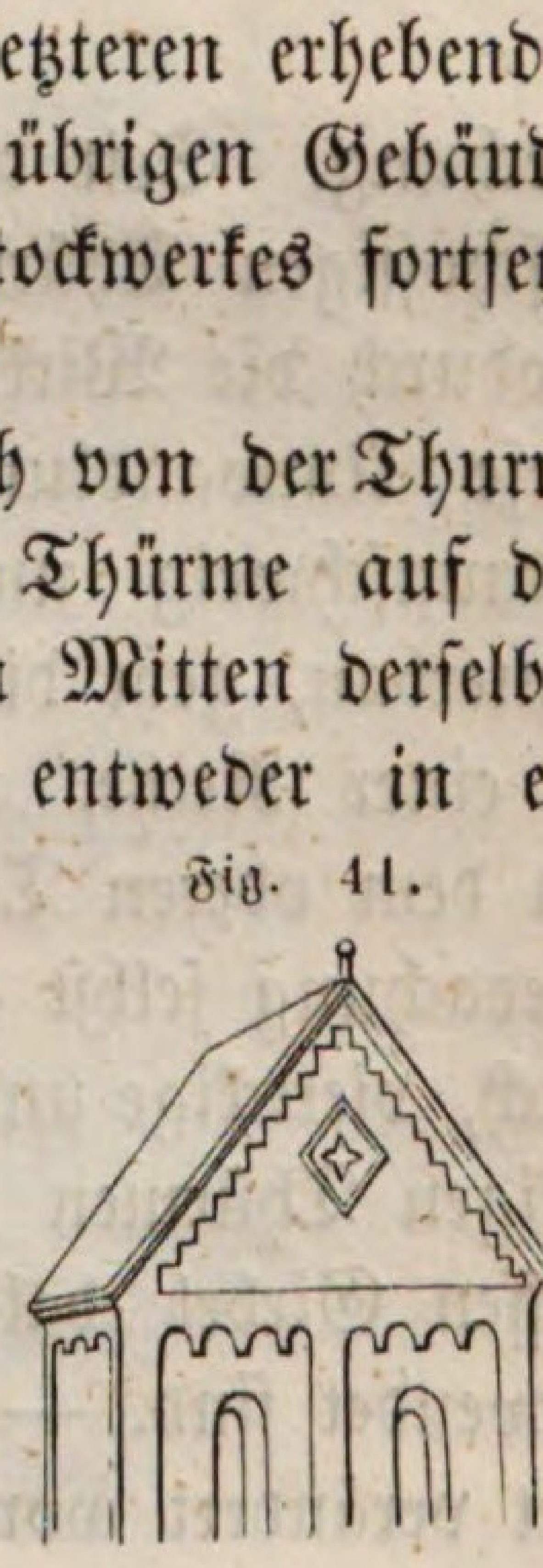


47. Was ist im Besonderen über das Aeußere der romanischen Kirchen zu bemerken?

Ihrem Grundrisse gemäß baut sich das Aeußere der regelrechten romanischen Basilika in zwei Stockwerken auf, welche auf den Langseiten des Gebäudes, jedes mit besonderer Fensterreihe, aus den niederen Seitenschiffen und dem sich über das Pultdach der letzteren erhebenden Hochbau des Mittelschiffes bestehen (Fig. 40.), an den übrigen Gebäudetheilen dagegen, wo sich nur die Fensterreihe des Oberstockwerkes fortsetzt, von dem Auge des Beschauers vorauszusetzen sind.

Die Gestaltung der Westfront erscheint wesentlich von der Thurmanlage bedingt. Nehmen wir die Anordnung zweier Thürme auf den Flanken (vgl. Fig. 15. D D) als Regel an, so bietet in Mitten derselben das Zwischenhaus (F) die Hauptansicht dar: es steigt entweder in ein Giebeldreieck auf (Fig. 41.) oder schließt (wie in Niedersachsen regelmäßig), indem es mit den Untergeschossen der Thürme als ein Ganzes behandelt erscheint und die ganze übrige Kirche verdeckt, oben unter einem Querdache in einer wagerechten Linie ab.

Fig. 41.



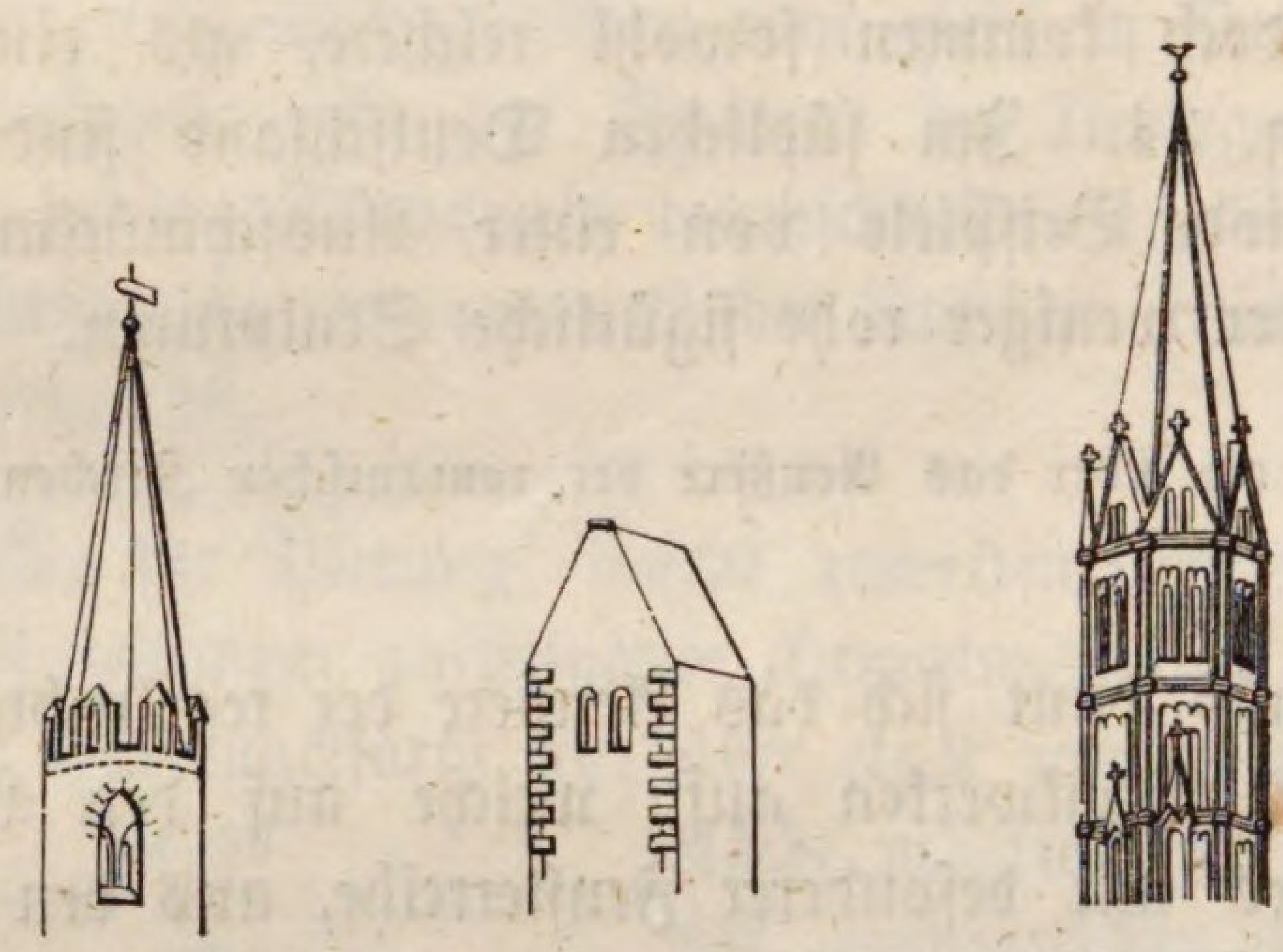
Das Querhaus, zu gleicher Höhe mit dem Hauptschiffe aufgeführt, tritt mit seinen Giebelseiten

gewöhnlich mehr oder weniger über die Flucht der Seitenschiffe hervor. — Das Altarhaus stellt sich als eine Fortsetzung des Mittelschiffes dar; der Giebel desselben schaut gen Osten und übersteigt die sich ihm anschließende Apsis, deren Kegeldach sich daran lehnt und mit seiner Spitze nur die Höhe der Seitenmauern des Hochbaues erreicht. — Wo Nebenapsiden vorkommen, haben dieselben gleiche Höhe mit den Seitenschiffen.

Einschiffige Kirchen repräsentiren nur ein Stockwerk. Wenn sie nach dem bei Landkirchen gewöhnlichen Grundrisse (Fig. 20.) erbaut sind, so hat das breitere Langhaus in Westen und Osten eine Giebelmauer und besondere Bedachung; das schmalere Altarhaus schließt sich unter eigener niedrigerer Bedachung östlich an und übersteigt mit seinem Giebel die Apsis und das kegelförmige Dach derselben.

48. Wie gestaltet sich der Aufbau der romanischen Thürme?

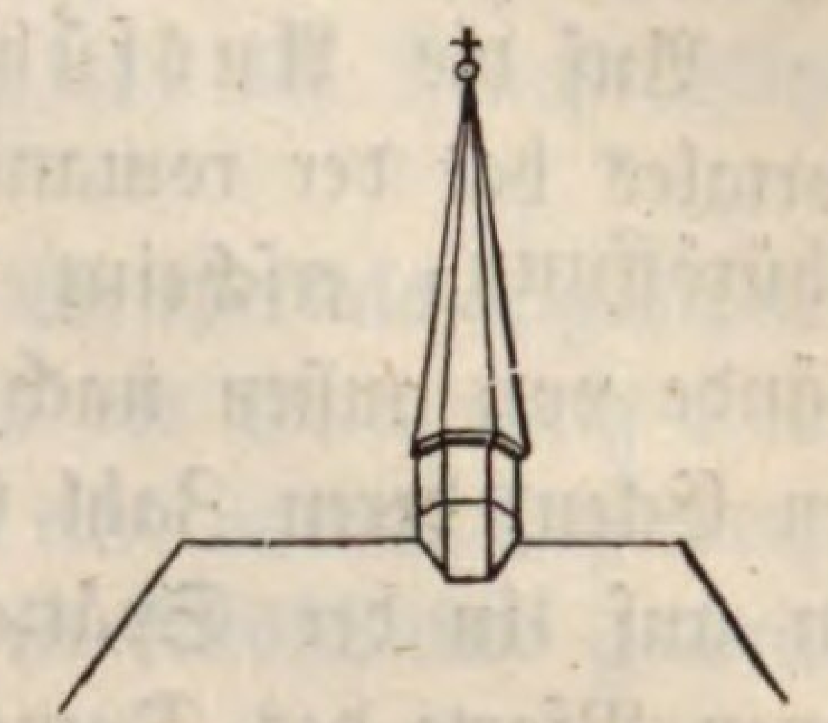
Fig. 42.



Die Thürme romanischen Styls (Fig. 42.) theilen sich zwar gewöhnlich in mehrere (bis zu sechs) Geschosse, die sich indeß nur wenig verjüngen; zuweilen fehlen jedoch diese Absätze gänzlich, und die Mauern steigen von unten bis oben in senkrechter Flucht auf, ohne jede Unterbrechung. Seit dem XII. Jahrhundert setzt das obere Stockwerk der mehrgeschossigen Thürme von viereckigem Grundrisse gern in ein Achteck um, wodurch die Wirkung der ganzen Anlage wesentlich gewinnt; wenn jedoch diese Umwandlung zu früh eintritt, so daß das obere Achteck (wie in Braunschweig und sonst in Niedersachsen) höher ist, als der viereckige Unterbau, geht die gute Wirkung wieder verloren. — Fenster pflegen nur in einer Reihe, und wenn zuweilen in mehreren, doch gewöhnlich nur an dem oberen Thurmtheile nahe der Bedachung angebracht zu sein. Die Bedachung selbst gestaltet sich verschieden: Rundthürme haben ein Kegeldach, viereckige und achteckige ein pyramidales; doch hat man sich bei viereckigen Thürmen oft mit einem gemeinen zweiseitigen Dache begnügt, dessen Giebel bald nach West und Ost, bald nach Norden und Süden gewendet sind. — Die meisten Thurmdächer sind übrigens in der Zopfzeit verändert worden und tragen seitdem allerlei Hauben und Zwiebeln.

Bei solchen Kirchen, denen eine besondere Thurmanlage fehlt, vertritt wenigstens ein dem Dachfirste aufsitzendes, gewöhnlich aus Holz construirtes Glockengehäuse (ein Dachreiter, Fig. 43.) die Stelle, wie dergleichen auch auf den meisten größeren Kirchen behufs Aufnahme der beim Chordienste erforderlichen kleinen Glocken außer den eigentlichen Glockenthürmen angeordnet zu sein pflegen. — In manchen Gegenden hängen bei Landkirchen die Glocken frei unter einem Schutzdache zwischen zwei aus dem Westgiebel aufsteigenden Pfeilern.

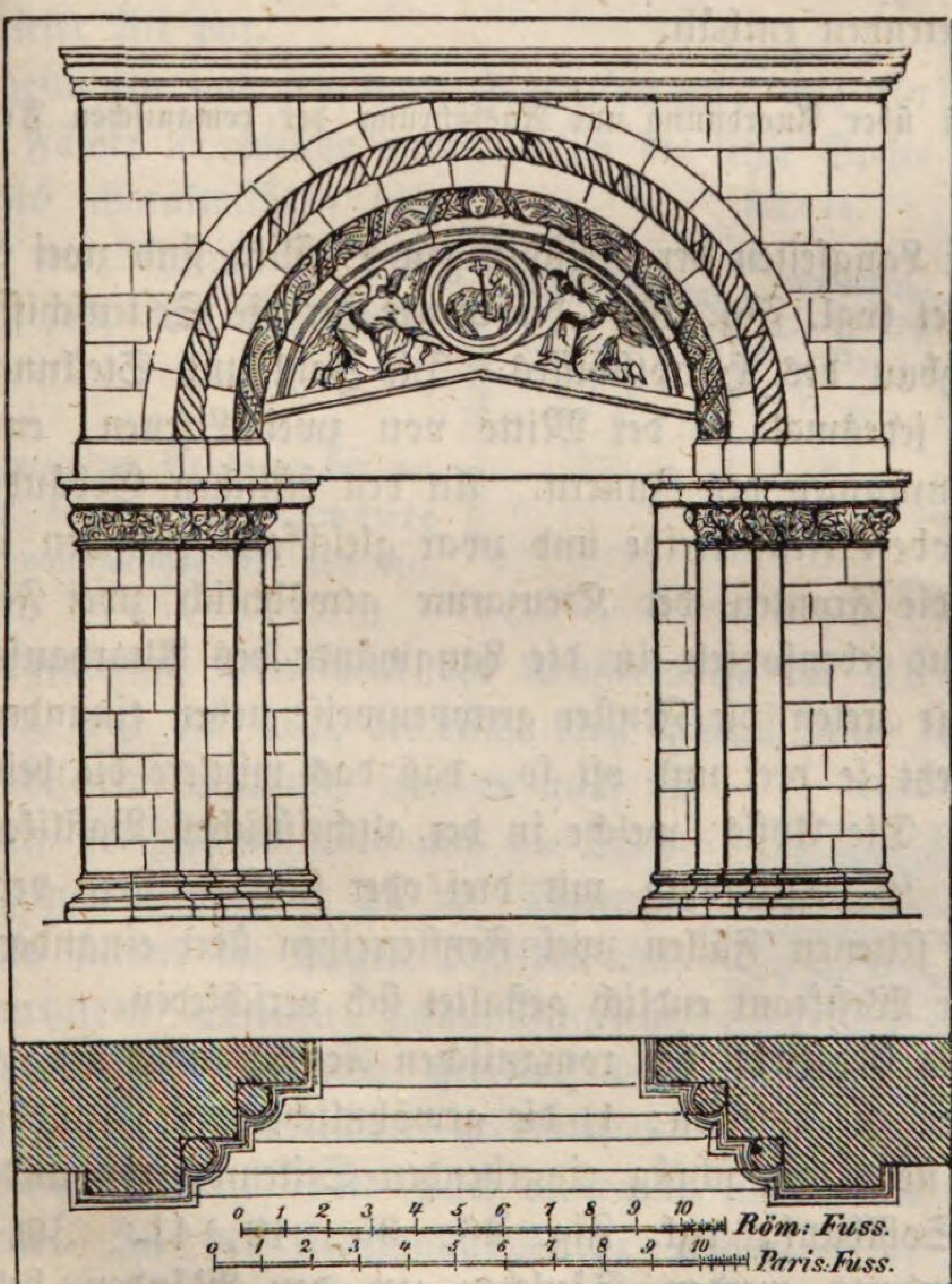
Fig. 43.



49. Welche Anordnung und Ausführung der Thüren zeigt der romanische Kirchenbau?

Was zunächst die Anordnung anbetrifft, so sind drei Eingänge normal, das Hauptportal in der Mitte der Westfaçade und zwei andere in den Fronten der beiden Kreuzarme. Bei Kirchen mit Doppelchören ist der Haupteingang zuweilen an einer Langseite des Schiffes angebracht,

Fig. 44.



oder sie entbehren eines solchen geschmückteren Portales gänzlich. — Bei den kleinen einschiffigen Landkirchen ist als Eigenthümlichkeit zu bemerken, daß das Altarhaus mit einem besonderen Eingange für den Geistlichen versehen zu sein pflegt, und zwar auf der nach dem Pfarrhofe hin gekehrten Seite.

Auf die Ausführung der Thüren, und namentlich des Hauptportales hat der romanische Styl den größesten Schmuck verwendet. Die Thüröffnung erscheint durch die rechtwinkelige Abstufung ihrer Seitenwände von außen nach innen in schräger Linie verengt; die sich bildenden Ecken, deren Zahl sich im Laufe der Periode vermehrt, nehmen Säulen auf (in der Spätzeit selbst Statuen von Heiligen, wie an der goldenen Pforte des Domes zu Freiberg), und dieselbe abwechselnde, oft mit Ornamenten reich geschmückte Gliederung setzt sich über den Säulencapitälen in der oberen Rundbogenwölbung fort. Letztere ist über der wagerechten Oberschwelle der eigentlichen Thüröffnung mit einer Steinplatte ausgefüllt, auf welcher Reliefdarstellungen (vorzugsweise ein Bild des Erlösers) ausgeführt sind. Vgl. Fig. 44., Portal der Kirche zu Andernach. Auch kommt nicht selten eine Inschrift hinzu, die einen frommen Zuruf an die Eintretenden enthält.

50. Was ist über Anordnung und Ausführung der romanischen Fenster zu bemerken?

Auf den Langseiten der dreischiffigen Basilika sind zwei Reihen Fenster angeordnet (vgl. Fig. 40.): die untere für die Seitenschiffe, die obere in dem Hochbau des Hauptschiffes. Die Zahl und Stellung der einzelnen Fenster, jedesmal in der Mitte von zwei Lisenen, entspricht den Pfeilerzwischenräumen des Innern. An den östlichen Gebäudetheilen setzt sich nur die obere Fensterreihe und zwar gleichfalls zwischen Lisenen fort, so daß in die Fronten der Kreuzarme gewöhnlich zwei Fenster fallen (Fig. 41.) und ebensoviele in die Langwände des Altarhauses. In der Uebergangszeit treten die Fenster gruppenweise neben einander, Anfangs je zwei, zuletzt je drei und oft so, daß das mittlere die beiden anderen übersteigt. — Die Apsis, welche in der altchristlichen Basilika ganz ohne Fenster war, ist regelmäßig mit drei oder fünf Fenstern versehen, und hat nur in seltenen Fällen zwei Fensterreihen über einander. Die Befensterung der Westfront endlich gestaltet sich verschieden.

Was die Gestalt der romanischen Fenster anbetrifft, so sind vier Arten derselben zu bemerken: 1) die gewöhnlichen mit Rundbögen gedeckten Fenster, stets mit schräg eingehenden Seitenwänden und mit schräg abfallender Sohlbank; vgl. Fig. 26, 35, 40, 41. Im Laufe des XII. Jahrhunderts werden Säulchen an den Wänden beliebt, deren

Schafte sich als umsäumender Rundstab am Deckbogen fortsetzen; auch verbinden sich reichere Gliederungen damit. — Im Allgemeinen sind die romanischen Fenster mehr klein als groß, und das Verhältniß ihrer Breite zur Höhe ist ein sehr verschiedenes. Die schmalsten Dimensionen finden sich in den nördlichen Gegenden, wahrscheinlich durch die dortige Seltenheit des Glases veranlaßt: sie können hier häufig nur als Mauerschlitze bezeichnet werden.

2) Die Rundfenster, die namentlich über dem Westportale angeordnet werden, doch wohl nur in der Spätzeit, welcher die Gliederung ihrer Wandung entsprechend ist. Sie bilden entweder eine weite Oeffnung, oder diese wird durch radienförmige Steinspeichen in Ausschnitte getheilt (Radfenster). — Den Rundfenstern reihen sich die viereckigen, über Eck gestellten Giebelöffnungen an, von denen sich in Thüringen späte Beispiele finden; Fig. 41. Kirche zu Freiburg a. d. U.

Fig. 45.



3) Die Fenster der Thürme (Fig. 45.), welche seit sehr alter Zeit gewöhnlich durch ein Mittelsäulchen getheilt aus zwei rundbogigen Oeffnungen unter dem geschlossenen gemeinsamen Deckbogen bestehen. Später kommen auch dreitheilige Oeffnungen dieser Art vor.

4) Die gesuchten und seltsamen Fensterformen, wie ein Kleeblatt, ein Fächer 2c., welche ausschließlich die letzte Spätzeit des Styls charakterisiren und vorzugsweise im Rheinlande vorkommen; Fig. 46. St. Quirin zu Neuß.

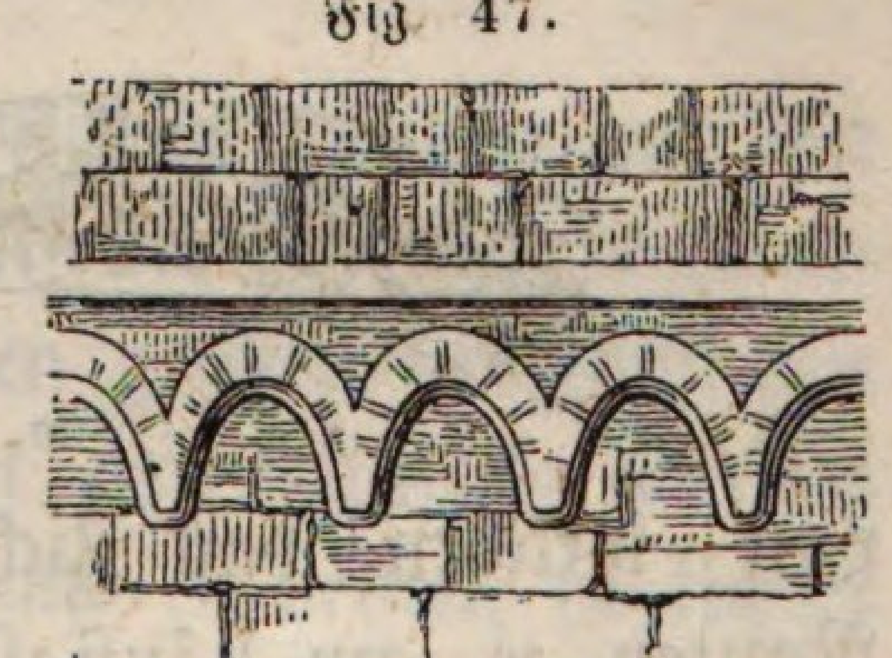
Fig. 46.



51. Wo kommen am Aeußeren der romanischen Kirchen Ornamente vor, und von welcher Art sind dieselben?

Das allergemeinste Ornament des Aeußeren ist der Rundbogenfries, Fig. 47. (vgl Fr. 46.), der nicht bloß überall unter den Dächern zwischen den Lisenen hinläuft, sondern auch an den Giebelseiten fortgeführt wird und die Trennung der einzelnen Stockwerke an den Thürmen bezeichnet. Wir finden die Bögen desselben Anfangs aus mehreren Steinen zusammengesetzt, später aus ganzen Steinplatten gebildet, bald schlicht, bald gegliedert, bald stärker hervortretend und auf Consölchen ruhend, bald flach anliegend und unten in Spitzen zusammentreffend. In der Uebergangsperiode kommt es vor, daß von jedem einzelnen Bogen je zwei kleinere eingelegte, oder irgend ein Zier=

Fig 47.



rath en relief: Thiergestalten, Masken, Blumen ꝛc. umschlossen werden. — Im norddeutschen Backsteinbau, dessen älteste erhaltene Denkmale um die Mitte des XII. Jahrhunderts fallen, erscheint der von Consölchen getragene, aus einzelnen Ziegeln zusammengefügte Rundbogenfries ebenfalls allgemein angewendet, sehr häufig jedoch so, daß sich die Bögen desselben durchkreuzen; Fig. 48. Auch findet er sich hier an den Schrägseiten der Giebelflächen, an der Spitze kleeblattartig zusammenstoßend.

Fig. 48.

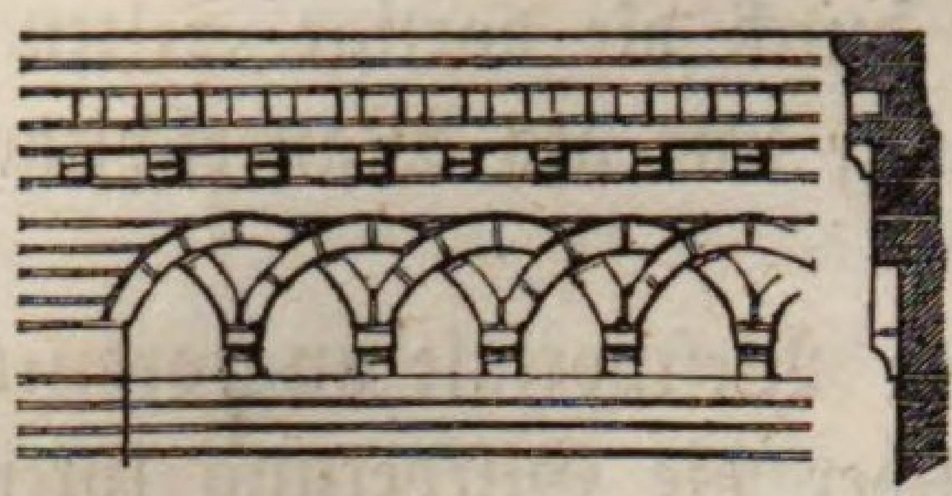


Fig. 49.

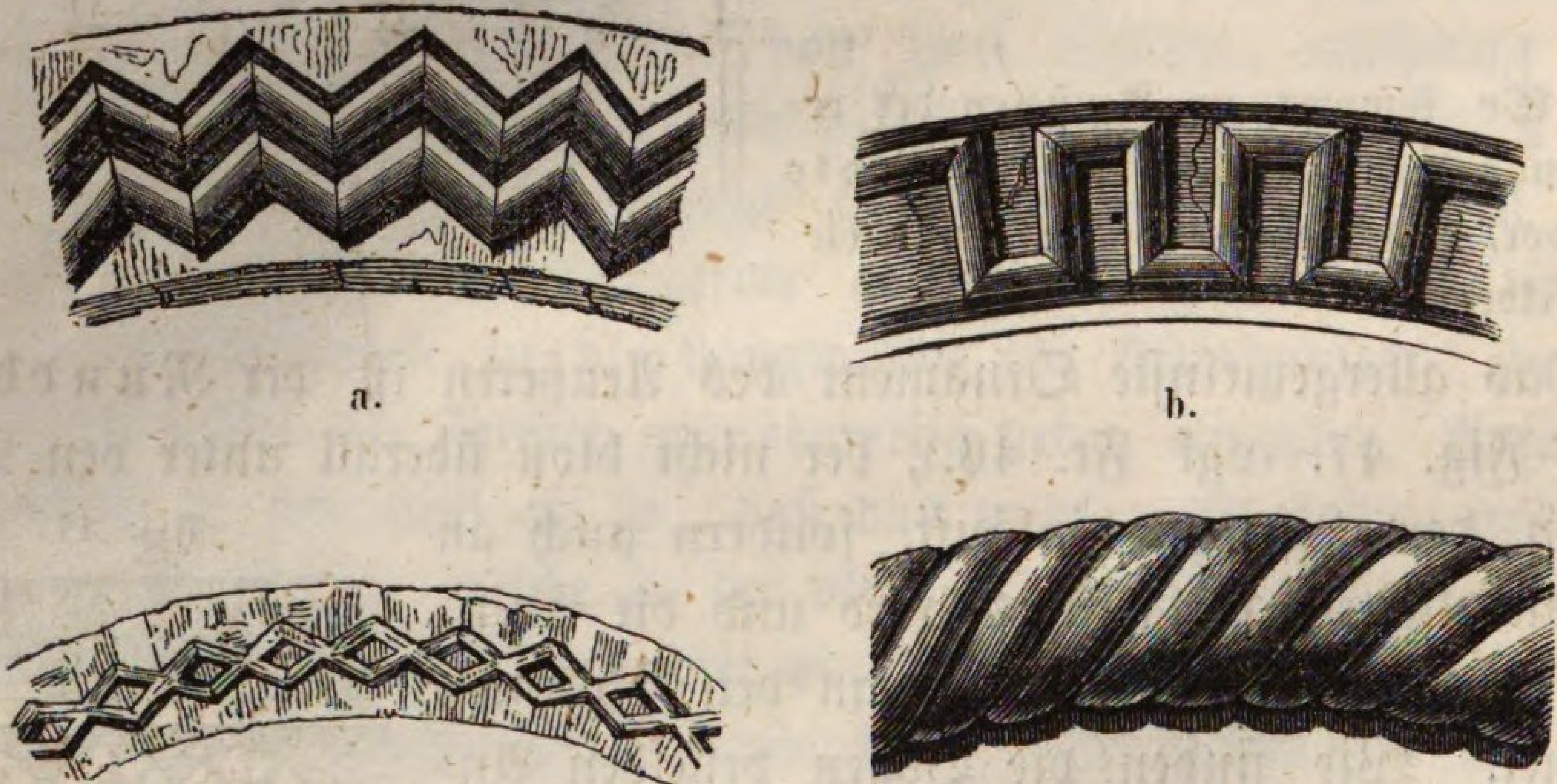


a. b.

Ueber dem Rundbogenfriese bildet oft ein Zahnschnittband (einfach oder in mehreren Reihen geschacht) Fig 49 b. einen anmuthigen Schmuck, und die Stelle des Rundbogenfrieses vertritt zuweilen, besonders unter dem Kranzgesims der Apsiden, eine Kugelreihe (Fig. 49 a.), an Giebelschrägen ein rechtwinkelig gebrochenes Band (vgl. Fig. 41.).

Reicheren Schmuck pflegt der romanische Baustyl nur an den Thüren zu entfalten (Fr. 49.): die Ecksäulen der Seitenwände sind hier häufig auch an den Schaften ornamentirt, die Vorderansicht der Deckbogengliederung auf das mannichfachste mit umlaufenden Friesen besetzt,

Fig. 50.



a. b. c. d.

von welchen das Zickzack, einfach oder gedoppelt, das Schiffstau, die Rauten ꝛc. am häufigsten wiederkehren; Fig. 50. a. b. c. d.

Im Allgemeinen ist noch über das romanische Ornament die grundsätzliche Mannichfaltigkeit desselben hervorzuheben: während in der Antike alle Säulencapitäle derselben Ordnung einander völlig gleich sind, so

wiederholt sich diese Verzierung im romanischen Style niemals: jedes Capitäl ist anders geschmückt, bei ornamentirten Säulenschäften jede einzelne Säule in eigenthümlicher Weise behandelt.

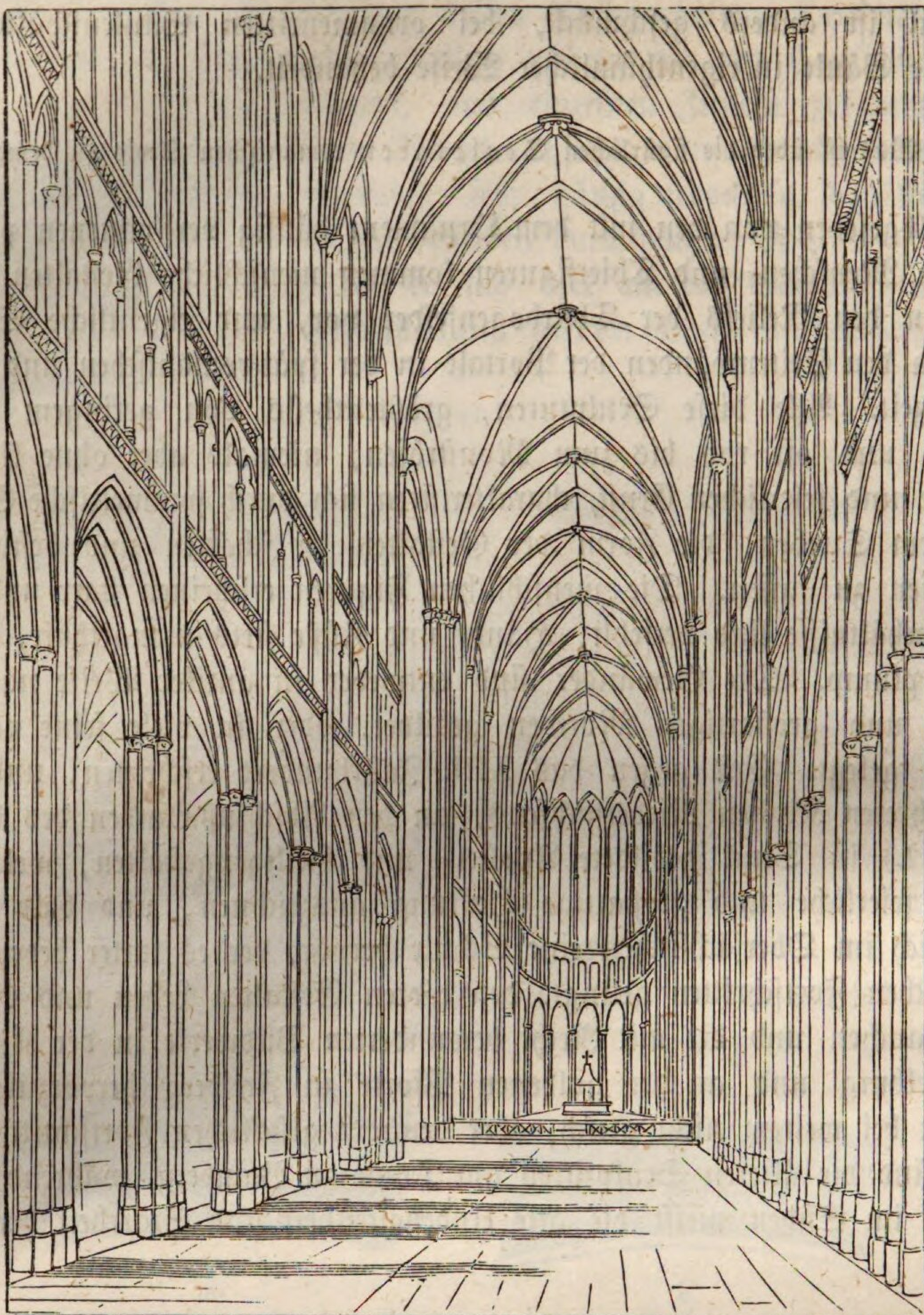
52. Was ist über die figürlichen Sculpturen romanischen Styls zu bemerken?

Abgesehen von den mit dem Ornament häufig verflochtenen phantastischen Menschen- und Thierfiguren kommen menschliche Gestalten besonders in den Reliefs der Thürbogenfelder vor, und eigentliche Statuen nur an den Seitenwänden der Portale in der spät-romanischen und Uebergangszeit. Alle diese Sculpturen, größtentheils von geringem Kunstwerthe und oft roh bis zum Monströsen, niemals aber ohne kirchliche Würde und feierlichen Ernst, charakterisiren sich durch symmetrische Strenge bei dem Streben, die Form der Gestalten in scharfen und bestimmten Umrissen zu fassen. Die menschlichen Figuren erscheinen starr und todt, die Verhältnisse sind verfehlt, Hände und Füße stets mangelhaft, häufig selbst plump. Die Gewänder sind entweder in antiker Weise nach einfachen und großartigen Motiven gebildet, oder in viele feine parallele Falten gelegt. Erst gegen das XIII. Jahrhundert erscheinen, und zwar in mehreren Kirchen Niedersachsens, an den Abschlußwänden des Chores (Fr. 22.) in Stuck gebildete Apostel- und Heiligengestalten, welche sich durch feierliche und großartige Haltung auszeichnen, und bald darauf thut sich im Obersächsischen eine Schule hervor, der es unter bedeutenden technischen Fortschritten gelingt, den todten Gestalten Leben und Gemüth einzuhauchen und die mit Recht bewunderten Bildwerke in der Kirche zu Wechselburg und an der goldenen Pforte zu Freiberg hervorzubringen. Diesen bei weitem nicht gleich, aber dennoch glücklichen Fortschritt bekundend sind die älteren Sculpturen am Dome zu Bamberg, während anderwärts im Süden meist die alte Unbeholfenheit und Starrheit herrschend bleibt.

53 Wie gestaltet sich das Innere der gothischen Kirchen?

Der Eindruck, welchen das Innere der gothischen Kirchen auf den Beschauer hervorbringt, ist wesentlich verschieden von dem der romanischen, mehr noch in den Hallenkirchen und in den großen fünfschiffigen Basiliken (Dom zu Cöln, Fig. 51.), als in den gewöhnlichen Kirchen mit zwei niederen Seitenschiffen. Die hohen Räume erscheinen in lichter Weite, die Stützen schlanker, die Mauermassen aufgelöst, die stets gewölbten Decken haben nichts Drückendes: dem Auge entschwindet die Schwere der mächtigen Steinmassen. Die Ursache ist keineswegs der durchgehend angewendete Spitzbogen allein, der ja auch in vielen roma-

Fig. 51.



nischen Kirchen der Uebergangszeit vorkommt, sondern das eigenthümliche, folgerecht durchgeführte gothische Gewölbesystem, als dessen nothwendige Grundbedingung allerdings der Spitzbogen zu erkennen ist.

54. Auf welchen Grundsätzen beruht das gothische Ueberwölbungssystem, und inwiefern erscheint der Spitzbogen als wesentliche Bedingung desselben?

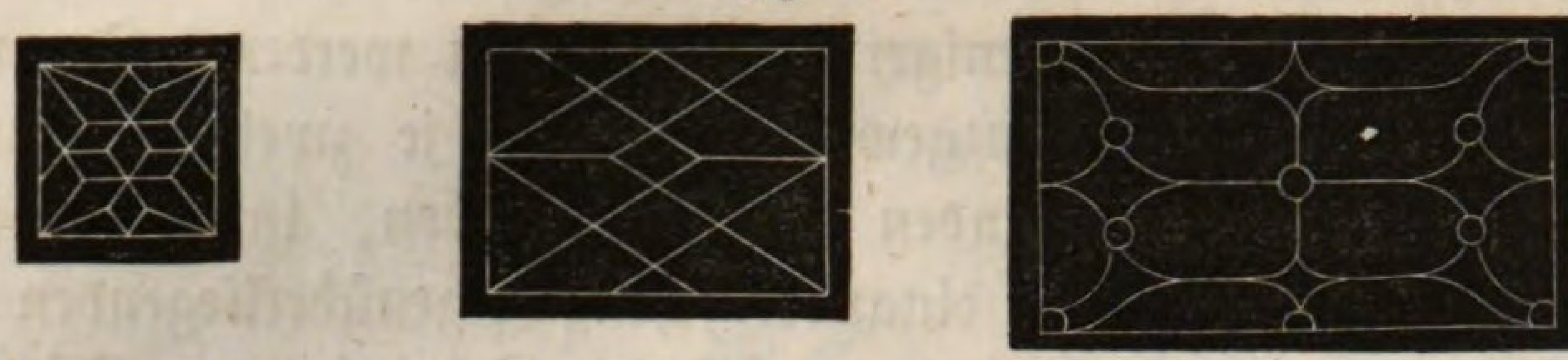
Im romanischen Gewölbebau (Fr. 45.) mußten die einzelnen Joche stets quadratisch sein, im gothischen Styl dagegen sind sie schmaler gestellt und haben die Grundform des Rechtecks, was nur durch die Anwendung des Spitzbogens ermöglicht werden konnte, indem zwei Spitz-

bögen von ungleichen Grundlinien dennoch gleiche Höhe haben können, je nachdem sie mehr oder weniger steil construirt werden. Im romanischen Styl bestanden die Kreuzgewölbe zwischen je zwei Quergurtbögen aus zwei einander durchdringenden Tonnengewölben, in der Gothik dagegen verband man nur die einander schräg gegenüberliegenden Punkte mit mehr oder weniger gegliederten, sich im Scheitel (dem Schlußsteine) kreuzenden Diagonalbögen, und füllte das auf diese Weise entstandene, vier Dreiecke bildende Gerippe mit dünnen Kappen aus, denen man überdies noch mehr oder weniger sphärische Busung und dadurch vergrößerte Spannung gab. Am Schlusse des polygonischen Altarhauses führte man gegen den Scheitel des den Langchor östlich begrenzenden Quergurtbogens aus den Polygonecken Steinrippen empor und füllte die Zwischenfelder gleichfalls mit busigen Kappen. Im romanischen Gewölbebau waren die Arkadenpfeiler von verschiedener Stärke, indem diejenigen mit Vorlagen versehen werden mußten, welche die Querbögen trugen, im gothischen Style sind zwischen sämmtlichen Pfeilern Quergurte ausgespannt und die Pfeiler deshalb alle gleich stark. Wenn daher das überwölbte romanische Langhaus in einzelne Gruppen zerfiel, so bildet das gothische in ununterbrochener Perspective ein Ganzes, angemessen unterbrochen nur durch die weitläufigere Pfeilerstellung der Vierung und harmonisch in dem polygonen Schlusse des Altarhauses endend; wenn das romanische rundbogige Gratgewölbe den Eindruck schwerer Belastung hervorbrachte, so erscheint das gothische spitzbogige Gurtgewölbe mit seinen am Scheitel gebrochenen Kreuzgurten nicht sowohl nach unten drückend, als in die Höhe strebend, und die Busung der einzelnen Kappen vermehrt noch das leichte, luftige Ansehen; wenn endlich die romanischen Gewölbejoche quadratisch waren, so sind die gothischen rechteckig und deshalb zahlreicher, wodurch das Gebäude selbst bei gleichen Dimensionen größer und höher erscheint. So erklärt sich der wesentlich verschiedene Eindruck.

55. Findet man in allen gothischen Kirchen nur einfache Kreuzgewölbe?

Das einfache aus vier Kappen bestehende Kreuzgewölbe findet sich zwar die ganze Periode hindurch, ausschließlich jedoch nur bis zum XIV. Jahrhundert, da seit dem zweiten Jahrzehnt desselben, zuerst, und zwar von England aus dorthin verpflanzt, in den Ziegelbauten in der Nähe der Ostsee und daselbst überhaupt in der schönsten und reichsten Ausbildung, durch Vermehrung der Rippen und Schlußsteine auch zusammengesetzte Gewölbeformen üblich wurden, als Sterngewölbe (Fig. 52 a.), Strahlengewölbe, Rautengewölbe (Fig. 52 b.), Netzgewölbe. Letztere (Fig. 52 c.) gehören erst dem XVI. Jahrhundert an: es sind nicht mehr Rippengewölbe mit dazwischen gespannten Kappen, sondern Tonnen-

Fig 52.



a. b. c.

gewölbe, denen das bunte Rippenwerk lediglich als Decoration eingebunden ist.

56. Was ist über die Stützen und Träger der gothisch überwölbten Räume zu bemerken?

Wir haben dabei zwischen freistehenden Stützen und mit dem Mauerwerk verbundenen Gurtträgern (in den Seitenschiffen, im Querhause und im Chore 2c.) zu unterscheiden: letztere haben die Halbsäulenform, werden indeß auch durch Consolen ersetzt oder fallen besonders in der Spätzeit oft ganz weg, so daß die Gewölberippen in roher Weise wie an die Wand geklebt erscheinen. Die freistehenden Stützen sind die Arkadenpfeiler. Dieselben haben in der Frühgothik die Form eines Säulenbündels (Fig. 53.); dem runden Stamme (Schaft) sind vier schlanke Halbsäulen (Dienste) von verschiedener Höhe als Gurtträger angelehnt oder verbunden; die Halbsäulen rechts und links tragen die Arkadenbögen, und mit ihnen hat die an der Rückseite für die Gewölbegurte des Seitenschiffes angebrachte gleiche Höhe, während die der Vorderfront vorgelegte an der Scheidmauer aufsteigt, um dort die Gurte des Mittelschiffes aufzunehmen. — In der Periode der ausgebildeten Gothik wurde der Rundpfeiler mehr als ein aus vortretenden Theilen und Höhlungen bestehendes Ganze behandelt (Fig. 54.). Die Zahl der Dienste erscheint der reicheren birnenförmigen Gliederung der Arkadenbögen und Gewölbegurte entsprechend vermehrt, und der zwischen ihnen liegende Schaft des Pfeilers in den freien Zwischenräumen ausgekehlt. — In der Spätgothik haben die Pfeiler (Fig. 55 a. b.) die Gestalt eines Achtecks, theils völlig schlicht, theils an den Ecken fein gegliedert, theils mit concaven Seitenflächen.

Fig. 53.

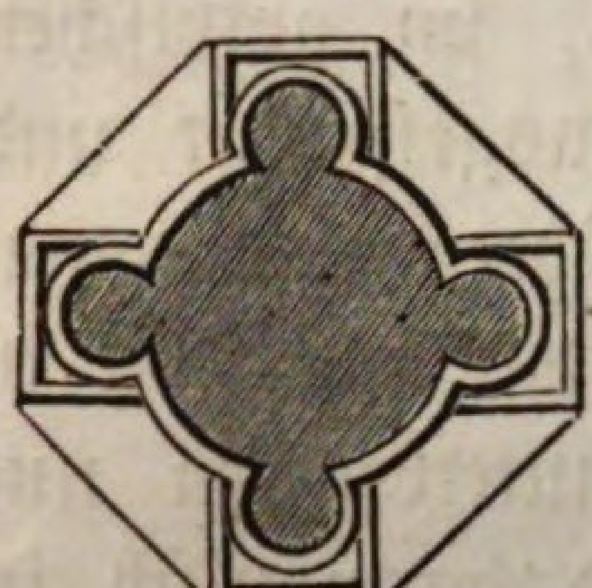


Fig. 54.

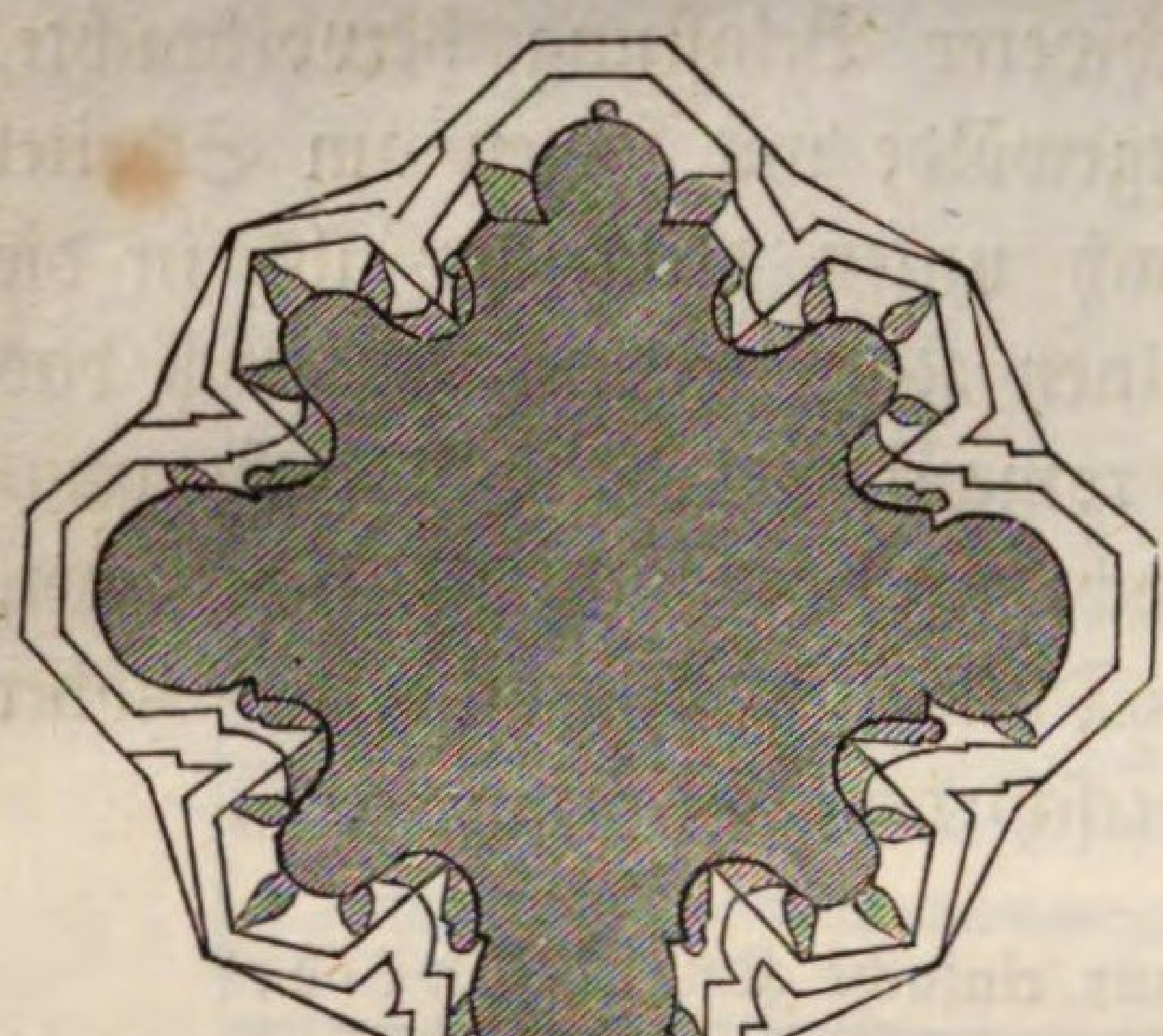


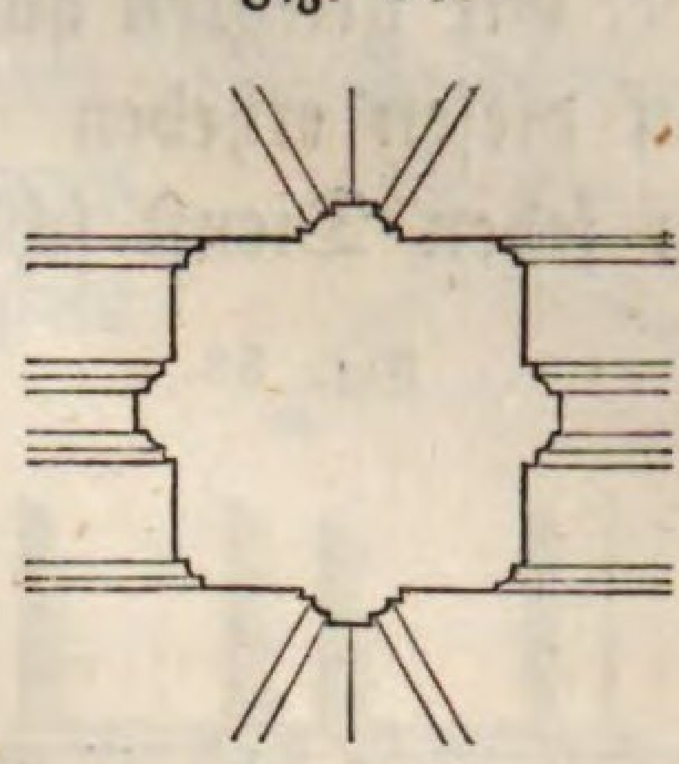
Fig. 55.



a. b.

Im Ziegelbau sind die Pfeiler entweder viereckig mit Vorlagen an den vier Seiten und gegliederten Ecken (Fig. 56.), oder achteckig, früher mit Gurtträgern an den vier Hauptflächen und Gliederungen auf den Ecken, später insgemein nackt; doch kommen auch gegliederte Rundpfeiler vor.

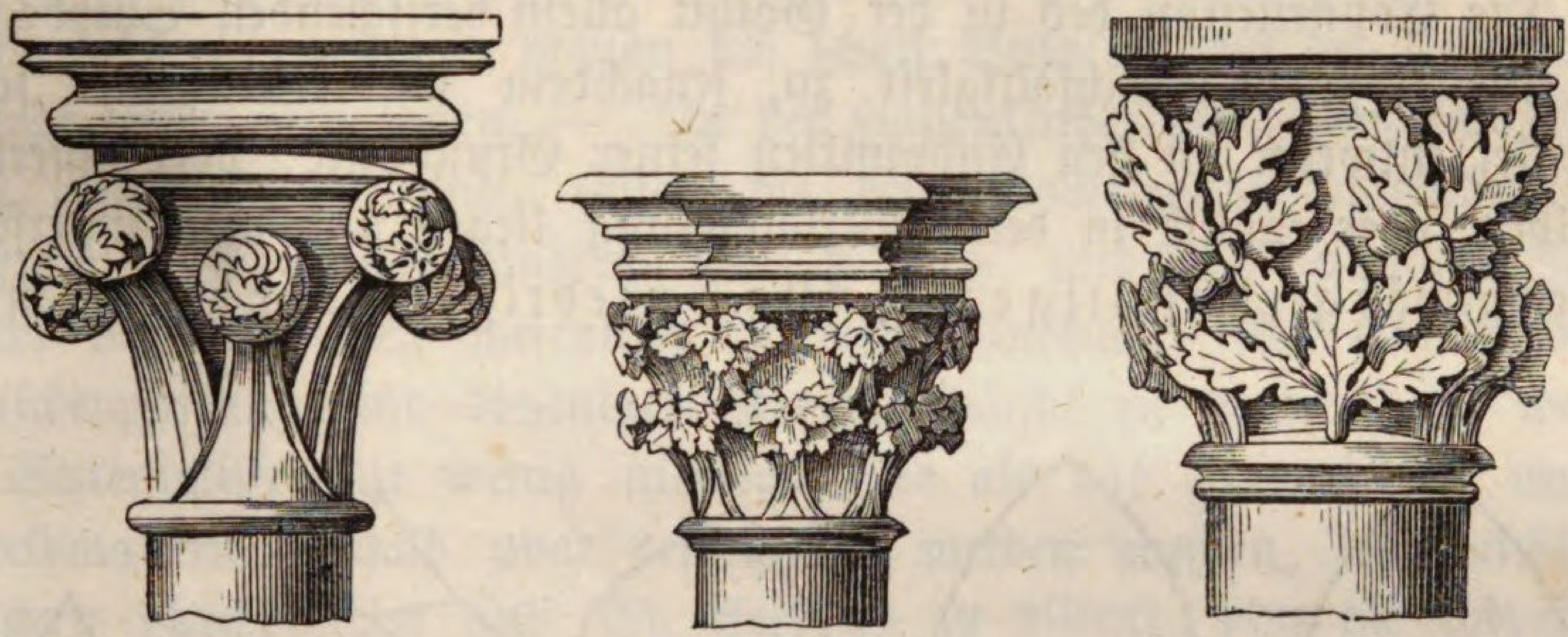
Fig. 56.



57. Was ist über Form und Ornament der gothischen Capitäle zu bemerken?

Das gothische Capitäl, von einem abgeschrägten Plättchen bedeckt, hat eine cylindrische Kelchform und der Schmuck desselben besteht aus einzelnen Blättersträußen, welche einheimischen Pflanzen (Eichenlaub, Weinlaub, Epheu 2c.) frei nachgebildet erscheinen; Fig. 57 a. b. c. Im

Fig. 57.



a. b. c.

frühgothischen Styl bildet dieses Laubwerk einen zusammenhängenden Kranz um die ganze Masse des Bündelpfeilers, also um Dienste und Schaft; im ausgebildeten Styl bleiben die zwischen den Diensten befindlichen Einkehlungen der Pfeilermasse von dem Blätterschmuck frei. In der Spätgothik kommen insgemein überhaupt Capitäle nicht mehr vor, indem die Gliederungen der Bögen und Rippen entweder ununterbrochen an den Pfeilern hinablaufen oder scharfkantig gebildet aus denselben am Anfangspunkte der Wölbung gleichsam herauswachsen.

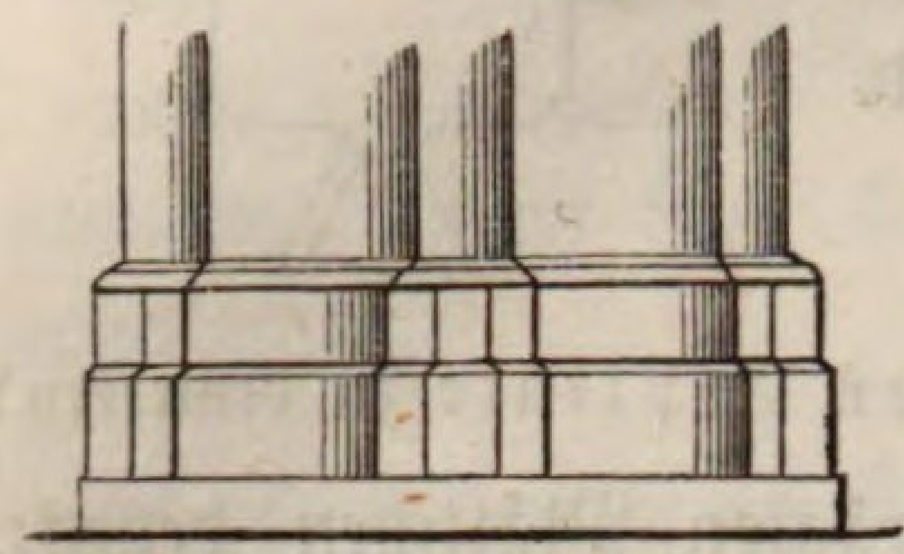
Im Ziegelbau ist die Zusammensetzung der Pfeiler und Gewölbe oft eine völlig unorganische und rohe: der achteckige Pfeiler ist oben mit einem Bande umsäumt oder erscheint, wenn auch dieses Band fehlt, gewissermaßen als eine Ummantelung der aufsetzenden Bogengliederungen von geringerem Durchmesser.

58. Wie ist die gothische Basis gestaltet?

Die Basis des Bündelpfeilers (Fig. 58.) besteht gewöhnlich aus einer

über Eck gelegten quadratischen Platte mit abgeschnittenen Ecken (Fig. 53.); auf diesen erheben sich, mit denselben durch eine Schrägung verbunden, für jeden Dienst schlanke, sich gewöhnlich mehrmals absetzende polygonische Sockel, denen die der attischen frei nachgebildete runde Basis für die einzelnen Gurtträger ringsumlaufend aufliegt. Bei den reich gegliederten Pfeilern des ausgebildeten Styls steigert sich die Zahl der kleinen und kleinsten prismatischen Sockel je nach der Zahl und Größe der Pfeilergliederung. — Die nackten achteckigen Pfeiler der Spätgothik pflegen auf hohen, mit Stabwerk gekrönten schlichten Sockeln zu ruhen.

Fig. 58.



59. Wie verhält es sich mit der Construction und Formation der gothischen Bögen?

Die Construction des in der Gothik allein herrschenden Spitzbogens läßt eine große Mannichfaltigkeit zu, jenachdem die Mittelpunkte seiner Schenkel entweder an den Endpunkten seiner Grundlinie, oder innerhalb derselben, oder endlich in deren Verlängerung liegen und man unterscheidet demgemäß gleichseitige (Fig. 59 a.), niedrige (c.) und hohe (lanzettförmige) (b.) Spitzbögen, zu denen sich in der Spätzeit noch die geschweifte Form des Eselsrückens (d.) und die Umkehrung der Schenkel (e.) gesellt. Dazu kommt nun überdies, daß sich die Schenkel (besonders der Lanzettbögen) häufig nach unten noch in senkrechter Linie verlängert finden, wodurch der Bogen noch höher (gestelzt) wird; Fig 4. Die Ausgestaltung der gothischen Bogenformen besteht in der mit den Stützen übereinstimmend gegliederten Abschrägung ihrer Seitenansicht, so daß in die Untersicht nicht wie im Romanismus ein breites Band, sondern ein Rundstab fällt, welcher in der edelsten Ausbildung des Styles ein birnenförmiges Profil (Fig. 60.) zeigt. Die reichste Gliederung erscheint in den Arkadenbögen, weniger reich pflegen die Quergurte der Ueberwölbung, am einfachsten die Kreuzgurte (Rippen) profilirt zu sein.

Fig. 59.

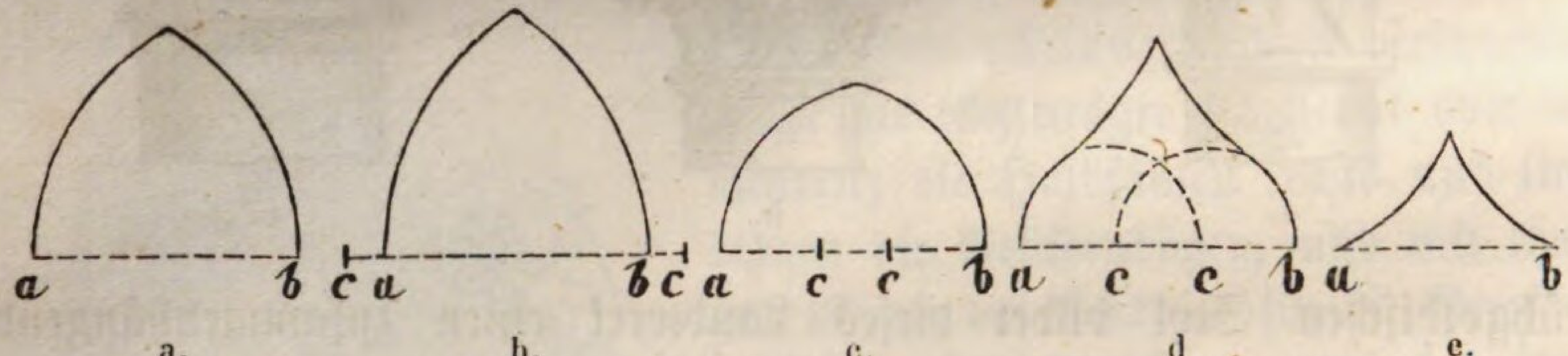
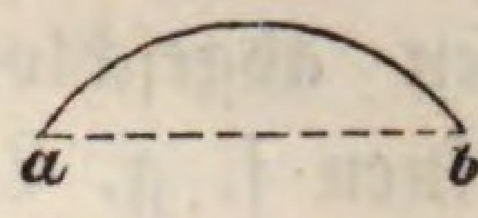


Fig. 60.



In der Spätzeit, und namentlich im Ziegelbau kommen zuweilen wieder bandförmige Bögen vor, selbst von der Form des Halbkreises. Der Ziegelbau aller Zeiten bedient sich auch besonders für Nischen und Blenden eines abgeflachten Rundbogens (Stichbogen Fig. 61.).

Fig. 61.



60. Was ist über die Scheidmauern zu bemerken?

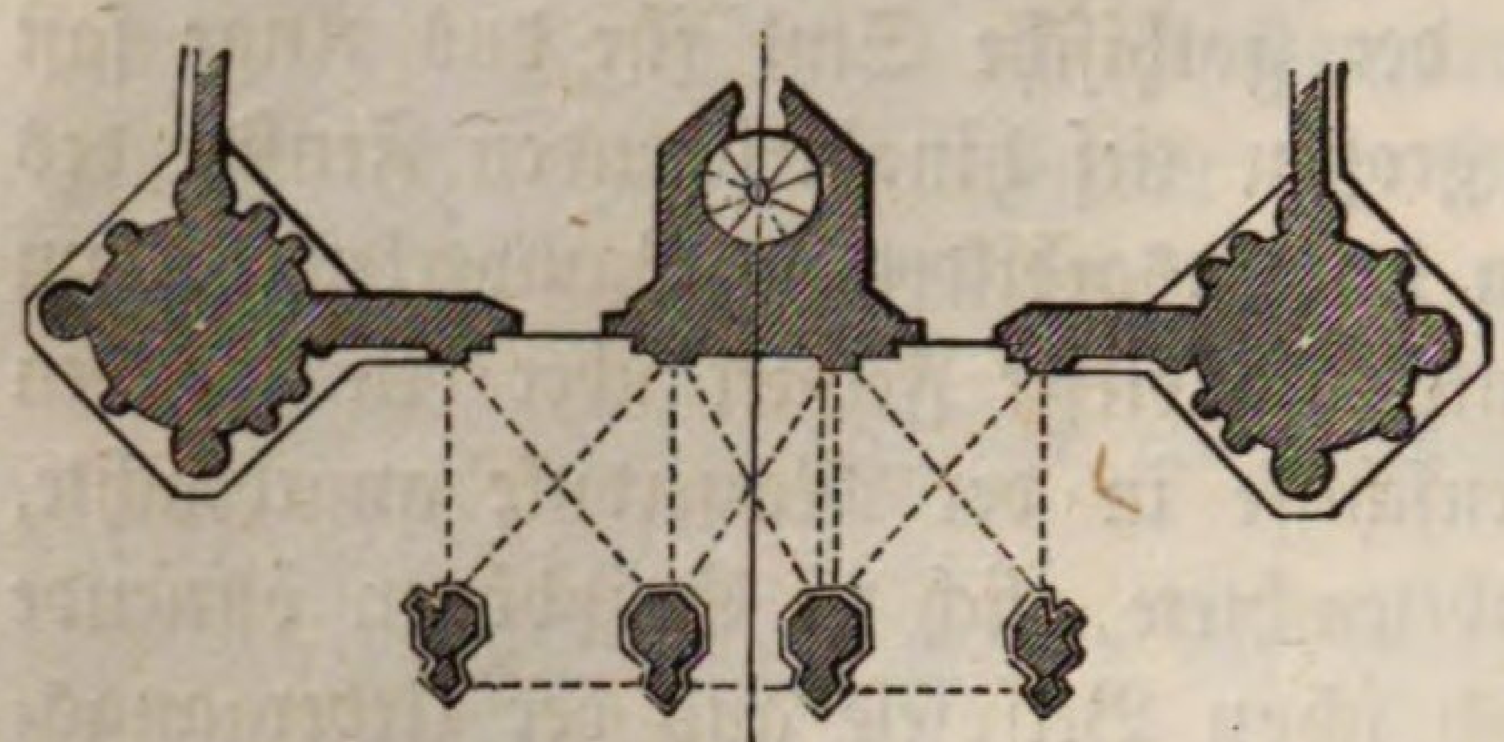
Die auf den Arkadenbögen ruhenden Seitenmauern des Hochbaues, welche im romanischen Gewölbebau noch als ein bedeutender Theil des ganzen Gebäudes erschienen, hat der gothische Styl für das Auge fast verschwinden gemacht: durch die großen tief hinabreichenden Fenster des Oberstockwerkes und, wenigstens in den ausgebildeteren Bauwerken, (Dom zu Cöln, Fig. 51.), durch eine unterhalb dieser Fenster über den Arkaden hinter den Bedachungen der Seitenschiffe in der Mauerdicke angebrachte, beleuchtete oder wirkungsvoller unbeleuchtete, sich in Spitzbögen öffnende Galerie (Triforium), wovon sich schon Beispiele aus der Uebergangsperiode nachweisen lassen. — In der Hallenkirche, wo sämmtliche Schiffe von gleicher Höhe sind, fallen die dem Basilikenbau eigenthümlichen Scheidmauern selbstverständlich ganz hinweg, und das gesammte Innere macht dadurch einen wesentlich anderen Eindruck. Als eine besondere Zwischengattung sind diejenigen Kirchengebäude zu nennen, in welchen die Seitenschiffe nur wenig niedriger sind als das Hauptschiff, und die Scheidmauern deshalb zwar beibehalten werden mußten, aber nicht von Fenstern durchbrochen sind (St. Stephan zu Wien), oder die Oberfenster bestehen nur aus dem Deckbogen, sind aber als Blenden auf der inneren Fläche der Scheidmauern tiefer hinabgeführt.

61. Wie gestaltet sich das Innere des gothischen Querhauses und des Altarhauses?

Im Querhause, wenn dasselbe nicht wie das Langhaus mit Seitenschiffen versehen und demgemäß innerlich jenem gleich behandelt ist (Dom zu Cöln), mußten die Mauerflächen entschiedener ins Auge fallen, indeß unterblieb, wie bereits oben (Fr. 30.) bemerkt, seit dem XIV. Jahrhundert mit dem Aufgeben des kreuzförmigen Grundrisses gewöhnlich die Anlage eines solchen. Das Altarhaus findet sich überall da, wo die Seitenschiffe dasselbe begleiten und einen Umgang um den Chorschluß bilden, im Wesentlichen gerade so wie das Langhaus, jedoch oft noch reicher und zierlicher behandelt. Wo dies nicht der Fall ist, und das Altarhaus also nur als eine Fortsetzung des Mittelschiffes erscheint, wurden die Umfassungsmauern gewöhnlich durch Blendbogenstellungen und Galerien belebt (Westchor des Doms zu Naumburg, Dom zu Meißen).

In den Stifts- und Klosterkirchen mit Chorumgang ist das Mittelschiff des Altarhauses durch eine zwischen den Arkadenpfeilern eingezogene Scheidewand für den Gottesdienst der Cleriker von den Seitenschiffen abgeschlossen. In Westen wird der Chor von der Vierung durch einen s. g. Lettner getrennt. Der Lettner, von dem sich in deutschen Kirchen nur wenige ältere Beispiele (im Dom zu Naumburg vor dem Ostchore ein spätromanischer, vor dem Westchore ein frühgothischer, beide aus dem XIII. Jahrhundert), dagegen mehrere aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, reich im spätgothischen Geschmack verziert, (z. B. im Dom zu Halberstadt, Fig. 62.) erhalten haben, ist eine unter dem Triumphbogen angebrachte Querbühne, mit einem zu kirchlichen Vorlesungen bestimmten Lese-Pulte (lectorium, daher der Name Lettner), welche durch eine Wendelstiege zugänglich unten eine mit Thüren versehene Scheidewand bildet oder von offenen Bögen getragen wird.

Fig. 62.

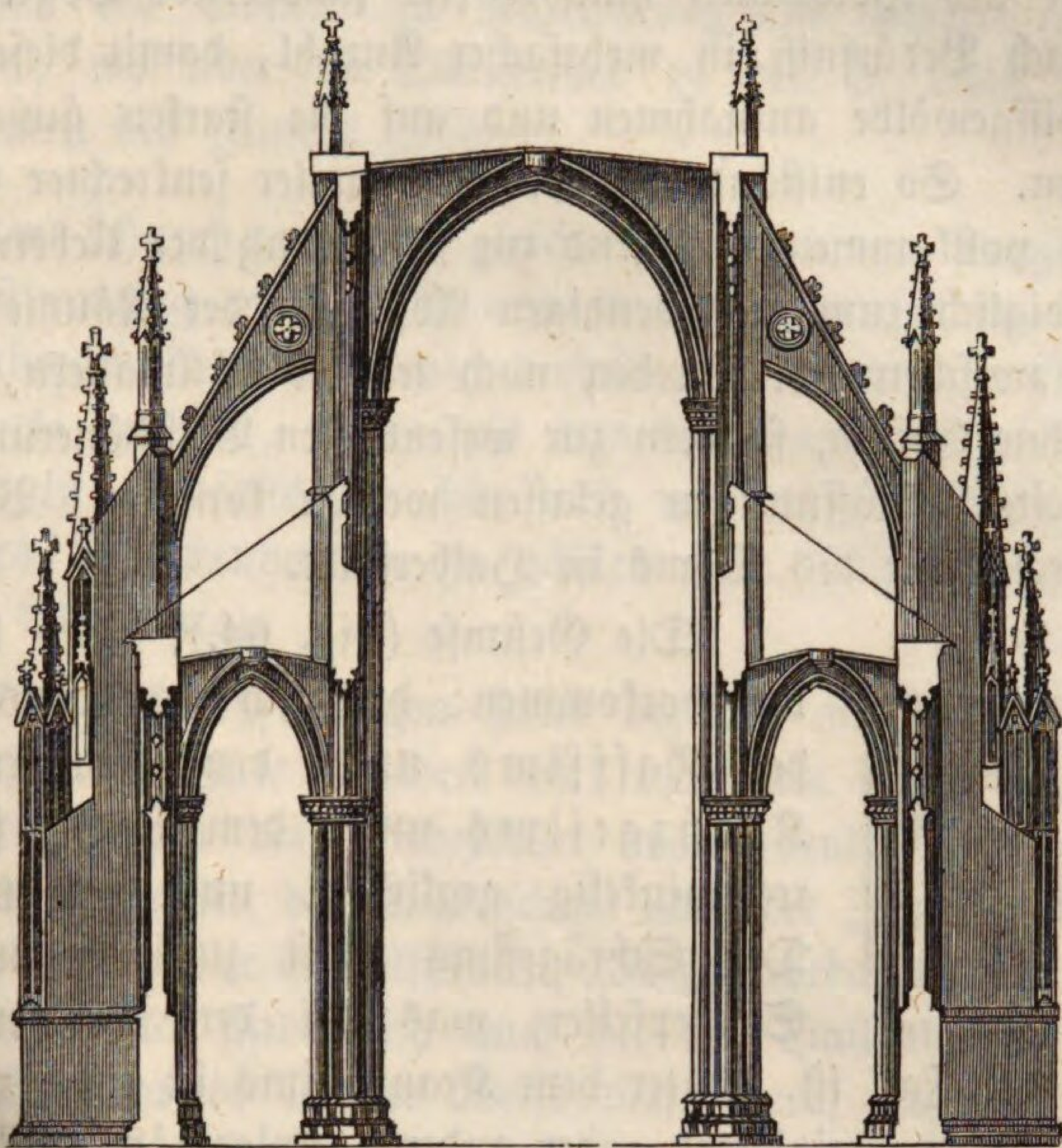


62. Wie stellt sich im Allgemeinen das Aeußere der gothischen Kirchen dar?

Bei weitem auffallender als dies im Innern der Fall ist, unterscheidet sich das Aeußere der gothischen Kirchen von dem der romanischen. Wenn die romanischen Gebäude sich in einfachen ungetheilten Mauermassen wesentlich als ein Ganzes darstellten, so erscheint bei den gothischen dieses Ganze durch einen Wechsel vor- und zurücktretender Theile gewissermaßen zerklüftet; wenn dort die wagerechten Linien in ununterbrochenem Flusse vorherrschten, so finden wir hier die Horizontale durch viele senkrechte Bauglieder stetig durchbrochen; wenn sich dort die Fenster nur als nothwendige Lichtöffnungen charakterisirten, so erfahren sie hier die reichste architektonische Ausbildung und dienen dem Ganzen zum wesentlichsten Schmucke. Alle diese Eigenthümlichkeiten der gothischen Architektur sind indeß keineswegs zufällig oder willkürlich, sondern ergeben sich mit Nothwendigkeit aus der Anwendung des spitzbogigen Gurtgewölbes im Innern, als dem Grundprincipe des Styls. (Vgl. Fr. 54.)

Jedes Gewölbe drückt mit seiner Wucht senkrecht nach unten und drängt mit seiner Masse seitwärts nach außen. Der Seitenschub ist bei einer spitzbogigen Wölbung weniger stark als bei einem Rundbogengewölbe: diese constructive Rücksicht führte schon bei den Gewölbebauten der Uebergangsperiode (Dome zu Bamberg und Naumburg) zur Anwendung des Spitzbogens im Innern, während man am Aeußern den Rundbogen beibehielt. Bei dem Kreuzgewölbe, dem romanischen wie dem

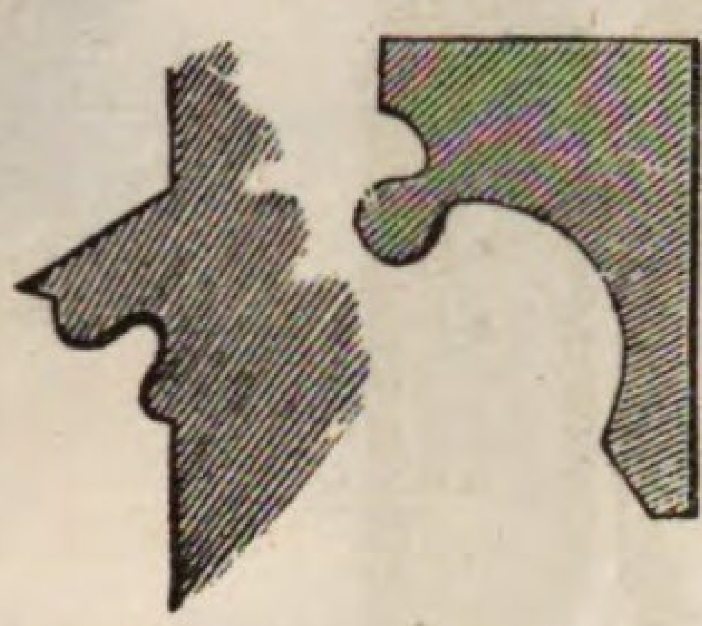
Fig. 63.



gothischen, beschränkt sich der ganze senkrechte Druck auf die vier Stützen in den Ecken desselben, und nur in Beziehung auf den Seitenschub wirken beide Systeme verschieden. Das aus zwei sich durchschneidenden Tonnengewölben bestehende romanische Kreuzgewölbe (Fr. 45.) schiebt seitwärts gleichmäßig auf alle Punkte der Umfassungsmauern, welche deshalb sehr stark aufgeführt werden mußten und nur geringe Durchbrechungen zum Einlassen des Lichts gestatteten. Das gothische Gurtgewölbe, welches nur aus dem Gerippe der Gurtbögen besteht, concentrirt dagegen seinen ganzen Schub auf die vier Stützen, von welchen die Gurte ausgehen, und die deshalb nicht bloß die Last tragen, sondern dem seitwärts Drängen der Massen widerstehen sollen. Es mußten daher zunächst an den Umfassungsmauern der Seitenschiffe die Gurtträger der Gewölbe verstärkt werden: sie treten deshalb über die Mauerflucht als Strebepfeiler nach außen hervor. Um den Schub der Gewölbe des Hochbaues aufzunehmen, mußten die Arkadenpfeiler innerlich als Gurtträger, äußerlich gleichfalls als Strebepfeiler an den Seitenwänden in die Höhe geführt werden. Sie erschienen jedoch wegen der nur schmalen Grundlage des Arkadenpfeilers besonders bei sehr hohen Gebäuden zum ausreichenden Widerstande gegen den Seitenschub der weitgespannten Gurtbögen des Hauptschiffes nicht stark genug: man verstärkte deshalb die Strebepfeiler der Seitenschiffe nach unten, ließ sie in sich verjüngenden Absätzen bis über die Dachlinie der Seitenschiffe frei aufsteigen und wölbte von ihnen aus nach den leichteren

Strebepfeilern des Hochbaues hinüber frei schwebende Bögen (Strebebögen), nach Bedürfniß in mehrfacher Anzahl, damit diese den Schub der Mittelschiffgewölbe aufnahmen und auf die starken äußeren Streben hinüberleiteten. So entstand ein Gerüst schmaler senkrechter Stützen und Widerlagen, vollkommen genügend zur Sicherung der Ueberwölbung des Innern. Lediglich zum nothwendigen Abschlusse der Räume nach außen bedurfte es zwischen den Streben noch leichter Füllmauern, in welchen nicht bloß ohne Gefahr, sondern zur wesentlichen Verschönerung des Ganzen hohe weite Lichtöffnungen gelassen werden konnten. Vgl. Fig. 63, den Querdurchschnitt des Doms in Halberstadt.

Fig. 64.



Die Gesimse (Fig. 64.), deren hauptsächlich drei vorkommen: der Schrägesims am Sockel, der Kaffsims unter den Fenstern und das Kranzgesims unter dem Dache, sind niemals rechtwinkelig gegliedert, und tief unterschnitten. Der Schrägesims läuft zugleich rund um die Strebepfeiler, was bei den übrigen Gesimsen nicht immer der Fall ist. Unter dem Kranzgesims ist ein Fries aus an einander gereihten Spitzbögen oder anderen stylgemäßen Motiven bestehend angeordnet; um das Dach läuft eine Galerie mit durchbrochener Brüstungsmauer. — Im preußischen Ziegelbau finden sich statt der Friese zuweilen umlaufende decorative Inschriften, z. B. an der Jacobikirche in Thorn.

63. Zu welchen besonderen Bemerkungen giebt das Aeußere der gothischen Kirchen Veranlassung?

Das Aeußere der gothischen Kirchen mit niederen Seitenschiffen (Basiliken), sowohl der drei- als der fünfschiffigen, erscheint zweigeschossig, in dieser Beziehung also ganz in Uebereinstimmung mit den romanischen; nur wo ein Kranz von Kapellen den Chorumgang begleitet, sind diese noch niedriger als die Seitenschiffe, und dieser östliche Theil der Kirche baut sich daher in drei übereinander zurücktretenden Stockwerken in reicher Gruppirung auf. — Aus drei Etagen besteht auch zuweilen das Langhaus, wenn, wie an der Marienkirche zu Lübeck, zwischen den Strebepfeilern durch Einziehung einer niedrigen Mauer kleine Kapellen eingebaut sind, deren Pultdächer unterhalb der Seitenschifffenster sich anlehnen. — Die Hallenkirchen, so wie die Altarhäuser ohne Seitenschiffe, auch die einschiffigen Kirchen haben regelmäßig nur eine Reihe Fenster und repräsentiren also nur ein Stockwerk. Ausgenommen sind das erste Beispiel einer gothischen Kirche mit gleich hohen Schiffen, St. Elisabeth zu Marburg mit zwei Fensterreihen, ebenso der gleichfalls frühgothische, ein-

schiffige Chor des Domes zu Regensburg und mehrere spätestgothische Hallenkirchen, wo aber die Oberfenster zu den in dieser Zeit beliebten Stein-Emporen des Innern gehören.

Das Zwischenhaus, von gleicher Höhe mit dem Langhause, schließt in Uebereinstimmung mit den Fronten des Querhauses mit einem Giebel ab. Ausnahmsweise finden wir dasselbe am Dome zu Magdeburg in drei Stockwerke getheilt, höher als das Langhaus aufgeführt. Zu den Ausnahmen ist ebenfalls der hin und wieder vorkommende wagerechte Abschluß des Zwischenhauses zu zählen (St. Elisabeth zu Marburg, Münster zu Straßburg).

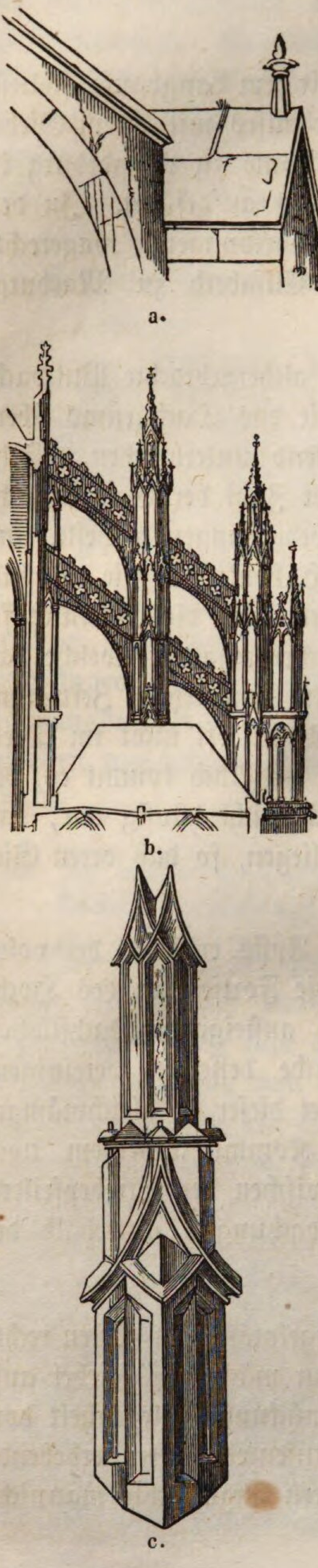
Die Seitenschiffe zeigen zwar oft das althergebrachte Pultdach, aber die einförmige Linie desselben wird durch die das Dachgesims übersteigenden Krönungen der Strebepfeiler wohlthuend unterbrochen. Sehr häufig jedoch erscheinen die Seitenschiffe nach der Zahl der Gewölbejoche des Inneren in einzelne Giebelfronten mit Querbedachungen getheilt, und durch dasselbe Mittel findet sich auch bei den Hallenkirchen die colossale Masse des Satteldaches in der Weise vermindert, daß die Seitenschiffe, in eine Giebelreihe aufgelöst, ihre besondern Dächer erhalten, welche das Dach des Mittelschiffes quer durchschneiden. In dem letzten Zeitraume der Gothik (XVI. Jahrhundert) schließen diese Giebel oft nicht im Dreiecke, sondern im Halbkreise ab (Dom zu Halle). — Auch kommt es, besonders am Niederrheine, im Allgemeinen jedoch nicht häufig vor, daß die drei Kirchenschiffe unter drei Paralleldächern liegen, so daß deren Giebel in die Westfront fallen.

Wesentlich verschieden von der romanischen Apsis erscheint der polygone gothische Chorschluß, dessen Mauern die Fortsetzung des Hochbaues bilden, und durch Walme (d. i. schräg ansteigende Dachflächen statt der Giebeldreiecke) sich mit dem Hauptdache desselben vereinigen. Wenn ein Chorumgang angeordnet ist, so bildet dieser in gleichmäßiger Behandlung die Fortsetzung der Seitenschiffe. Kommt außerdem noch ein Kranz von Kapellen hinzu, so liegen diese zwischen den Strebepfeilern des Umganges und stoßen mit ihren Walmbedachungen unterhalb der Fenster desselben an.

Bei den Ziegelkirchen in Preußen, welche regelmäßig in Osten rechteckig schließen, steigt die gerade Ostwand in einem mächtigen Giebel auf, der zu einer reichen und eigenthümlichen Ausschmückung Gelegenheit bot, besonders durch über die Giebelschenkel sich stufenweise frei erhebende Pfeiler und in den dadurch gebildeten Wandfeldern angebrachte mannichfaltige Blenden.

64. Was ist über das **Strebewerk** zu bemerken?

Fig 65.



a. b. c.

Das vollständige gothische Strebewerk besteht aus Strebepfeilern und Strebebögen. Erstere, deren Anzahl an den Langseiten der Kirche der Zahl der Gewölbejoche des Innern entspricht, stehen hier stets unter rechten Winkeln an den Mauern. Auf den Ecken des Gebäudes finden sich, namentlich in der Frühgothik, zuweilen zwei angeordnet, gewöhnlich indeß nur einer, der dann über Eck gestellt erscheint. An den polygonen Chorschlüssen stehen die Strebepfeiler auf den Polygonecken in der Richtung von Radien. Im Ziegelbau wurden die Strebepfeiler oft nach innen gezogen und schließen dann im Erdgeschosse Kapellen zwischen sich ein, während sie im Oberstockwerke mit Durchgängen für eine umlaufende Galerie versehen sind; am Aeußeren des Gebäudes treten sie nur pilaster- oder lisenenartig hervor. — Strebebögen, von denen sich einzelne Beispiele schon an romanischen Gewölbebauten, wie an der Chorhaube von St. Maria auf dem Capitol und an St. Gereon zu Cöln rc. finden, kommen an deutschen Kirchen im Allgemeinen nur selten vor, da sie nur bei sehr großartigen Bauten mit niederen Seitenschiffen unumgänglich nothwendig waren. Das verhältnißmäßig häufige Vorkommen derselben in Schlesien, selbst an kleineren Kirchen, ist bemerkenswerth. In reichster Ausbildung erscheint das gesammte Strebewerk am Chore des Doms von Cöln (Fig. 65 b.).

Ueber die Entwickelungsstufen der Strebepfeiler innerhalb der gothischen Periode ist zu bemerken, daß sie in der Frühgothik ganz einfach gehalten erscheinen, an den Absätzen mit einer schlichten Schräge (dem **Wasserschlag**) abgedeckt sind und am Kranzgesims der Gebäude unter einer Giebelbedachung endigen; Fig. 65 a. Im ausgebildeten Styl über-

steigen die mit Spitzthürmchen (Fialen) gekrönten Strebepfeiler die Dachlinie und sind am Dachgesimse mit hervorragenden Wasserspeiern (Fig. 66.) in Bestiengestalt versehen. Aehnlich wie die Strebepfeiler oben in Fialen auslaufen, sind oft auch die verschiedenen Absätze mit dergleichen Spitzsäulen gekrönt, Fig. 65 b. In der Spätgothik kommen neben überladenen wieder einfachere Formen vor, wo sich die unter der Dachlinie abschneidenden Strebepfeiler, wie an ihren Absätzen, auch oben mit einer gewöhnlichen Wasserschräge begnügen. Charakteristisch ist dabei die concave Form dieser Schrägen, Fig. 65 c. — Die Strebebögen sind in der ältesten Zeit schlichte unterwölbte Strebemauern, später erscheinen sie gegliedert und durchbrochen; vgl. Fig. 65 a. und b.

Fig. 66.



Der Ziegelbau hält seiner Natur nach das ganze Strebewerk einfacher und massenhafter.

65. Wie gestaltet sich der Aufbau der gothischen Thürme?

Wenn der gothische Styl die Zahl der im Romanismus oft reiche Gruppirungen bildenden Thürme verminderte und selbst an den großartigsten Kathedralen auf die beiden Westthürme beschränkte, so kannte er dagegen kaum ein Maß für die Höhe derselben: es sei denn, daß die Gesammtlänge der ganzen Kirche (Dom zu Magdeburg, Entwurf des Doms zu Cöln) dafür gegolten habe. Die gothischen Thürme steigen in mehreren quadratischen Geschossen auf, setzen im Oberstockwerke ins Achteck um und sind mit einem hohen durchbrochenen polygonen Steinhelm gekrönt. Dabei erscheint der Uebergang aus dem Viereck ins Achteck dadurch vermittelt, daß auf den Ecken des ersteren, ähnlich den Bekrönungen der Strebepfeiler (Fr. 64.), sich selbstständige Spitzthürmchen erheben. Die meisten der großartigen gothischen Prachtthürme sind indeß unvollendet geblieben (Dome zu Cöln, Regensburg und Ulm), unter den wenigen vollendeten zeichnen sich besonders aus der Thurm vor der Mitte der Westfront des Münsters zu Freiburg i. B. (388′ h.) und der nördliche Thurm des Münsters zu Straßburg (452′ h.): der südliche ist unvollendet geblieben. Berühmt ist auch der 438′ hohe Thurm an der südlichen Langseite der Stephanskirche zu Wien. — In Norddeutschland ist die Thurmarchitektur einfacher gehalten, und durchbrochene Steinhelme kommen sehr selten vor (der höckerige Thurm am Dom zu Meißen), dagegen sind schlanke mit Schiefer gedeckte hölzerne Helmdächer üblich. Im Gebiet des Ziegelbaues erscheint die einfache Massenhaftigkeit der Thürme schon durch das Material bedingt: die 387′ hohen Thürme der Marienkirche zu Lübeck steigen bis etwa zur Hälfte ihrer Höhe in quadratischer Form zu vier Giebeln auf, an deren Schenkel sich die acht Walme der spitzen Be-

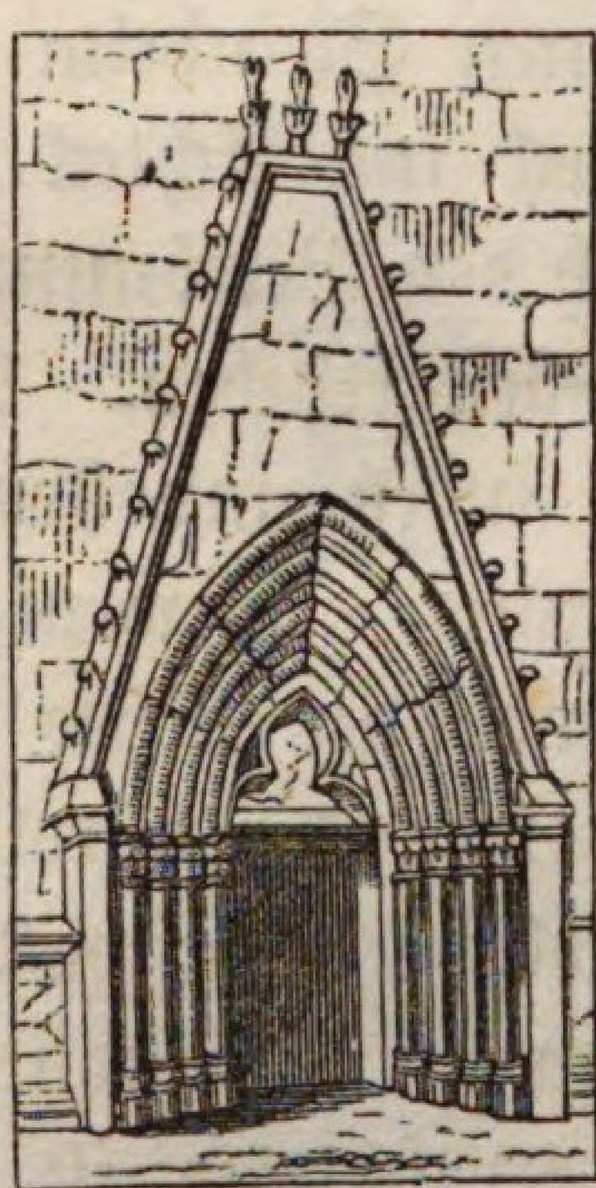
dachung schließen, deren Höhe also die Hälfte des Gesammtmaßes erreicht. Im Ordensland Preußen sind mit Blenden verzierte Thürme üblich, welche mit einem Satteldache schließen, dessen Giebel nach West und Ost schauend, den dort beliebten Schmuck treppenartig über die Giebelschenkel aufsteigender stumpfer Pfeiler zeigen.

Uebrigens gilt auch hier die schon bei den romanischen Thürmen (Fr. 48.) gemachte Bemerkung, daß die meisten Thurmdächer geschmacklose Erzeugnisse der Zopfzeit sind.

66. Welche Anordnung und Ausführung der Thüren zeigt der gothische Kirchenbau?

In der Anordnung der Thüren macht sich als Unterschied von der romanischen Weise bemerklich, daß die Thürme mit Eingängen zu der Kirche versehen sind: wo zwei der ersteren vorhanden sind, kommt es vor (Dom zu Cöln), daß diese Nebenportale zu den Seitenschiffen enthalten, während das Hauptportal die Mitte des Zwischenhauses einnimmt. Wo nur ein Westthurm angeordnet ist, enthält derselbe stets das Hauptportal. Bei größeren Kirchen ohne Querhaus pflegen auf den Langseiten noch Nebenportale angeordnet zu sein. Ferner ist darauf aufmerksam zu machen, daß alle größeren gothischen Portale durch einen mittleren Steinpfosten in zwei Oeffnungen getheilt erscheinen, deren wagerechte Oberschwellen oft kragsteinartig aufliegen. Auch sind die gothischen Portale außer ihrem Deckbogen noch mit einem angeblendeten, auf den Seiten von Fialen flankirten Ziergiebel (Wimberge; s. in Fig. 67 a. u. b.) überſetzt, der im späteren Styl gebogene, im spätesten geschweifte Schenkel (die Form des Eselsrückens) annimmt. Im Uebrigen befolgt die Gliederung der Thürgewände und des Deckbogens, so wie der Schmuck des Bogenfeldes in der Frühgothik das romanische Princip, jedoch selbstverständlich mit Anwendung des Spitzbogens, Fig. 67 a.; im ausgebildeten Style verschwinden die rechtwinkeligen Abstufungen, und die schrägen Seitenwände machen ein ungebrochenes, mit Stabwerk und Hohlkehlen reich gegliedertes Ganzes aus, Anfangs noch mit Beibehaltung von Capitäl-

Fig. 67.


a.


b.

chen für die Stäbe, später meist ohne dieselben, so daß die Gliederung der Seitenwände ohne ein trennendes Glied unmittelbar in den Deckbogen übergeht; Fig. 67 b.

67. Welches ist die Anordnung und Bildung der Fenster im gothischen Style?

In Beziehung auf die Anordnung und Vertheilung der Fenster an dem Kirchengebäude blieb die Gothik bei dem Hergebrachten (vgl. jedoch Fr. 63.); nur daß an den Giebelfronten über den Portalen, wenn nicht ein Rundfenster angebracht wurde, statt der im romanischen Style gebräuchlichen 2, und der in der Uebergangsperiode häufigen 3 Fenster, nur eins, und zwar gewöhnlich ein dreitheiliges, angeordnet wurde. An den vieleckigen Chorschlüssen entspricht die Zahl der Fenster stets den Seiten des Polygonabschnittes, und bei geradlinigem Schlusse des Altarhauses sind ein oder drei Fenster die Regel. Grundverschieden dagegen von dem Romanismus erscheint die Bildung der einzelnen Fenster. An die Stelle der einfachen romanischen Lichtöffnungen sind große, von senkrechten Steinpfosten in mehrere Abtheilungen getheilte Fenster getreten, welche oft die volle Breite zwischen je zwei Strebepfeilern einnehmen und auch nach oben von der Wandfläche insofern häufig nichts übrig lassen, als sie mit Wimbergen übersetzt sind, deren Gipfel die wagerechten Dachlinien durchschneiden oder doch verdecken; Fig. 75.

Die ältesten Fenster gothischen Styls sind insgemein durch ein Mittelsäulchen zweigetheilt, auf dessen Capitäl zwei Spitzbögen aufsetzen, deren äußere Schenkel von zwei entsprechenden Halbsäulchen der Seitenwände aufgenommen werden; das Feld des eigentlichen Deckbogens erscheint mit einer Steinplatte ausgesetzt, die mit einer einfachen, gewöhnlich ein Kleeblatt bildenden Durchbrechung, versehen ist; Fig. 70. Man erkennt sehr deutlich die Entwickelung dieser frühgothischen Fensterbildung aus den gekuppelten Thurmfenstern (Fig. 68.), wie aus den unter einem gemeinschaftlichen Deckbogen vereinigten Fenstergruppen der romanischen und Uebergangs-Periode. An die Stelle der durchbrochenen Steinplatte trat dann sehr bald die Ausfüllung des offenbleibenden Deckbogenfeldes mit Maßwerk (s. unten Fr. 69.), ebenso wie die Zerfällung der beiden Hauptabtheilungen des Fensters selbst in je zwei Unterabtheilungen, durch Anordnung schwächerer Mittelsäulchen mit den ihnen zukommenden je zwei niedrigeren Deckbögen, welche von den beiden höheren Bögen der Hauptabtheilungen überstiegen und zuletzt sammt diesen von dem eigentlichen Fensterdeckbogen umschlossen werden: die sämmtlichen Bogenfelder endlich erscheinen mit Maßwerk ausgefüllt. Ebenso wie zwei und viertheilige kommen nach ähnlichen Grund-

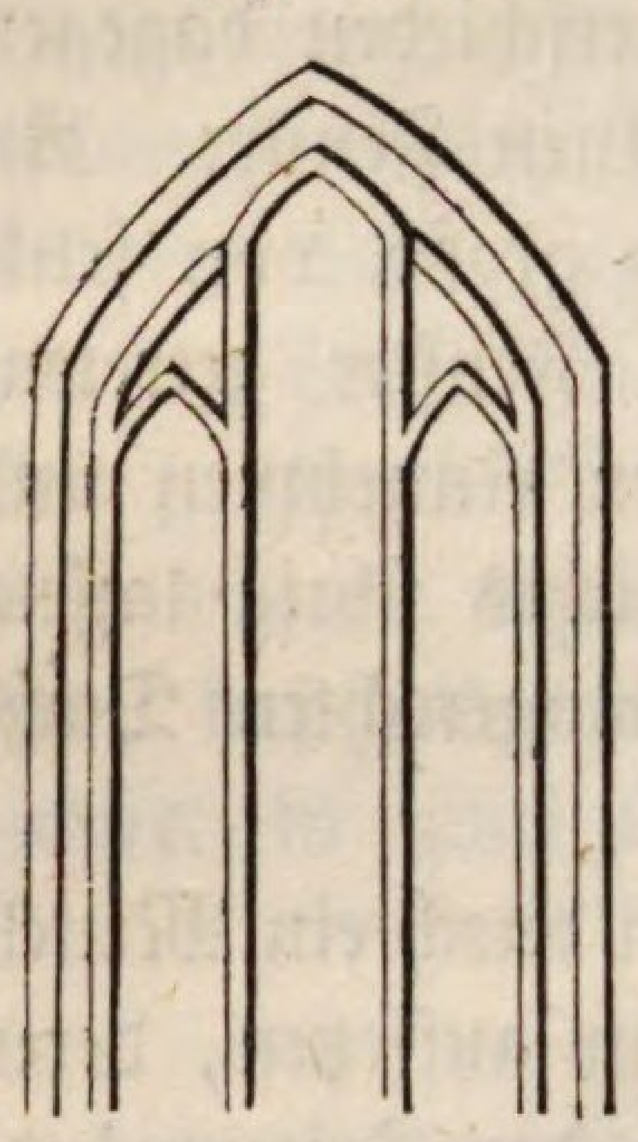
Fig. 68.



principien gebildete dreitheilige Fenster vor, und diese auch mit je zwei Unterabtheilungen. — In der weiteren Entwickelung des Styls verwischten sich, ebenso wie bei den Portalen, auch in der Fensterarchitektur die romanischen Reminiscenzen mehr und mehr. Die Capitälchen der Theilungs- und Wandsäulchen wurden aufgegeben, und die Säulenschafte verwandelten sich in gegliederte Steinpfosten: stärkere (alte) für die Hauptabtheilungen, schwächere (junge) für die Unterabtheilungen. Die schrägen Seitenwände erscheinen mit Stabwerk und Hohlkehlen gegliedert, und diese Gliederung ist an dem Deckbogen fortgesetzt.

Rundfenster kommen nur über den Portalen vor: in deutschen Kirchen im Allgemeinen nur selten (Münster zu Straßburg, St. Lorenz in Nürnberg). Sie haben größeren Durchmesser als die romanischen Radfenster, ersetzen das Speichenwerk dieser durch rosettenartiges Maßwerk und werden deshalb auch Fensterrosen genannt.

Fig. 69.



Im Ziegelbau (Fig. 69.) begnügte man sich meist mit der Gliederung der Seitenwände und dem Gerippe aufgemauerter Theilungspfosten: die Ausfüllung der Bogenfelder mit Maßwerk bleibt eine Ausnahme (Klosterkirche zu Berlin, Katharinenkirche zu Brandenburg 2c.). Uebrigens sind die Fenster im Ziegelbau von geringerer Breite und nehmen niemals die ganze Wandfläche zwischen zwei Strebepfeilern ein; auch unterbleibt gewöhnlich die Uebersetzung mit einer Wimberge.

68. Welcher Ornamente bedient sich der gothische Styl?

Das gothische Ornament zerfällt in drei Klassen: Maßwerk, Laubwerk und Bildwerk.

69. Was ist über das Maßwerk zu bemerken?

Das gothische Maßwerk besteht aus geometrischen Configurationen, die Anfangs aus einfach cylindrischen, später aus gegliederten Stäben zusammengesetzt wurden. Die Entstehung desselben ist aus den in der Uebergangs- und frühgothischen Periode vorkommenden Durchbrechungen der in das Fensterbogenfeld eingepaßten Steinplatten herzuleiten (Fig. 70; vgl. Fr. 67.), welche man bald durch einen eingespannten Steinring (St. Elisabeth zu Marburg, Fig. 71.) zu ersetzen vorzog. Dies war jedoch eine etwas magere und das Auge wenig befriedi-

Fig. 70.



Fig 71.



Fig. 72.

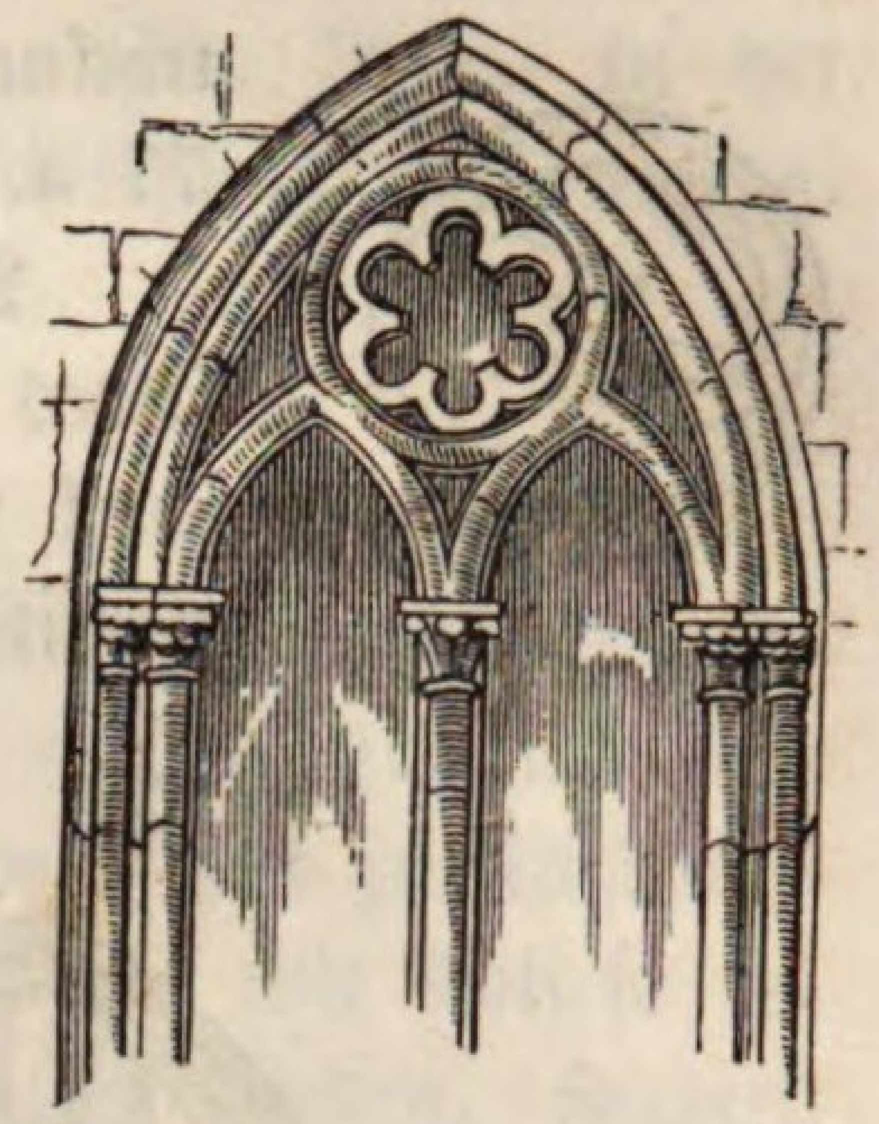


Fig. 73.

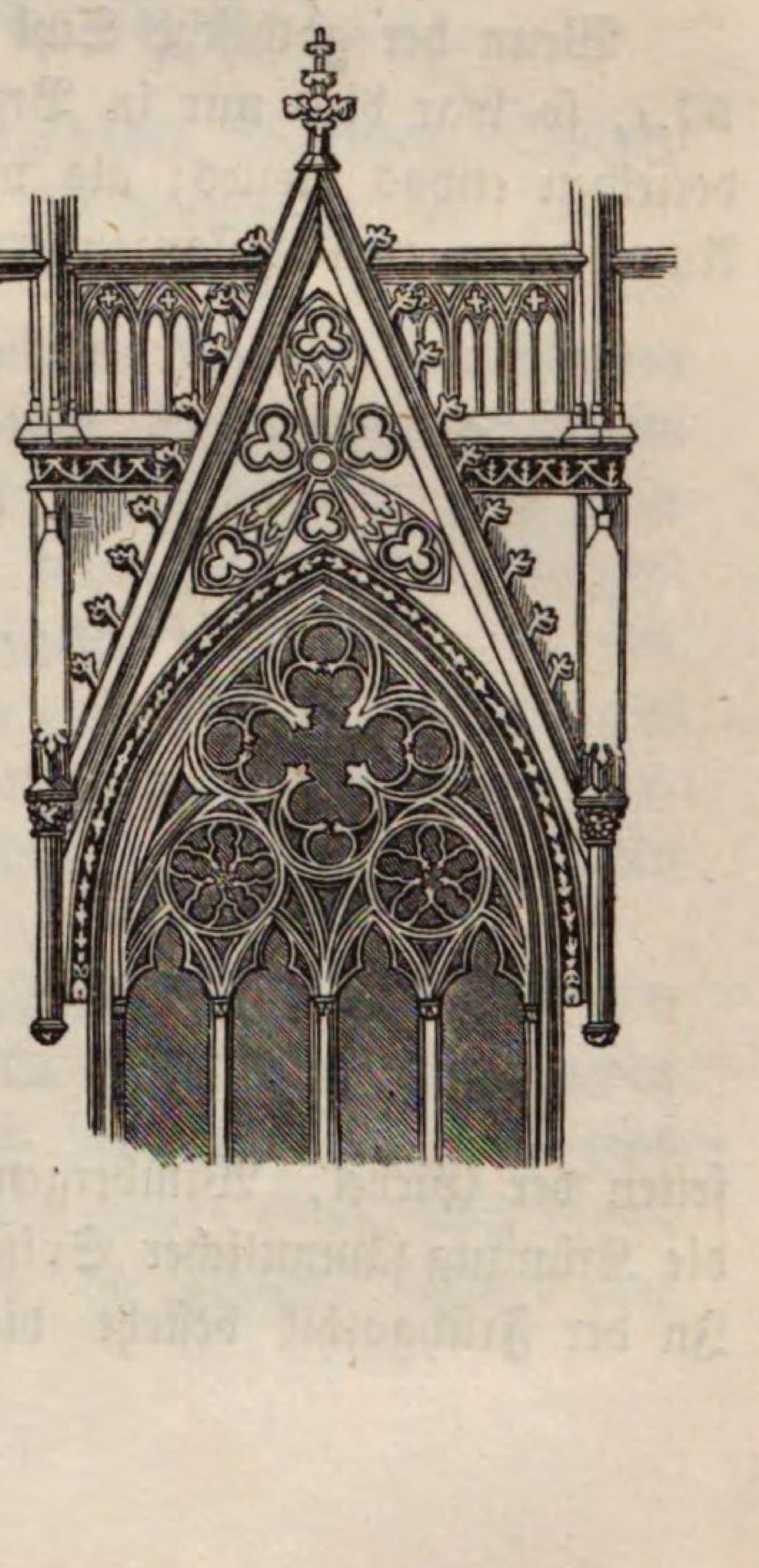


Fig. 74.



a. b.

Fig. 75.



gende Erscheinung, und man fing an jenen einfachen Ring an seiner inneren Peripherie mit einem Kranze offener Halbringe zu besetzen und so zur Rosette umzubilden (Westchor des Doms zu Naumburg, Fig. 72.). Ueber und unter dieser Rosette, sowie zu beiden Seiten neben derselben blieben noch Oeffnungen in Form sphärischer Zwickel übrig, zu deren Ausfüllung man die s. g. Nasen (Fig. 73.) erfand. Es konnte jedoch der den ganzen Styl beherrschende Spitzbogen nicht ohne Einfluß bleiben auch auf die Formbildungen des Maßwerkes: man brach ferner die kleinen Bögen der Rosetten (Päſſe) und machte aus dem Dreipaß ein Dreiblatt (Fig. 74 a.), aus dem Vierpaß ein Vierblatt (Fig. 74 b.) ɩc. und verwandelte die Kreislinie des anfänglichen Steinringes in ein sphärisches Drei- oder Viereck (Dreibogen und Vierbogen genannt). Aus diesen ursprünglich sehr einfachen Elementen componirte man weiter bis zu den verwickeltsten Configurationen, die indeß in der Blüthezeit des Styls (Fig. 75, Dom zu Cöln) ihre Ableitung aus der Kreislinie niemals verkennen lassen und stets einen constructiven Charakter bewahren, d. h. die einzelnen Theile des Maßwerkes halten sich gegenseitig in regelrechter Spannung. Gegen Ende des XIV. und im Verlauf des XV. Jahrhunderts kommt das Muster der s. g. Fischblasen (Fig. 76.) auf und wird bald unerläßlich, die Nasen nehmen überhand, die constructiven Rücksichten weichen, und das gesammte Maßwerk erscheint nur noch mehr als ein bloßer, wenn auch reizvoller und sinnreicher Schmuck. Im letzten Stadium endlich finden sich geschwungene Linien ein, die Fischblase entartet zur Flamme, das Maß-

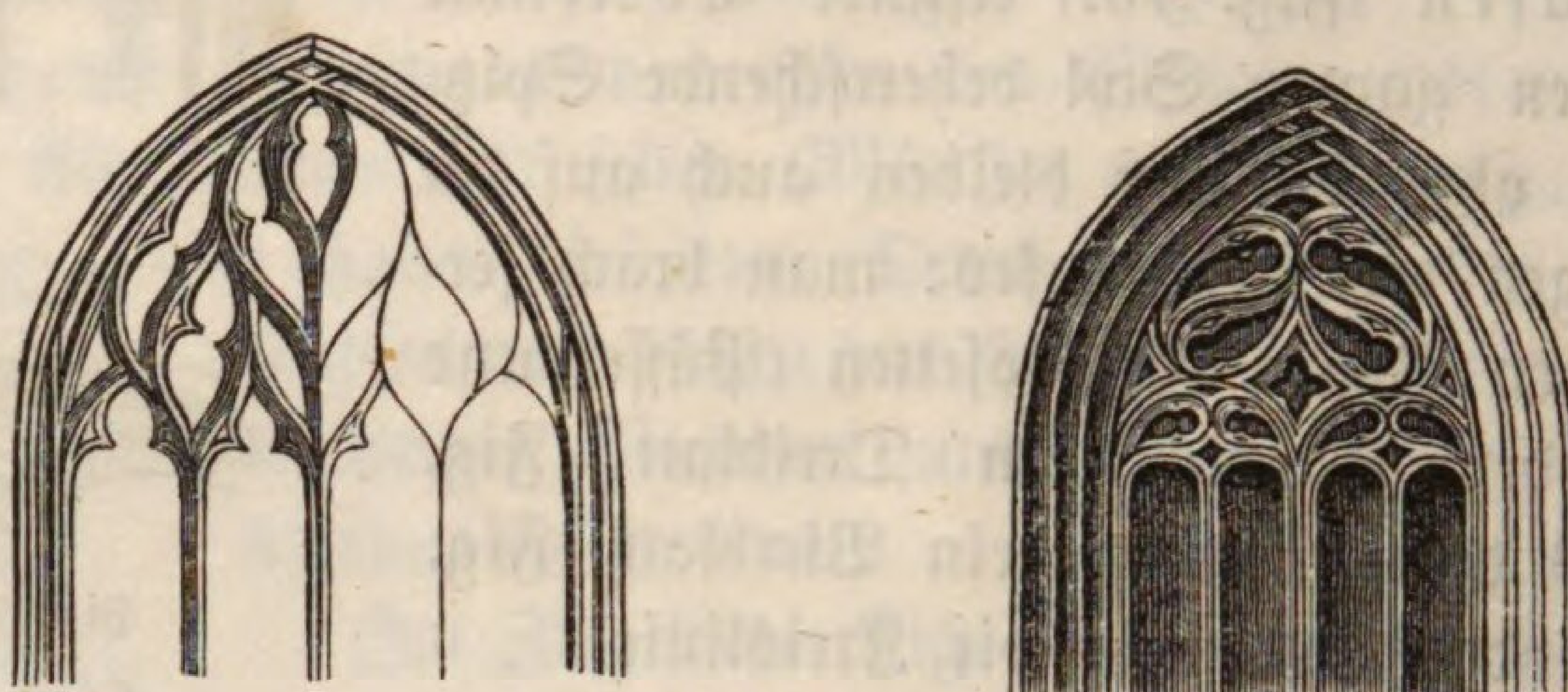
Fig. 76.



werk nimmt völlig vegetabilische Natur an und vertrocknet zuletzt zu unschönem dürren Astwerk; Fig. 77 a. b.

Aber nicht bloß zur Füllung des Fensterbogenfeldes und sonstiger Oeffnungen wurde das Maßwerk verwendet, sondern man belegte und überkleidete damit möglichst alle Flächen, so daß es in der That die

Fig. 77.



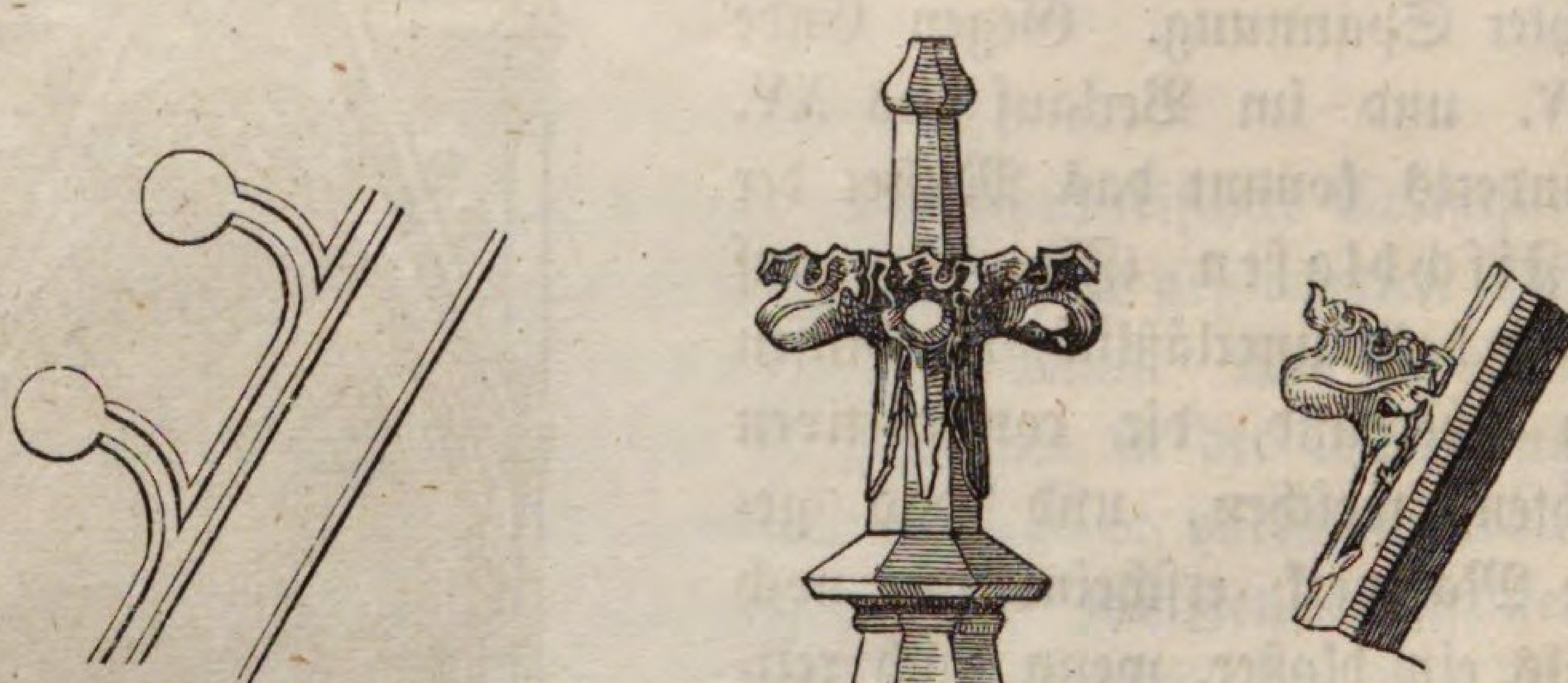
a. b.

ausgedehnteste und allergemeinste Anwendung fand und zur eigenthümlichen Charakteristik der Gothik und in seinen verschiedenen Entwickelungsstufen zugleich zu einem sicheren chronologischen Merkmale dient.

70. Was ist über das **Laubwerk** zu bemerken?

Wenn der gothische Styl seine Capitäle mit Blättern schmückte (Fr. 57.), so war dies nur in Beziehung auf die Wahl und die Anordnung derselben etwas Neues; als völlig neue Erfindung dagegen erscheint die Anwendung von Pflanzenverzierungen zur Besäumung an den Schrägseiten der Giebel, Wimbergen, Spitzdächer, Fenster- und Thürbögen und die Krönung sämmtlicher Spitzen durch eine **Kreuzblume**, Fig. 78 b.

Fig. 78.



a. b. c.

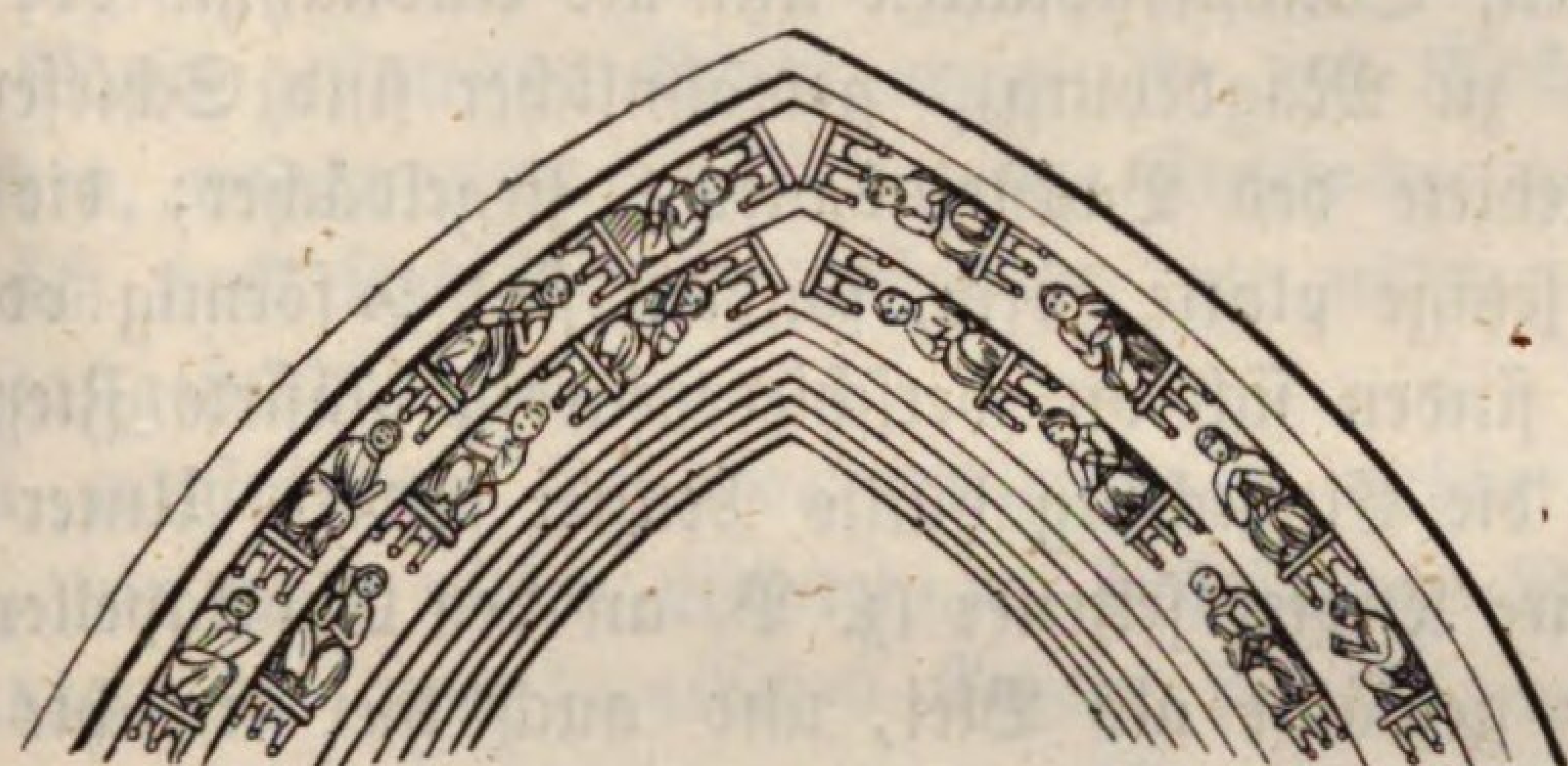
In der Frühgothik besteht die Besäumung aus Knospen- oder Blatt-

stengeln, die sich nach außen abbiegen (Fig. 78 a.), später finden kriechend anliegende Giebelblumen (der s. g. Frauenschuh, Fig. 78 c.) in der mannichfaltigsten Ausbildung desselben Motivs ausschließliche Anwendung.

71. Was ist über das Bildwerk zu bemerken?

Die Anwendung, welche der gothische Styl von figürlichen Sculpturen zum Schmucke der Gebäude macht, ist eine reichere und umfänglichere als im Romanismus, bezieht sich aber hier wie dort zunächst vorzugsweise auf die Portale, deren Bogenfeld nicht nur mit Reliefs gefüllt, deren Wandungen nicht bloß mit Statuen besetzt werden, sondern auch an dem Theilungspfosten der Thüröffnung (Fig. 67 b.) wird eine Statue des Schutzheiligen aufgerichtet, und selbst in den Einkehlungen der Thürdeckbögen werden Heiligenfiguren aufgereiht; Fig. 79. Ebenso nehmen die Spitzthürmchen auf den verschiedenen Absätzen der Strebe-

Fig. 79.



pfeiler, deren Körper zu Bilderhäuschen ausgebildet erscheinen, Statuen auf, welche in der Spätzeit auch an den Arkadenpfeilern des Innern sich angebracht finden. Derselben Spätzeit gehören die hin und wieder zum Schmucke der Dachgiebel verwendeten Relief-Compositionen an. — Der Ziegelbau muß den Schmuck durch Sculpturen entbehren. Bemerkenswerth ist, daß der gothische Styl seine Statuen stets unter tabernakelartigen Bilderhäuschen aufstellt, deren Ausbildung eine verschiedene ist: die Statue steht auf einem Fußgestell unterhalb eines von Säulchen getragenen Baldachins entweder in einem förmlichen Gehäuse, oder wie in der Spätzeit gewöhnlich auf einer Console unter einem bloßen Obergehäuse, d. h. unter einem schwebend ohne Stützen angebrachten Bilderdach.

In Beziehung auf den Styl der gothischen Sculpturen verweisen wir auf das oben (Fr. 52.) über den sich am Schlusse der romanischen Periode kundgebenden Fortschritt Gesagte und bemerken, daß, wie aus dem Wesen der christlichen Kunst erklärlich, die äußere Gestaltung hinter dem Ausdruck des inneren Gefühles zurückblieb: die Figuren nehmen eine

gewisse Gedehntheit und Ausgebogenheit an, der Gesichtsausdruck ist fromm und gefühlvoll, zuweilen ins Weichliche und Süßliche bis zum Uebermaße ausartend. Seit dem XV. Jahrhundert wird dieser ideelle Standpunkt meist verlassen, und es tritt ein Streben nach Wiedergabe der Wirklichkeit hervor: die Figuren werden gedrungener und naturgemäßer, die Gesichter portraitartiger, das Beiwerk ausgebildeter. Die freie und großartige Anordnung der Gewänder weicht am Schlusse der Periode einer Ueberfülle von eckigen, knitterigen Falten bei durcheinander geworfenen Massen.

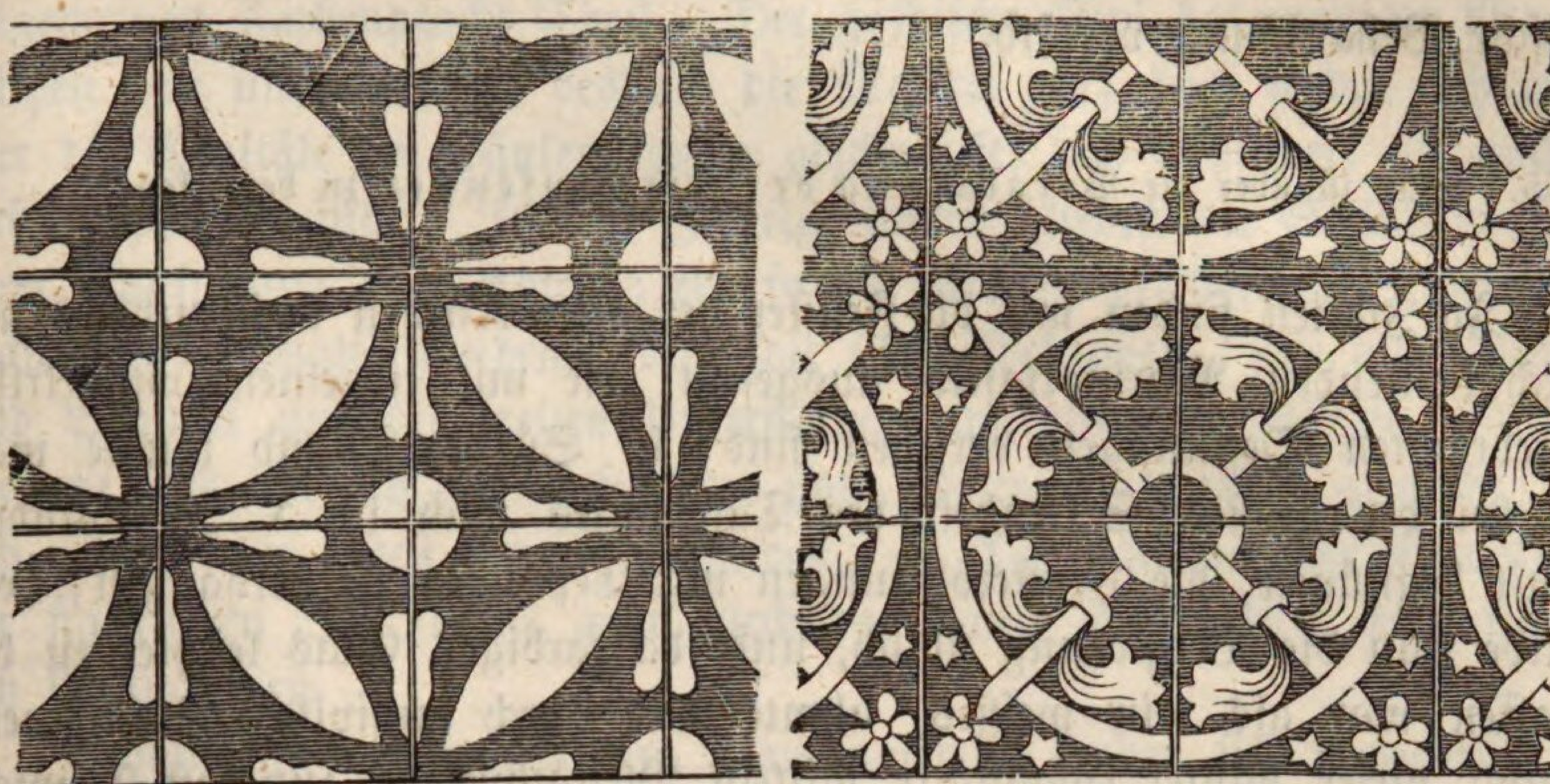
72. Mit welchem Materiale sind die Dächer der Kirchengebäude eingedeckt?

Die Eindeckung der Dächer, wozu man Anfangs oft die feuergefährlichen Holzschindeln benutzte, findet sich schon frühzeitig aus Stein oder Metall ausgeführt. Unter den Steinbedachungen kommen, außer bei Thurmhelmen, Sandsteinplatten nur als Ausnahme vor (Seitenschiffe des Domchores zu Magdeburg), gewöhnlicher sind Schiefer- oder, namentlich im Gebiete des Backsteinbaues, Ziegeldächer; die Ziegel haben aber nicht die jetzige platte Form, sondern sind ∽förmig oder hohl. In Süddeutschland finden sich oft verschiedenfarbig glasirte Ziegelplatten verwendet, so daß die Eindeckung bunte Muster bildet. Unter den Metallen wurde das theure Kupfer seltener (z. B. an den Chorkapellen des Magdeburger Domes) gewählt als Blei, und auch hier erreichte man dadurch eine mehrfarbige Wirkung, daß man sich (z. B. ehemals am Dom zu Cöln) flacher Zinnlöthungen mit vielfachen vergoldeten Zierrathen und decorativen Inschriften bediente. Der First der Dächer war oft mit durchbrochenen Bleiverzierungen, dem s. g. Kamme geschmückt.

73. Wie wurde die Belegung des Fußbodens ausgeführt?

Die altrömische Sitte der Musivböden war auch in die kirchlichen Basiliken übergegangen, und noch das frühere Mittelalter pflegte dergleichen aus kleinen verschiedenfarbigen Steinen bestehende Pflasterungen, die nicht bloß Teppichmuster, sondern selbst figürliche Darstellungen enthielten, häufig anzuwenden, wovon sich indeß in Deutschland nur seltene und geringe Ueberreste erhalten haben. Häufiger finden sich noch Mosaikfußböden (z. B. in der Klosterkirche zu Ammensleben, Fig. 80.) aus verschieden gefärbten Ziegelplatten, zum Theil mit bunt (meist gelb in Roth) eingelegten Figuren von Thieren, geometrischen Mustern oder Wappen, und zwar so, daß immer je vier Platten zusammengehören. In einfachen

Fig. 80.



Gebäuden und schlichten Landkirchen wird man sich indeß mit gewöhnlichem Estrich begnügt haben. Als jedoch später die Anfangs nur in sehr beschränktem Maße gestatteten Beerdigungen in den Kirchen immer mehr Eingang fanden, wurde nun fast der ganze Fußboden mit Leichensteinen belegt, die sich noch jetzt überall vorfinden, wo nicht neue Bedeckungen mit Fliesen stattgefunden haben.

Zu den musivischen Fußbodenverzierungen gehört auch das s. g. Labyrinth, ein aus vielen Windungen bestehendes Buntpflaster, welches den Andächtigen zum heimischen Ersatze der Pilgerreisen gedient zu haben scheint; es haben sich indeß in deutschen Kirchen solche Bittgänge wohl nirgends mehr erhalten.

74. Inwiefern bietet der Verschluß der Kirchthüren etwas Bemerkenswerthes dar?

Dem architektonischen Schmuck, welchen die kirchliche Baukunst an den Portalen entfaltete, entsprechen die aus der altchristlichen Zeit und aus Byzanz in die karolingische und romanische Periode verpflanzten Erzthürflügel, von denen sich noch mehrere, theils schlicht, theils mit Reliefs verziert, auch an deutschen Kirchen erhalten haben (Dome zu Aachen, Mainz, Hildesheim, Augsburg). Anderweitig kommen auch mit figürlichen Reliefs geschmückte Thüren in Schnitzwerk vor: aus der romanischen Zeit in der Kirche Maria auf dem Capitol zu Cöln, aus der gothischen die Thür bei den Kapuzinern in Salzburg von 1470; doch sind dies mehr nur Ausnahmen, da der gewöhnliche Schmuck der Thürflügel in dem oft die ganze Fläche derselben bedeckenden Eisenbeschlage bestand, der

nicht bloß in den gewählten Ranken- und Pflanzenmustern, sondern bis zu dem kleinsten Detail der Nagelköpfe herab häufig eine wahrhaft künstlerische Behandlung verräth.

75. Was ist über die Verglasung der Kirchenfenster zu bemerken?

In Italien finden wir die Fenster der alten Kirchen meistentheils mit durchscheinenden Marmortafeln ausgesetzt, die mit einzelnen symmetrisch angebrachten Oeffnungen versehen sind; in Süddeutschland mußte man sich bei der großen Seltenheit des Tafelglases noch im X. Jahrhundert damit begnügen, die Fensteröffnungen mit Teppichen zu verhängen; doch wurde nun die Verglasung üblich, und, da farbiges Glas leichter zu beschaffen war als rein weißes, ahmte man durch musivische Zusammensetzung vieler bunter Glasstücke mittelst Bleilöthungen zunächst Teppichmuster nach und reihte denselben später auch kleine figürliche Darstellungen ein, indem man die äußeren Conturen durch Bleistreifen darstellte, die inneren Conturen, sowie Schatten- und andere Decorirungen aber mit schwarzer Schmelzfarbe aufmalte und einbrannte. Die verwendeten Gläser hatten gelbe, rothe und blaue Farbe, und da das rothe Glas in der Hütte nicht in voller Dicke, sondern nur mit einem einseitigen rothen Ueberzuge hergestellt wurde, so führte dies im Laufe des XIV. Jahrhunderts auf den Gedanken, diesen rothen Ueberzug stellenweise abzuschleifen. Dadurch entstanden weiße Flecke im Rothen, die man dann wieder mit gelber Schmelzfarbe bemalte und einbrannte. Dies ist die Technik der ältesten Glasmalereien bis zum Schlusse des XIV. Jahrhunderts; die ältesten erhaltenen Ueberreste rühren aus dem Ende des XII. Jahrhunderts her (Dome zu Augsburg und Soest). Im XV. Jahrhundert kam dann die eigentliche Glasmalerei mit verschiedenen Farben auf einer Scheibe auf. — Auch ist der Glasmalereien in Teppichmustern, zu denen man nur eine Farbe gebrauchte (die s. g. Grisaillen) zu gedenken, welche sich besonders in den Kirchen der Cistercienserklöster verwendet finden; Fr. 1. S. 2.

76. Wie wurden die Wände der Kirchen geschmückt?

In den altchristlichen Basiliken Italiens finden sich die Wandflächen: im Langhause zwischen den Arkadenbögen und den Fenstern, die Vorderansicht des Triumphbogens und besonders das Halbrund der Apsis, mit Mosaikgemälden geschmückt. In gleicher Weise geschah dies in den romanischen Kirchen des Mittelalters, jedoch durch Malereien in Wasserfarben auf trockenem Kalk. Das Blattwerk an den Capitälen wurde oft vergoldet, auch die Brettdecke des Inneren zuweilen mit Malereien ge-

schmückt, und selbst die Portale mit ihren Bildwerken nahmen an der allgemeinen Farbenpracht Theil. Der gothische Styl bot weniger Wandflächen dar und schränkte deshalb die Malerei ein; doch finden sich auch hier die Capitäle der Säulen farbig geschmückt: das Blattwerk oft golden auf rothem Grunde. In den Ziegelgebäuden blieben die Steine in sauberer Ausfugung ohne Abputz; ebenso die Rippen der Gewölbe, wenn sie nicht bunt bemalt wurden. Nur die Gewölbekappen, wie alle Nischen und Blenden und die breiten Unterflächen ungegliederter Bögen, wurden verputzt und dadurch zur Aufnahme von Malereien tauglich gemacht, die sich jedoch nur selten darauf vorfinden. — Die naturgemäße Bemalung der figürlichen Sculpturen geht durch das ganze Mittelalter; doch finden sich Ausnahmen.

Schöne und ausgedehntere Wandmalereien haben sich namentlich in Niedersachsen aus dem XII. und XIII. Jahrhundert erhalten: in der Marienkirche zu Halberstadt, im Dome zu Braunschweig, eine gemalte Decke in S. Michael zu Hildesheim; doch sind alle diese Werke in neuester Zeit nicht bloß restaurirt, sondern zum Theil ganz neu gemalt. Ebenso ist Westfalen, namentlich die Stadt Soest, reich an Wandgemälden der spät-romanischen Periode, welcher auch die Malereien im Nonnenchore des Domes zu Gurk in Kärnthen angehören. — Im Gebiete des Ziegelbaues verdienen die dem XIV. und XV. Jahrhundert angehörigen ausgedehnten Gewölbemalereien in der Marienkirche zu Colberg und in der Nicolaikirche zu Herzberg a. d. Elster Erwähnung.

Vorhandene ältere Wandmalereien wurden häufig schon im Mittelalter neu übermalt, später in katholischen und evangelischen Kirchen fast regelmäßig überweißt: nur die hie und da unter der abblätternden Tünche zum Vorscheine kommenden Farben, sowie die Unebenheiten an solchen Stellen, wo sich mit Gyps aufgehöhte Heiligenscheine um die Köpfe der gemalten Figuren befanden, sind oft die allein übrigen Spuren der alten Pracht.

77. Welche Nebenräume hat die Kirche?

Von den zahlreichen Nebenräumen (exedrae) der altchristlichen Basiliken ist im Mittelalter, abgesehen von ein- oder angebauten Kapellen, hauptsächlich nur die Sacristei beibehalten worden, und auch diese erscheint oft als ein späterer Anbau, bald auf der Nord-, bald auf der Südseite in der Nähe des Altarraumes. Bemerkenswerth sind die mundartlichen Benennungen Gerkammer oder Gerbekammer (von gar, gerven, d. i. zurecht machen, dem Zubereiten des Priesters) und Treskammer oder Trostkammer (von trese, tresor, ein Aufbewahrungsort der kirchlichen Geräthe und Gewänder). Größere Kirchen haben außer

den zuweilen in Mehrzahl vorhandenen Sacristeien oft noch eine besondere Schatzkammer, in Niedersachsen unter dem sprachlich unklaren Namen Zither.

B. Ausschmückung der Kirche.

78. Wie viele Altäre hat die Kirche?

Die ursprüngliche christliche Kirche hatte nur einen Altar: den Tisch des Herrn, wo das Opfer des neuen Testamentes und die Gebete dargebracht wurden. Im Zusammenhange mit der Reliquienverehrung vervielfältigten sich seit dem VI. Jahrhundert zwar die Altäre (Seitenaltäre, Meßaltäre, Votivaltäre) in den Kirchen, indeß einer blieb, jenen ursprünglichen Abendmahlstisch repräsentirend, stets der vorzüglichste: der Hochaltar.

Derselbe stand in der alten Kirche frei vor der Mitte der Apsis, trat jedoch später in letztere zurück und hat diese Stelle bis heute behauptet. Die Seitenaltäre befinden sich theils rechts und links von dem Hochaltare, theils an den Umfassungswänden und Pfeilern, oder in besonderen Kapellen der Kirche, und zwar nach richtiger Orientirung regelmäßig so, daß die Vorderseite derselben nach Westen gerichtet ist. Die Nordseite heißt die Evangelienseite, die südliche die Epistelseite, weil nördlich das Evangelium, südlich die Epistel verlesen wird. — Alle Altäre, deren Anzahl in einer Kirche sich zuweilen auf 30—50 beläuft, sind bei ihrer Weihe bestimmten einzelnen Heiligen gewidmet, und der Hochaltar ist stets dem Titelheiligen der Kirche dedicirt. Da die evangelische Kirche die Lehre vom Meßopfer und die Reliquienverehrung verwarf und nur eines Abendmahlstisches bedurfte, so wurden ihr die Seitenaltäre entbehrlich. Man trug dieselben ab, oder ließ sie, wo es der Raum gestattete und die Gemeine, was bei den Reformirten der Fall war, kein Aergerniß daran nahm, unbenutzt und unbeachtet stehen (z. B. im Dom zu Magdeburg); in Folge einer gewissen Pietät oder doch eines lobenswerthen Anstandssinnes hat man in den lutherischen Kirchen Nürnbergs die zahlreichen alten Seitenaltäre nicht bloß beibehalten, sondern sie sind auch mit reinlichen Tüchern, Leuchtern und Crucifixen einfach geschmückt. — In

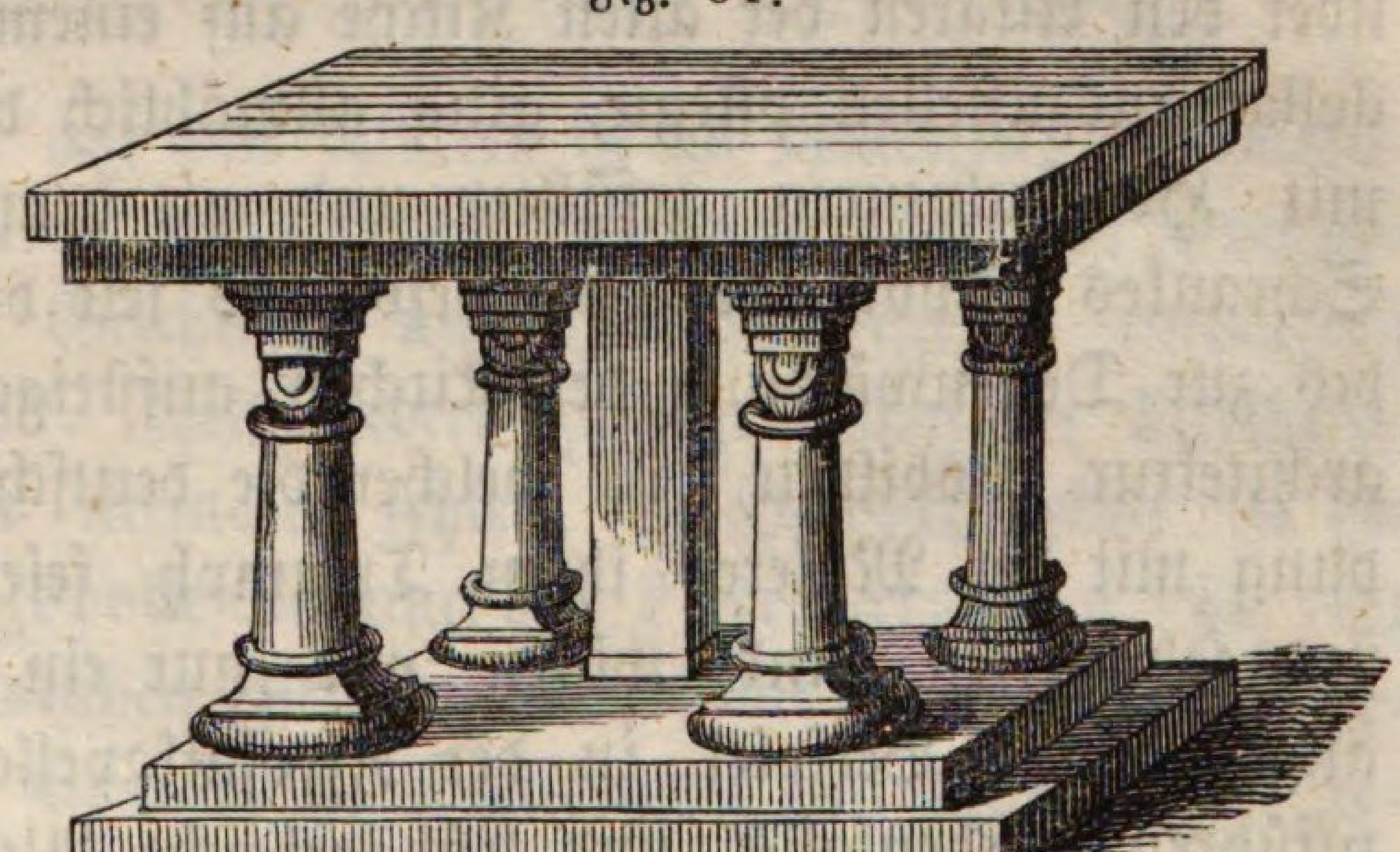
größeren evangelischen Kirchen findet sich außer dem Hochaltare in der Regel noch ein s. g. kleiner Altar aufgestellt, welcher zur Abhaltung der Liturgie dient und in ehemaligen Stifts- und Klosterkirchen zuweilen noch der alte Laien-Altar (S. Crucis) ist, der vor dem westlichen Chorschlusse unter dem Triumphbogen seine Stelle hatte.

79. Welche Form hat der Altartisch, und aus welchem Material ist er errichtet?

Der Tisch des Herrn in der alten Kirche war aus Holz und stand, Behufs der Feier des heiligen Abendmahles über den Gräbern, über der Gruft (confessio; vgl. Fr. 22.) eines Märtyrers. Die hölzernen Altartische wurden indeß, abgesehen von einzelnen metallenen Prachtaltären, allmählich mit monumentalen steinernen vertauscht, so daß zu Anfang des VI. Jahrhunderts letztere bereits die Regel bildeten. Auch die Tischform wurde im Abendlande verlassen, und statt derselben die Form eines sich über einer Steinstufe erhebenden viereckigen Sarkophags angenommen, in welchen man, da es an ganzen Märtyrerleibern bald fehlen mußte, einzelne Heiligengebeine begrub, zu deren Beisetzung es keiner besonderen unterirdischen confessio mehr bedurfte, indem dazu der innere Raum des Altars selbst genügte. Jeder Altar aber repräsentirt ein Märtyrergrab, und ohne Reliquien-Inhalt ist der katholischen Kirche ein Altar überhaupt nicht denkbar. Die Gruft der Reliquien befindet sich entweder in der Mitte der aus einem Steine gehauenen, auf den Ecken mit den Weihekreuzchen (X) bezeichneten Deckplatte als eine viereckige mit einem eingekitteten Marmortäfelchen verschlossene Vertiefung, oder vorn unter derselben zum Einschieben der gewöhnlich in einem Bleikästchen, zuweilen in kunstvoll gearbeiteten Behältern enthaltenen Reliquien, denen oft eine Urkunde über die vollzogene Weihung des Altares beigelegt wurde.

Bemerkenswerth sind außer einzelnen sarkophagförmigen Altären, in deren hohles Innere man durch die durchbrochenen Seitenwände hineinsehen kann (in der Stephanskapelle im Domkreuzgange zu Regensburg) die, anscheinend in Rückerinnerung an den ursprünglichen Tisch des Herrn, sich mehrfach als Seitenaltäre und in Krypten vorfindenden auf Säulen ruhenden Steintische, unter denen der Laienaltar im Dome zu Braunschweig eine vorzügliche Stelle einnimmt: er besteht aus fünf romanischen Bronzesäulen, welche eine von Heinrich dem

Fig. 81.



Löwen aus dem Morgenlande mitgebrachte Marmorplatte tragen, und das Capitäl der Mittelsäule enthält die Reliquien. — Fig. 81. zeigt die Mensa der Allerheiligenkapelle zu Regensburg.

Die Seitenwände der massiven Altartische sind zuweilen architektonisch geschmückt: in der romanischen Zeit gewöhnlich mit dem Rundbogenfries (Fig. 47.), in der gothischen entweder bloß mit Maßwerk oder mit den Reliefﬁguren des Heilandes und der Apostel unter Tabernakel- oder Giebelarchitekturen.

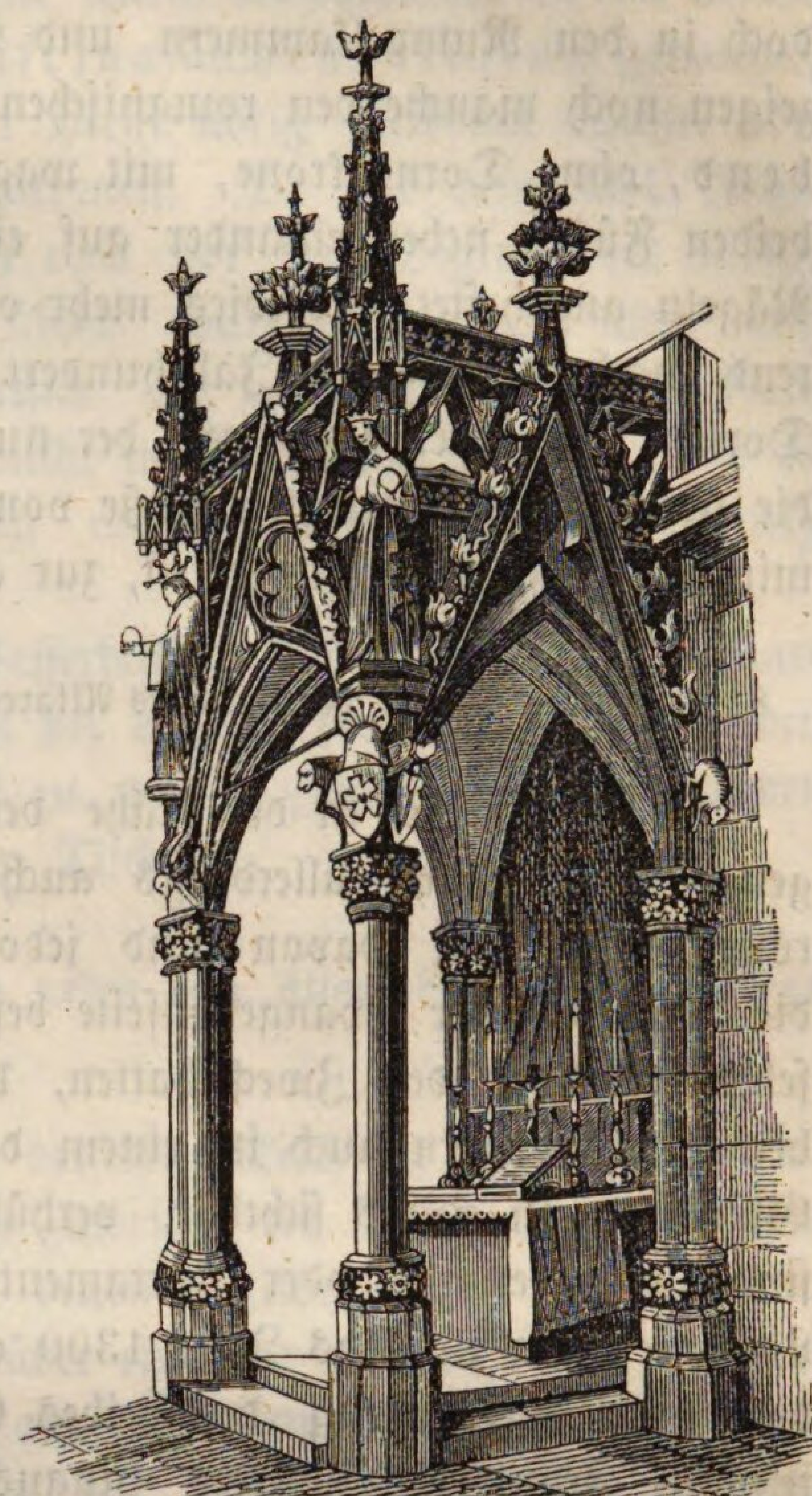
Zu dem liturgischen Schmucke des Altartisches gehört die Bedeckung desselben mit einem feinen Linnentuche, die Aufstellung eines Crucifixes und einiger Leuchter.

80. Was für ein Aufsatz steht auf dem Altare?

In der alten Kirche war der freistehende Altartisch mit einem von vier Säulen getragenen Baldachin überbaut, von welchem das Speisegefäß, oft in der Gestalt einer metallenen Taube, mit der Eucharistie an Kettchen herabhing. Dieser Ueberbau wurde Tabernakel oder Ciborium genannt und ließ während der heiligsten Momente des Opfers eine Verhüllung durch Vorhänge zu, welche durch Ringe beweglich an Stangen zwischen den Ecksäulen aufgehängt waren. Von derartigen Ciborien finden sich noch über Seitenaltären, denen sie einen kapellenartigen Abschluß gewähren, mehrere Beispiele: aus spätromanischer Zeit in der Klosterkirche zu Hamersleben (die s. g. Fünf-Wunden-Kapelle im südlichen Kreuzarm), aus der spätgothischen Periode mehrere im Dom zu Regensburg (Fig. 82.), in St. Stephan zu Wien, in der Teynkirche zu Prag. — Während dergleichen Ciborienaltäre nur als seltene Ausnahme vorkommen, bilden die s. g. Aufsatzaltäre die Regel. Aus den mit reich geschmückten und geschnitzten Elfenbeindeckeln (Diptychen) versehenen Memorialbüchern mit den Namen der Wohlthäter, welche man über den Altären der alten Kirche auf einem stufenartigen Untersatze (predella) auszustellen pflegte, ging allmählich der Altaraufsatz in Form eines mit Holzsculpturen gefüllten und mit bemalten Flügelthüren versehenen Schrankes hervor, der sich besonders seit dem XV. Jahrhundert zu einer bis zur Deckenwölbung der Kirchen aufsteigenden großartigen Tabernakelarchitektur ausbildete, in welcher die deutsche Holzschnitzkunst in Verbindung mit der Malerei ihren Triumph feierte. Romanische Flügelaltäre sind sehr selten, und wissen wir nur ein der Zeit um das Jahr 1200 angehörendes Beispiel in der Nicolaikapelle des Domes zu Worms anzuführen. Ebenfalls sind frühgothische Altaraufsätze in Steinsculpturen nicht eben häufig: die Elisabethkirche in Marburg besitzt in ihrem Hochaltare das ausgezeichnetste Beispiel. Dagegen sind spätmittelalterliche, in

naturgemäß bemaltem figürlichen Schnitzwerke ausgeführte Schreine mit doppelt bemalten, oder innerlich gleichfalls mit Holzsculpturen besetzten Flügelthüren noch in wahrer Unzahl erhalten, ungerechnet die zerstörten, von denen noch einzelne, an den daran befindlichen Haspen als solche kenntliche, Thürflügel in Winkeln der Kirchen an den Wänden befestigt sind oder umherlehnen. Zu einem vollständigen Flügelaltar gehört: der Untersatz, der verschließbare, nur an Festtagen zu öffnende Mittelschrein und die Krönung. Ein Mittelschrein mit zwei Thüren pflegt Triptychon genannt zu werden; es kommen aber auch dergleichen mit Doppelflügeln vor, die dann eine größere Abwechselung in den zur Schau zu stellenden Tafeln zulassen und deshalb Wandelaltäre genannt werden. — Unter sämmtlichen Schnitzaltarwerken finden sich die räumlich größesten und zugleich künstlerisch werthvollen in den Kirchen zu Krakau, Dortmund, Danzig, Stralsund, Calcar (hier unbemalt) ꝛc.; unter den nur aus gemalten Tafeln bestehenden Wandelaltären ist das berühmte Werk der Gebrüder van Eyck von 1437 aus St. Bavo in Gent (jetzt im Museum zu Berlin) das großartigste und herrlichste.

Fig. 82.



Ueber die Darstellungen auf den Altären ist zu bemerken, daß dieselben zum Theil einzelne Figuren, zum Theil zusammenhängende Compositionen aus der biblischen Geschichte und Heiligen-Legende enthalten; einer Vorschrift aus dem XIV. Jahrhundert zufolge sollen die Titelheiligen der Altäre und Kirche niemals fehlen. — Hervorzuheben ist der eigenthümliche und bedeutungsvolle Schmuck des Laienaltares (Fr. 78.) durch das über demselben zwischen Priester und Volk aufgerichtete Triumphkreuz: ein kolossales Crucifix in Schnitzwerk mit Maria und Johannes zu den Seiten, welches auf einem durch die Kirche gezogenen Querbalken oder frei in Ketten hängend angebracht ist. Unter diesen Triumphkreuzen, deren sich noch sehr viele, wenn auch in katholischen und

evangelischen Kirchen nicht oft mehr an ihrer ursprünglichen Stelle, so doch in den Rumpelkammern und Winkeln der Kirchen, erhalten haben, zeigen noch manche den romanischen Typus, d. h. der Crucifixus ist lebend, ohne Dornenkrone, mit wagerecht ausgebreiteten Armen und mit beiden Füßen neben einander auf einem Fußbrette stehend (also mit vier Nägeln angeheftet), überdies mehr oder weniger bekleidet dargestellt, während nach dem XIII. Jahrhundert das Bild des gestorbenen, mit Dornen gekrönten Erlösers, der nur mit einem Tuche gegürtet und, da die über einander gelegten Füße von einem Nagel durchbohrt sind, nur mit drei Nägeln angeheftet ist, zur ausnahmslosen Regel wird.

81. Befindet sich in der Nähe des Altares ein besonderes Sacramentshäuschen?

Wandschränke in der Nähe der Altäre zur Aufbewahrung der heiligen Oele, vielleicht allerdings auch der Eucharistie, finden sich schon in romanischer Zeit; davon sind jedoch zu unterscheiden solche Schränke, die, stets auf der Evangelienseite befindlich, mit einer Gitterthür versehen, offenbar den Zweck hatten, die geweihte Hostie nicht bloß aufzubewahren, sondern auch in einem dazu geeigneten Gefäße dem Auge der Gläubigen in etwas sichtbar, verhüllt oder unverhüllt, zu zeigen. Dies sind die Tabernakel oder Sacramentsschreine, deren Alter wohl nirgends über die etwa um das Jahr 1300 oder noch später fallende Einführung des zur Verherrlichung des Leibes Christi in der consecrirten Hostie gestifteten Fronleichnamsfestes hinausreicht. Die einfachste Form desselben ist die eines architektonisch verzierten Wandschrankes, mit welcher man sich indeß nicht überall begnügte, sondern seit dem XV. Jahrhundert statt dessen auf der Brotseite des Altares, gewissermaßen als eine stabile Monstranz, ein freistehendes gothisches Prachtthürmchen aus Stein, Holz oder Erz errichtete, dessen zweites Stockwerk den vergitterten Schrein für die Hostie enthält. Das höchste Sacramentshaus (von 90′) befindet sich im Münster zu Ulm von 1469, das berühmteste in der Lorenzkirche zu Nürnberg, 64′ hoch, von Adam Kraft († 1507).

Diese Sacramentschreine sind übrigens seit dem Tridentiner Concil auch in den katholischen Kirchen nicht mehr im Gebrauch, da seitdem das Tabernakel in den Altaraufsatz selbst verlegt wurde.

82. Befindet sich in der Wand südlich neben dem Altare eine Nische mit einem Wasserbecken?

In vielen Kirchen ist auf der Epistel- oder Kelchseite des Altares in der Mauer eine kleine fensterartige Nische angebracht, entweder völlig schmucklos oder mit architektonisch verzierter Façade, auf deren Sohlbank

man eine halbkugelige Vertiefung mit einem Abzugsrohre in der Mitte derselben eingemeißelt findet: es ist die Piscina (auch Lavatorium genannt), welche den Zweck hatte das nach der Messe übrig bleibende Wasser von den Ablutionen des Priesters aufzunehmen. Da seit dem XIII. Jahrhundert zwei solcher Ablutionen, die eine vor dem Beginne der Messe, die andere nach der Communion, üblich wurden, so findet man auch wohl in manchen Kirchen Doppelpiscinen mit zwei Abzugsbecken. Auch die Piscinen, die übrigens zuweilen nicht in der Kirche selbst, sondern in der Sacristei angebracht sind, werden von den Katholiken gegenwärtig wohl kaum noch benutzt.

Fensterartige Nischen ohne Wasserbecken südlich neben dem Altare dienten als Credenz zum Aufstellen der bei der Messe zu gebrauchenden heiligen Gefäße; man bedient sich zu diesem Zwecke jetzt eines neben der Kelchseite des Altares aufgestellten Tisches.

83. Befinden sich in der Wand südlich neben dem Altare besondere Sitze von Stein oder Holz?

Westlich von der Piscina, auf derselben Kelchseite des Altares, findet sich in einer größeren Wandnische zuweilen ein Dreisitz, und zwar so, daß die drei einzelnen Sitze, aus denen derselbe besteht, sich von Westen nach Osten je um eine Stufe über einander erhöhen, oder daß der höhere Sitz in der Mitte der beiden anderen, dann gleich hohen, angebracht ist. Der höchste Sitz war für den amtirenden Priester bestimmt zum Ausruhen während gewisser Pausen des liturgischen Dienstes, die beiden niedrigeren für die Ministranten: der höhere für den Diaconus, der niedrigste für den Subdiaconus. Man findet dergleichen Dreisitze, schlicht oder kunstvoll in gothischem Styl verziert, theils aus Stein (z. B. in der Lambertikirche in Koesfeld und in der Pfarrkirche zu Borken in Westfalen) theils in Schnitzwerk (z. B. in der Stiftskirche zu Wimpfen im Thal und in der Karmeliterkirche zu Boppard). Es kommen übrigens auch ähnliche Fünfsitze hin und wieder vor, alle diese Sedilien (auch Levitensitze genannt) indeß nicht mehr im Gebrauche befindlich, da man gewöhnliche Lehnsessel bequemer gefunden hat.

84. Sind ältere Chorstühle vorhanden?

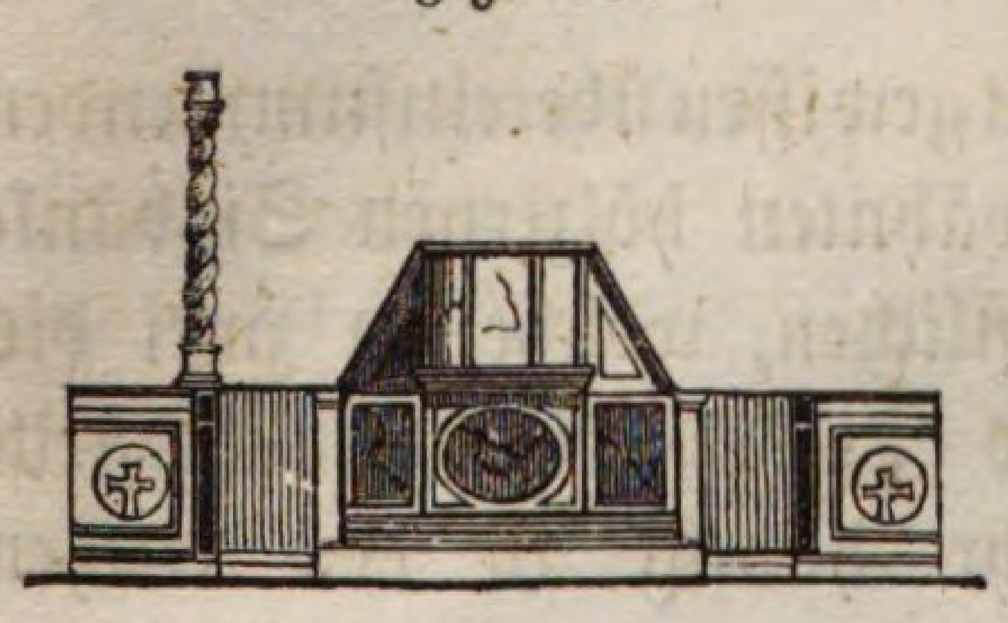
Unter Chorstühlen versteht man die nach einem gewissen übereinstimmenden Typus gefertigten, seit dem XI. Jahrhundert erwähnten hölzernen Sitzbänke für den Chordienst der Stifts- und Klostergeistlichen, welche in zwei bis vier Parallelreihen an den Abschlußwänden des Presbyteriums aufgestellt sind und sich aus spätgothischer Zeit noch sehr häufig in den Kirchen

erhalten haben. Die stufenweise über einander erhöhten Bänke bestehen aus einzelnen Armstühlen, deren Sitzbretter zum Aufklappen eingerichtet und vorn unterhalb mit einer s. g. Misericordia versehen sind. Letzteres ist eine consolenartige Stütze, welche, wenn der Sitz aufgeklappt ist, den von langem Stehen ermüdeten Clerikern zur Erleichterung dient und ihnen den uralten, aber lästigen Gebrauch Tförmiger Brustkrücken, wie dergleichen in morgenländischen Klöstern noch jetzt üblich sind, entbehrlich machte. Dieser praktischen Einrichtung entsprechend sind auch doppelte Seitenlehnen zum Auflegen der Arme angebracht, die niedrigeren zum Gebrauch beim Sitzen, die höheren zur Bequemlichkeit beim Stehen. Vor jeder einzelnen Bank läuft ein Kniepult hin, und die Rücklehne der hintersten Sitzreihe erhebt sich oft baldachinartig. Diese hohe Rückwand, die Stirnwangen der verschiedenen Bänke und die Vorderseite des ganzen Gestühls sind mit Schnitzwerk mehr oder weniger geschmückt, welches sich auch auf die Armlehnen und Misericordien erstreckt. Letztere zeigen oft derbe satirische, die Verweltlichung und die Laster der Cleriker züchtigende Darstellungen, die man hier im Versteck anzubringen liebte. — Zu den ältesten erhaltenen Chorstühlen gehören die noch romanisirenden in der Victorkirche zu Xanten; die wegen ihrer reichen Schönheit aber weithin berühmtesten sind die im Ulmer Münster, verfertigt von Georg Sürlin, 1469 und 1474.

85. Was ist über Entstehung, Stellung, Material und Schmuck der Kanzel zu bemerken?

In der alten Kirche hielt der dazu allein berechtigte Bischof, oder in Vertretung desselben ein Presbyter, die Predigt sitzend vor stehender Versammlung, auf seiner hinter dem Altare befindlichen, stufenerhöhten Kathedra, oder es wurde zu diesem Zwecke ein beweglicher Faltstuhl auf die Altarstufe gestellt. Um indeß der Gemeine näher und verständlicher zu sein, zogen es einzelne Bischöfe vor, ausnahmsweise von der für die kirchlichen Vorlesungen durch den Diaconus bestimmten Emporbühne herab, und zwar stehend, zu predigen. Diese erhöhten Bühnen, deren noch mehrere in italienischen Kirchen, und zwar oft in zwiefacher Anzahl für die Vorlesung des Evangeliums und der Epistel, seit dem VI. Jahrhundert sich erhalten haben (z. B. in St. Clemens zu Rom, Fig. 83.),

Fig. 83.



wurden Ambonen (von ἀμβαίνειν = hinaufsteigen) genannt und sind aus Stein construirt: auf einem länglich viereckigen Sockel erhebt sich auf beiden Langseiten desselben eine trapezförmige Brüstung, deren mittler, zuweilen mit einer runden oder polygo-

nischen Auskragung und stets mit einem von einem Adler getragenen Lesepulte versehener Theil den Standpunkt des Redners bezeichnet, während die Schrägseiten zwei Treppen einschließen, von welchen die eine zum Hinauf-, die andere zum Hinabsteigen bestimmt ist. Aus dem Ambo, welcher im Unterchore aufgestellt war, wo er einen Theil der den letzteren umschließenden Schranken (cancelli) bildete, ging in der spätromanischen Zeit einerseits der Lettner (Fr. 60.), andrerseits die Kanzel hervor, die, Anfangs gewöhnlich noch mit der westlichen Chorschranke verbunden, im Laufe des XIII. Jahrhunderts durch die predigenden Bettelmönche in die Mitte der versammelten Gemeine versetzt wurde und ihre Stelle bald nördlich, bald südlich, an einem Pfeiler des Hauptschiffes fand. In deutschen Kirchen finden sich nur noch zwei romanische Steinkanzeln, in der Klosterkirche zu Wechselburg bei Altenburg (Fig. 84.) und in der Neuwerkerkirche zu Goslar, beide durch ihren Sculpturenschmuck ausgezeichnet und ursprünglich (die zu Goslar sicher, die Wechselburger wahrscheinlich) mit der Lettnerwand verbunden, jetzt aber im Schiffe aufgestellt. Ihre Gestalt erinnert an die alten Ambonen: eine auf Säulen ruhende steinerne Empore. Da in jener Periode und auch

Fig. 84.

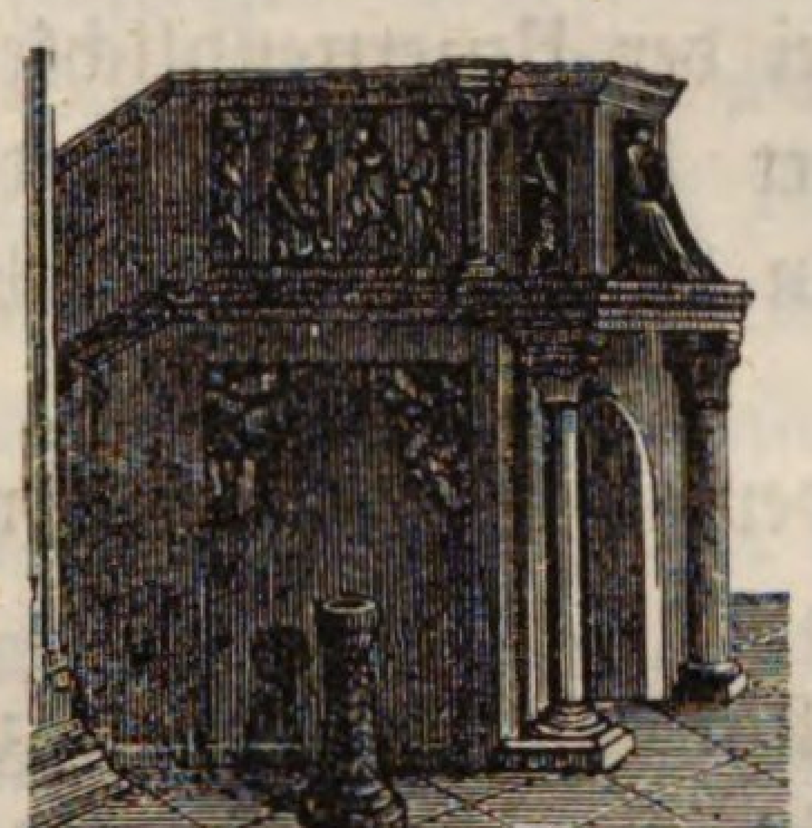


Fig. 85.



in den folgenden Jahrhunderten aber keineswegs sonntäglich in allen Kirchen, sondern nur bei jeweiliger Anwesenheit eines Bettelmönches gepredigt wurde, so scheint man sich meist wohl mit einfachen tragbaren Predigtstühlen begnügt zu haben, die im Laufe der Zeiten untergegangen sind, und erst dem Aufschwunge, welchen bei der reformatorischen Richtung des Zeitalters das Predigtwesen durch ausgezeichnete Kanzelredner im XV. Jahrhundert nahm, sind die schmuckvollen monumentalen Stein- oder Holzkanzeln zu verdanken, die sich noch in vielen Kirchen aus jener spätgothischen Zeit erhalten haben. Der gothische Styl concentrirte die Empore der Kanzel in die Polygonform, die nur einer tragenden Stütze in ihrem Mittelpunkte bedurfte, und brachte zugleich als einen stylgemä-

ßen Schmuck mit praktischem Zweck den s. g. **Schalldeckel**, einen pyramidalen Baldachin, über derselben an. Als künstlerisch ausgezeichnet sind zu nennen die spätgothischen Kanzeln in den Münstern zu Straßburg, Freiburg (Fig. 85.), Basel, Ulm, in St. Stephan zu Wien, im Dom zu Merseburg ꝛc.

Ueber den bildlichen Schmuck der Kanzeln ist zu bemerken, daß seit der Zeit der alten Ambonen die Darstellung der vier Evangelisten oder ihrer bekannten Symbole (Mensch, Löwe, Stier und Adler — letzterer oben unter dem Pulte und als Träger desselben), auch der vier großen Kirchenlehrer und Repräsentanten der Hierarchie (Gregorius, der Papst; Hieronymus, der Cardinal; Ambrosius, der Erzbischof; und Augustinus, der Bischof) am häufigsten vorkommt.

Da viele der alten gothischen Kanzeln sehr unbequem und selbst gefährlich zu besteigen waren, andere, namentlich die aus Holz verfertigten, wandelbar wurden, so rühren die meisten gegenwärtigen Kanzeln aus der Zopfzeit her: sie sind bequem, aber meist geschmacklos. In kleineren evangelischen Kirchen verband man damals zwar in praktischer, aber unkirchlicher Weise Altar und Kanzel zu einem Ganzen. Die passende Aufstellung der Kanzel hat, wenn dabei allen künstlerischen und kirchlichen Rücksichten genügt werden soll, ihre oft unüberwindlichen Schwierigkeiten. Die Hauptrücksicht muß jedoch die auf **Verständlichkeit des Redners** sein. Die Nähe der Kanzel bei dem Altare wird auch von der katholischen Kirche empfohlen, und bei der Unzertrennlichkeit von Wort und Sacrament kann von Seiten der lutherischen grundsätzlich selbst gegen die Aufnahme der Kanzel in den Altarbau wohl nichts eingewendet werden.

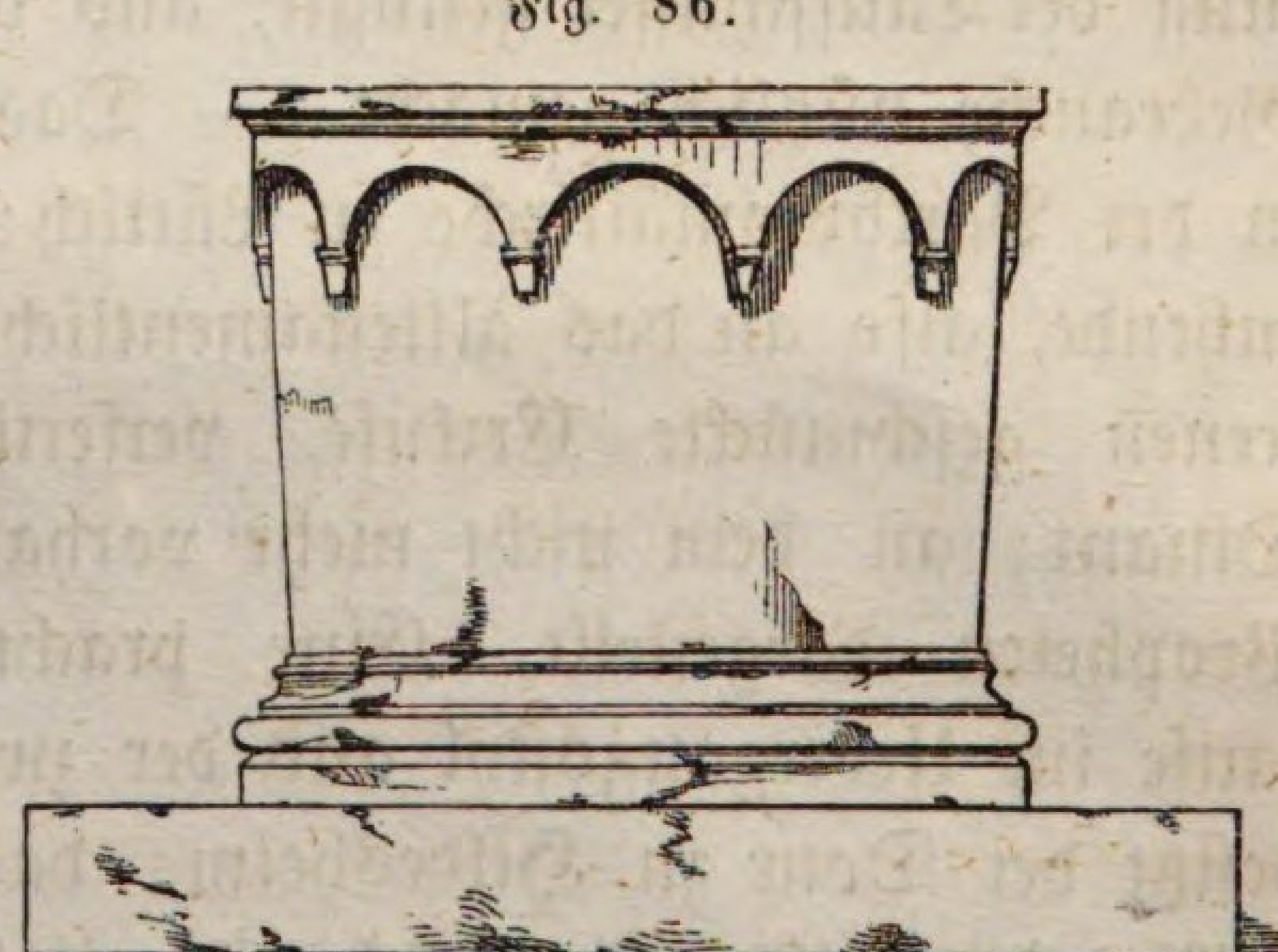
Bei Gelegenheit der Kanzeln gedenken wir auch der beweglichen, hölzernen (selten metallenen) **Lesepulte**, welche bei verschiedenen kirchlichen Veranlassungen in evangelischen Dorfkirchen zum Vorlesen einer Predigt durch den Küster gebraucht werden. Wenn dieselben durch die Kunst geschmückt sind, so finden sich an ihnen besonders die Evangelisten oder deren Zeichen angebracht, und die Pultfläche wird häufig von einem Adler getragen, oder ist aus dessen ausgebreiteten Fittigen gebildet. Von diesen größeren Stehpulten sind die kleineren Setzpulte zu unterscheiden, die auf dem Altartische zum Auflegen der Ritualbücher dienen und ebenfalls oft künstlerisch behandelt sind.

86. Was ist über den **Taufstein** und die **Weihwasserbecken** zu bemerken?

In der alten Kirche wurde die heilige Taufe in besonderen Taufhäusern (**Baptisterien**) ertheilt, welche neben den Kathedralen belegen waren, da allein die Bischöfe zur Spendung dieses Sacramentes die Be-

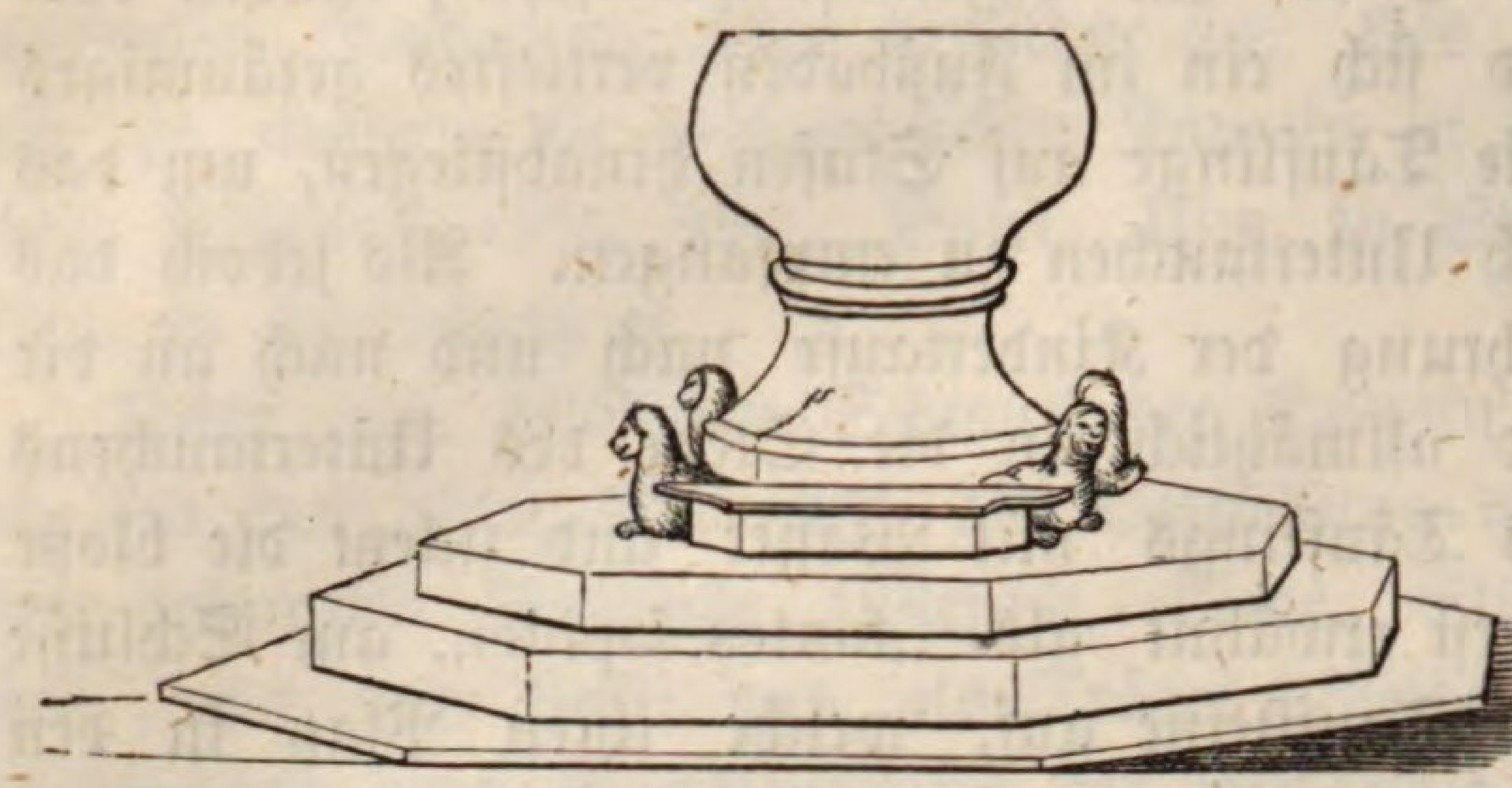
fugniß hatten; vgl. Fr. 1. S. 3. In diesen quadratischen, runden oder achteckigen Kapellen befand sich ein im Fußboden vertieftes geräumiges Wasserbecken, in welches die Täuflinge auf Stufen hinabstiegen, um das Bad der Wiedergeburt durch Untertauchen zu empfangen. Als jedoch das Taufrecht mit der Einführung der Kindertaufe nach und nach an die Pfarrkirchen überging und allmählich an die Stelle des Untertauchens zuerst die Begießung des Täuflings mit Wasser und zuletzt die bloße Benetzung trat, kamen, zuerst erwähnt als „fontes lapidei„ am Schlusse des IX. Jahrhunderts, die Taufsteine auf, welche ihren Platz in den Kirchen selbst, und zwar symbolisch am Eingange derselben, häufig auf der den Frauen bestimmten Nordseite erhielten, und in der katholischen Christenheit auch bis heute behalten haben; die Versetzung derselben in das Altarhaus der Kirche scheint überall erst der Zeit nach der Reformation anzugehören, da die evangelische Kirche wünschen mußte, beide heilige Sacramente auch örtlich mit einander in nähere Beziehung zu setzen. Die mittelalterlichen Taufgefäße sind aus Stein oder Erz verfertigt und haben in der frühromanischen Periode, an die Grundform der alten Baptisterien erinnernd, die Gestalt einer tiefen Kufe von runder oder achteckiger Grundform (Fig. 86.), so daß ein erwachsener Täufling in derselben stehen konnte, während der Täufer ihm das Wasser über das Haupt goß. Später findet sich in den romanischen Taufsteinen nur ein etwa halbkugeliges Becken ausgetieft, und die obere Peripherie wird zuweilen von Säulen getragen, während sich der Stein selbst, von oben nach unten etwas verjüngt, oder die Form eines auf cylindrischem Fuße ruhenden Beckens annimmt, wie dergleichen mehrere von sehr alterthümlichem, oder doch rohem Gepräge in den niederrheinischen Kirchen vorkommen: es konnte also hier die Immersion oder Uebergießung bei erwachsenen Täuflingen nur in der Weise stattfinden, daß letztere halb entkleidet mit dem Täufer neben dem Taufsteine standen. Der gothische Styl

Fig. 86.



bildete den Taufstein pocalförmig (z. B. Fig. 87., aus dem Dome zu Halberstadt) und für den immer mehr um sich greifenden Ritus der Infusio genügend mit immer flacher werdender Vertiefung, während aus Erz gegossene Taufgefäße dieser Periode oft die Form eines Grapens (d. h. eines tiefen, auf Füßen ruhenden Kessels) haben und die immersio zulassen, welche in manchen Gegenden in der That erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts gänzlich aufhörte. Dergleichen Taufgrapen kom-

Fig. 87.



men namentlich in Norddeutschland und im Gebiete des Ziegelbaues vor, wo außer diesen die s. g. Fünten, große Steinbecken aus Granit oder hartem Kalkstein, häufig sind. Bemerkenswerth ist die eigenthümliche Anlage eines Feuerungsraumes zur Erwärmung des Wassers unter dem becherartigen gothischen Erzgefäß im Westchor der Sebaldskirche zu Nürnberg. Kirchlichen Vorschriften zufolge soll der Taufstein mit einem Deckel versehen und von einem Gitter umgeben sein. Ueber den künstlerischen Schmuck der Taufgefäße ist zu bemerken, daß ihre Seitenwände oft mit Darstellungen in Relief versehen sind, unter welchen die Taufe Christi im Jordan oder zwischen Säulchen unter Bögen die Figuren der zwölf Apostel am häufigsten vorkommen; oft ist auch auf dem oberen Rande eine die Kraft und Wirkung der Taufe schildernde Inschrift angebracht.

Mittelalterliche Taufbrunnen aus romanischer und gothischer Zeit sind noch sehr zahlreich erhalten, wenn auch an solchen Orten, wo die Sitte der gemüthlichen Haustaufen allgemein üblich geworden, lediglich als kirchliche Antiquität, oder etwa seit dem 30jährigen Kriege, als die hölzernen Taufengel Mode wurden, oder auch ein Tischchen zur Aufstellung der Taufschüssel genügte, aus dem Gotteshause entfernt zu profanem Gebrauche nützlich gemacht. — Das älteste datirte Taufgefäß befindet sich in der Bartholomäikirche zu Lüttich: es ist eine runde, auf 12 Rindern ruhende, also an das alttestamentliche eherne Meer mahnende, mit Taufscenen geschmückte Erzkufe, verfertigt 1112 von Lambert Patras aus Dinant; an dem nicht mehr vorhandenen Deckel waren die Apostel und Propheten dargestellt. Eine prachtvolle und vollkommen erhaltene Erztaufe im Uebergangsstyl aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts besitzt der Dom zu Hildesheim: das zuberförmige Gefäß mit hohem kegelförmigen Charnierdeckel ist mit Reliefs reich geschmückt und ruht auf vier knieenden Flußgöttern, den Repräsentanten der Paradiesesströme (1 Mos. 2, 10 ff.).

Taufschüsseln, getrieben oder gegossen, aus edlem oder unedlem Metall, kommen erst seit dem Spätmittelalter vor, und die viel besprochenen Messingbecken mit ihren zum Theil räthselhaften Inschriften scheinen größtentheils sogar erst dem XVII. Jahrhundert anzugehören.

Ihrer den Taufsteinen oft ähnlichen Form halber und wegen ihrer

Aufstellung ebenfalls am Eingange der Kirchen erwähnen wir hier zugleich die Weihwasserbecken. Dieselben sind aus dem Reinigungsbrunnen hervorgegangen, der sich im Vorhofe der altchristlichen Basilika befand, in welchem die Eintretenden sich Hände und Füße waschen mußten, was offenbar einen symbolischen Sinn hatte. — Das Weihwasser muß in den Weihbecken wöchentlich erneuert werden, und wurde oft aus einem Brunnen geschöpft, der in der Kirche selbst befindlich ist; in der Krypta des Domes zu Speier aus romanischer Zeit, aus spätgothischer im Dome zu Regensburg, mit der Darstellung der Samariterin am Jacobsbrunnen.

87. Zu welchen Bemerkungen geben die in den Kirchen befindlichen Grabdenkmäler Veranlassung?

Obgleich die Beerdigung von Verstorbenen in den Kirchen, in denen ausschließlich nur Heiligenleiber ruhen sollten, eigentlich verboten war, so konnten doch dergleichen Verbote gegen die Sehnsucht der Gläubigen, der einstigen Auferstehung im Gotteshause entgegenzuharren, unmöglich durchdringen, und so geht denn die Sitte der Bestattung zunächst der Geistlichen, aber auch einzelner bevorzugter Laien in den Kirchen durch das ganze Mittelalter. Ein eigentliches Recht dazu scheint indeß nur den Stiftern und Erbauern der Kirchen, sowie den Gliedern ihrer Familien zugestanden zu haben, ja man gestattete ihnen, aber in der Regel nie anderen Personen, ihre Grabstätte sogar im Altarhause zu wählen. Das Mittelschiff blieb den höheren Geistlichen vorbehalten, die niederen Geistlichen und vornehmen Laien, diese meist auch wohl nur in Folge von Stiftungen oder gegen sonstige Bezahlung, wurden in den Seitenschiffen, Vorhallen und Kreuzgängen bestattet. Man bediente sich dazu bis ins XIV. Jahrhundert oft der Steinsärge, welche insgemein aus einer starken Platte bestanden, in welche das Behältniß für den Leichnam, nach dem Umrisse der Körpertheile, eingehauen war; man stellte dieselben leer in das offene Grab und verschloß sie, nachdem erst bei der Leichenfeierlichkeit selbst die Leiche hineingelegt war, mit einer schwächeren Steinplatte als Deckel. In den Sarg legte man oft eine Bleitafel mit einer nekrologischen Inschrift; Geistlichen, die im vollen Ornate begraben wurden, gab man einen Kelch und ihre cassirten Amtssiegel mit in das Grab. Die Gruft selbst wurde mit einer Steinplatte, dem Leichensteine, verschlossen. Die Leichensteine, deren Form in älterer Zeit zu Häupten gewöhnlich breiter ist, als am Fußende, durften aus Zweckmäßigkeitsgründen keine erhabenen Verzierungen haben, weshalb man die Grabschrift, die Abbildung des Verstorbenen oder andere symbolische Verzierungen insgemein vertieft in den Stein grub. Statt der Leichen-

steine bediente man sich auch bronzener Grabplatten, auf denen das Bild des Verstorbenen bei Gußwerk in Flachrelief, seit dem XIII. Jahrhundert häufig in Gravirung dargestellt war. Im Gebiete des Ziegelbaues (Klosterkirche zu Doberan, XIV. Jahrh.), kommen auch Grabplatten vor, welche aus einzelnen quadratischen Ziegeln in bunten Schachbrettmustern mosaikartig zusammengesetzt sind. — Um die Grabdenkmäler besser zu conserviren, gab man ihnen häufig einen kastenartigen Unterbau, wodurch die Form der sogenannten Tumba entstand, aus welcher sich im Spätmittelalter bei einzelnen Prachtmonumenten die bahrenartig auf Füßen ruhenden Monumente entwickelten. Mit einer Bogenstellung baldachinartig übersetzte, dicht an der Kirchenwand errichtete Tumben kommen in deutschen Kirchen nur sehr selten vor, z. B. im Dom zu Trier aus dem XII., in St. Castor zu Coblenz aus dem XIV. Jahrhundert. Außer diesen verschiedenen liegenden Monumenten bilden die stehenden Epitaphien eine eigene, größtentheils jedoch späterer Zeit angehörende Gattung; es sind Denktafeln an den Wänden und Pfeilern der Kirchen, Gemälde, Rüstungs- und Costümstücke, Trauerfahnen und Wappenschilde, welche man in der Nähe der Grabstätte anbrachte.

Die Grabschriften laufen gewöhnlich rings um den Leichenstein, und der insgemein am Kopfende befindliche Anfang derselben ist mit einem Kreuze bezeichnet. In der romanischen Zeit sind es häufig Verse zum Preise des Verstorbenen, oder man begnügte sich mit einer kurzen Angabe des Todestages nach dem römischen Kalender, oft ohne Bezeichnung des Jahres. In der gothischen Zeit sind diejenigen Inschriften die gewöhnlichsten, welche den Namen, den Titel und das Alter des Verstorbenen, sowie Jahr und Tag seines Todes (den letzteren durch den betreffenden Kalender-Heiligen bezeichnet) enthalten und mit einem kurzen Votum (Requiescat in pace oder ähnlich) schließen.

Die ältesten bekannten Grabsteine befinden sich in der Krypta St. Michael zu Fulda (X. Jahrh.), im Kreuzgange des Münsters zu Bonn (vor dem XI. Jahrh.), der Stephanskirche zu Mainz (XI. Jahrh.), eine ganze Reihe unter der Orgel in Maria auf dem Capitol (XI. oder XII. Jahrh.) &c. -- Die älteste gegossene Bronzeplatte mit dem Reliefbilde des Gegenkaisers Rudolf von Schwaben († 1080) im Dom zu Merseburg, die älteste gravirte von 1231 in St. Andreas zu Verden. Zu bemerken bleibt, daß viele Grabdenkmäler als Erneuerungen früherer, also der Zeit des Todes der Verstorbenen nicht gleichzeitig, vorkommen, die dennoch oft dafür ausgegeben werden, wie es anderweitig seit dem XIV. Jahrh. nicht an zahlreichen Beispielen fehlt von Monumenten, welche sich die Verstorbenen schon bei Lebzeiten hatten setzen lassen, was man oft daraus erkennt, daß in der sonst vollständigen Grabschrift der Raum offen

geblieben ist für das Todesdatum und das Alter des Verstorbenen, deren Erben die nachträgliche Hinzufügung der betreffenden Ziffern unterließen. — Ueber die Bildung der Schriftzeichen auf Grabmälern gilt das oben Fr. 6. S. 7. zu Fig. 1. 2. im Allgemeinen Bemerkte.

Endlich mag noch darauf hingewiesen werden, daß bei neuen Pflasterungen der Fußböden es dringend wünschenswerth ist, die alten Grabsteine vorsichtig auszuheben und dieselben an den Wänden von Nebenräumen aufzurichten.

88. Wie viel Glocken hat die Kirche, und was ist in Ansehung derselben und der Thurmuhren zu bemerken?

Die Kirchenglocken, welche aus den häuslichen Schellen und Klingeln der Alten allmählich hervorgegangen zu sein scheinen, werden zuerst nach der Mitte des VI. Jahrh. erwähnt. Es gab deren zwei Arten: aus Bronze gegossene, und aus Eisenblechen zusammengenietete; von letzteren, die sehr mangelhaft waren, hat sich in Deutschland noch eine von St. Cäcilien zu Cöln im Walrafianum daselbst erhalten, während es in Irland noch viele giebt. Die Bronzeglocken, als allein eines harmonischen Klanges fähig, behielten die Oberhand, und schon im VIII. Jahrh. hatten die meisten Kirchen bereits mehrere Glocken, die auf den Thürmen und im Obergeschosse des Zwischenhauses ihren Platz fanden, bei kleineren Kirchen indeß oft über dem Westgiebel zwischen zwei Pfeilern offen unter einer Bedachung hingen (Fr. 48.); im Laufe der Zeiten hat es sich als Regel ergeben, daß jede Pfarrkirche 3 (mindestens 2), jede bischöfliche Kirche 5 - 7 Glocken zu haben pflegt. Die ältesten Glocken sind bedeutend mehr hoch als weit; sie haben ein oft fast kegelförmiges oder cylindrisches Profil, oder sind doch, falls sie eine geschweifte Form zeigen, die ganze romanische Periode hindurch oben kuppelartig und am Rande dick gebildet, während die stets geschweiften Glocken der gothischen Periode geringeren, oft gar keinen Unterschied zwischen Weite und Höhe (einschließlich der Krone), eine mehr abgeflachte Haube und einen abgeschrägten Rand wahrnehmen lassen. Anfangs waren die Glocken nur klein: Karl der Große ließ für das Münster zu Aachen eine Glocke von etwa 4 Cntr. gießen, im XI. Jahrh. besaß der Dom zu Hildesheim schon eine 100 Cntr. schwere Glocke, die eigentlichen Riesenglocken dagegen rühren erst aus dem XV. Jahrh., und die 275 Cntr. wiegende Maria Gloriosa aus dem J. 1497 auf dem Dome zu Erfurt ist die größte mittelalterliche Glocke in Deutschland, die älteste datirte aber die Katharina von 1249 zu St. Burchardi in Würzburg. — In musikalischer Beziehung muß jede gute Glocke einen vollen Dreiklang hören lassen, und man findet solche, die den Grundaccord, andere, die den Sextenaccord (also die Mollterz als Zwischenton)

und noch andere, die den Quartsertenaccord angeben. Die Glockenspiele wurden im XV. Jahrh. erfunden, erhielten aber ihre Ausbildung erst im XVII., besonders in den Niederlanden. Thurmuhren wurden seit dem XIV. Jahrh. mit Schlagglocken in Verbindung gebracht, während der Gebrauch künstlicher Uhrwerke in den Kirchen schon früher Sitte war. Das Zifferblatt wurde bis ins XVI. Jahrh. in 24 Stunden getheilt und zur Unterscheidung von der jetzt gewöhnlichen Eintheilung die große oder ganze Uhr genannt.

Inschriften, theils religiösen, theils geschichtlichen Inhalts, kommen erwiesenermaßen auf den Glocken mindestens seit dem XII. Jahrh. vor. Am häufigsten ist die Gebetsformel: O rex gloriae Christe veni cum pace, oder der die Bestimmung der Glocke ausdrückende Spruch: Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango (oder ähnlich mit unzähligen Varianten). Die Glockeninschriften, je nach dem Alter entweder in Majuskeln oder in Minuskeln (Fr. 6., S. 7.) und gewöhnlich in einer ringsumlaufenden Zeile in erhabenen Buchstaben dargestellt, sind zuweilen, besonders wenn sie verkehrt gegossen wurden, schwer zu lesen: der Anfangspunkt derselben ist stets mit einem Kreuze bezeichnet. Wenn alte Glocken zerspringen und umgegossen werden müssen, ist die Abformung ihrer Inschriften in genäßtem Papier behufs der Aufbewahrung wünschenswerth. — Außer den Inschriften sind die Glocken auch oft mit aus Umrissen bestehenden Heiligenfiguren verziert, während eigentliche Reliefs erst seit dem XV. Jahrh. vorkommen; nicht selten findet man auch Abgüsse von Siegeln und Münzen oder ähnliche Medaillons angebracht.

89. Kommen noch mittelalterliche Orgeln in den Kirchen vor?

Die Orgel kam in Deutschland zuerst unter Karl dem Großen im Münster zu Aachen in kirchlichen Gebrauch, blieb aber bis ins XIV. Jahrh. ein höchst unvollkommenes Instrument und ging erst seit dem XV. ihrer späteren Vervollkommnung entgegen. Da die alten Orgeln nur sehr klein waren, auch nur die Bestimmung hatten, den liturgischen Gesang zu unterstützen, so wurden sie oft auf dem Lettner (Fr. 62.) oder auf einer der Chorabschlußwände aufgestellt, und erst die große Ausdehnung, welche ihnen im XVI. Jahrh. zu Theil wurde und ihnen die Befähigung zur Begleitung des kirchlichen Volksgesanges gab, machte ihre, für die akustische Wirkung günstigste Aufstellung auf einer hohen Empore am Westende der Kirche zur gemeineren Sitte, von welcher sich nur wenig Abweichungen finden, z. B. in Preußen, wo die Orgel häufig an einer der Seitenwände des Langhauses angebracht ist. Mittelalterliche Orgelwerke in ihrer Unvollkommenheit konnten sich nirgends bis auf unsere Zeit fortpflanzen, und selbst gothische Orgelgehäuse aus dem XV. und

XVI. Jahrhundert sind eine Seltenheit; wir nennen die Orgeln im Münster zu Straßburg, in der Marienkirche zu Dortmund und (theilweise) in der großen Kirche zu Kidderich, sämmtlich an der Nordseite des Mittelschiffes aufgestellt; endlich die Orgel des Domes von Magdeburg, ebenfalls noch im gothischen Styl, auf westlicher Empore in schwindelnder Höhe, aber eben deshalb die Architektur der Kirche nicht störend. — Zu bemerken bleibt, daß die Thüren des Orgelschrankes zuweilen mit werthvollen Malereien geschmückt waren.

C. Kirchengeräthe, Gewänder ꝛc.

90. Welche Künste waren bei der Verfertigung der mittelalterlichen **Kirchengefäße** und **Geräthe** thätig?

Die in der romanischen Periode meist nach byzantinischen Vorbildern von den Mönchen, erst später von Laien geübte Goldschmiedekunst umfaßte das ganze weite Feld der feineren Arbeit in edlen und unedlen Metallen: Gießerei, Treiberei, Schnitt und Gravirung, sowie die verschiedenen zur Ausschmückung dienenden Kunstzweige.

91. Welche Kunstzweige dienten zur **Ausschmückung** der **Goldschmiedearbeiten**?

Zur Ausschmückung der Goldschmiedearbeiten dienten außer der Juwelierkunst, welche Edelsteine, Glasflüsse und Perlen in Metall faßt, und der Gravirung, welche Zeichnungen in vertieften Umrissen auf Metallen darstellt, vornehmlich Filigran, Niello und Email. — Unter **Filigran** versteht man ein Geflecht von stellenweise mit einander verschmolzenen feinen Fäden aus Gold- und Silberdraht, woraus zarte Arabesken, Blumen ꝛc. gebildet werden. An den Stellen, wo die Drahtfäden (fila) mit einander verschmolzen sind, zeigen sich kleine Erhöhungen (grana). — **Niello** (d. h. schwarz) ist eine schwarze aus Silber, Kupfer, Blei, Kohle und Schwefel bestehende Masse, welche man gepulvert in die Gravirungen der Silberplatten einstreute und einschmolz. — **Email** oder Schmelz besteht aus Metallfarben, welche, durch Feuer mit den Metallen verbunden, dadurch auf denselben eine farbige Verglasung hervorbrachten, eine Kunst, die schon bei den alten orientalischen Culturvölkern geübt wurde und sich in Byzanz bis ins Hochmittelalter erhielt, darauf mit veränderter Technik in den deutschen Rheinlanden während des XI. Jahrh., und seit Ende

des XII. zu Limoges in Frankreich die ganze gothische Periode hindurch mit besonderer Meisterschaft geübt wurde. Man unterscheidet drei Hauptgattungen von Emaillen: 1) solche, bei denen die verschiedenen Farben mit zarten Metallrändern eingefaßt sind, um beim Einschmelzen das Ineinanderfließen derselben zu verhüten; 2) Relief-Emaillen (émaux translucides), bei denen die Darstellung auf dem Metall selbst in leisem Relief gearbeitet und dann mit durchsichtigen Schmelzfarben überzogen ist; 3) die Maler-Emaillen, die aus eigentlichen, mit Schmelzfarben ausgeführten Malereien bestehen. Die erste Gattung umfaßt wiederum zwei Arten: die orientalischen und occidentalischen Emaillen. Jene (émaux cloisonnés) sind die ältesten und durchgängig auf Gold mit aufgelötheten Zwischenstreifen gearbeitet; diese (émaux champlevés) meist in Kupfer, und zwar so, daß der Grund für die Aufnahme der Farbenschmelze ausgetieft ist und die vergoldeten Zwischenränder erhaben gelassen. — Die Maler-Emaillen kommen erst seit Mitte des XV. Jahrh. vor. — Orientalische Emaillen (émaux cloisonnés) aus dem X. und XI. Jahrh. finden sich im Stiftsschatze zu Essen, das umfangreichste und bedeutendste Beispiel der occidentalischen Technik (émaux champlevés) aber ist das aus 45 Bronzetafeln bestehende Altarwerk des Nicolaus von Verdun von 1181 zu Klosterneuburg bei Wien, bei welchem zugleich eine farbige Niellirung der gravirten Zeichnungen, in denen die Figuren auf emaillirtem Grunde ausgeführt sind, angewendet ist.

92. Welches sind die vorzüglichsten kirchlichen **Gefäße** und **Geräthe** in alphabetischer Reihenfolge?

Antipendien, Vorsetztafeln zum festlichen Schmucke der Vorderseite des Altartisches, aus Holz und mit Goldblech überzogen. Das bedeutendste und kostbarste Antipendium ist die romanische Altartafel Kaiser Heinrich's II. aus dem Münster zu Basel (jetzt in Paris), welcher sich die zu Comburg in Schwaben im Uebergangsstyle anschließt: beide sind mit figürlichen Reliefs, mit Inschriften 2c. geschmückt, und ein Christusbild nimmt die Mitte ein. Auch das Fr. 91. erwähnte Klosterneuburger Altarwerk war ursprünglich ein Antipendium, welches im XIV. Jahrh. zu einem Flügelaltare umgearbeitet wurde. Es kommen auch bloß bemalte Holztafeln als Antipendien vor, z. B. zu Lüne bei Lüneburg aus der Zeit um 1260. — Auch die weiter unten (Fr. 94.) zu erwähnenden Vorgehänge aus gewebten und gestickten Stoffen werden Antipendien genannt.

Becken und Schüsseln zu verschiedenem Gebrauche: zum Daraufstellen der Meßkännchen, zur Aufnahme des herabfließenden Taufwassers beim Ritus der Uebergießung, zur Ertheilung der Taufe mittelst Benetzung,

zum Waschen der Hände (oft paarweise, wo dann das eine mit einer Gießtülle versehen, dazu diente, das Waschwasser in das andere einzugießen), Opferbecken zur Aufnahme von Almosen 2c. — Bemerkenswerth ist die aus der orientalischen Kirche stammende große silberne Abendmahlsbrot-Schüssel im Halberstädter Domschatze.

Bischofsstäbe. Der Hirtenstab des Bischofs, aus Holz und Elfenbein gefertigt, oben mit einer Krümmung, unten mit einem Stachel versehen, ist Anfangs einfach und geht gerade aus, wie ein langes lateinisches f in die Krümmung über: letztere ist aus Elfenbein, oft in Schlangenform und Bestiengestalten umschließend, durch einen Knopf mit dem hölzernen, häufig mit Goldblech beschlagenen Stabe verbunden. Später geht der Stab sichelförmig in den gothisch stylisirten und verzierten Haken über, welcher zuweilen Heiligenfigürchen umschließt. Oft ist am Knopfe solcher gothischen Bischofsstäbe eine Metallzwinge zur Befestigung des Schweißtuches angebracht, welches zu tragen bei den Aebten, insofern ihnen die Führung des Krummstabes zustand, vorschriftsmäßig war. Bischofsstäbe aus dem X.—XI. Jahrh. in den Klöstern Göttweih und Altenburg in Oesterreich, ein reichverzierter und emaillirter Bronzestab aus dem XI. Jahrh. im Dom zu Mainz.

Büchereinbände mit Prachtdeckeln aus Holz und mit Metallblech überzogen, das mit Edelsteinen und Perlen, Filigranverzierungen und Reliefs geschmückt ist und häufig geschnitzte Elfenbeinplatten mit figürlichen Darstellungen umrahmt. Auch die Kästen, in denen die Bücher aufbewahrt oder auf den Altären ausgestellt wurden, sind entsprechend verziert. — Im Halberstädter Domschatze ein antik-römisches Elfenbeindiptychon (diptychon consulare), welches zum Einbande eines Chorbuches benutzt ist; in St. Gallen Elfenbeinbuchdeckel aus dem IX. u. X. Jahrh., mehrere ausgezeichnete Büchereinbände aus dem XI. Jahrh. im Cimeliensaale der Hofbibliothek zu München (meist aus Bamberg stammend). — Einfachere Einbände sind oft durch geschmackvolle Muster ihrer Metallbeschläge bemerkenswerth.

Calefactorien sind Gefäße zur Erwärmung der Hände bei dem winterlichen Altardienste, gewöhnlich in Form eines hohlen, metallenen, durchbrochen gearbeiteten Apfels, in welchem sich ein metallener Einsatz befindet zur Aufnahme glühender Kohlen, eines heißen Eisens 2c. Ein dergleichen Wärmapfel aus dem XIV. Jahrh. im Dom zu Halberstadt.

Chrismatorien, Gefäße zur Aufbewahrung der h. Oele in den Kirchen, aus edlen und unedlen Metallen, kommen in verschiedenen Formen vor, am häufigsten in Form eines Hauses, dessen Dach den Deckel bildet, während das Kästchen selbst in drei Abtheilungen getheilt ist zur Aufnahme der Flaschen mit dem Chrisma, dem Oel der Katechumenen

und dem Oel der Kranken. In der Altstädter Kirche zu Warburg ein kupfernes, vergoldetes Oelgefäß von 1489 in Form einer 7thürmigen Zinnenburg auf polygonem Fuße.

Ciborium. Mit diesem Namen wird nicht bloß der Altarbaldachin (S. 72.) bezeichnet, sondern man versteht darunter auch das Metall- oder Elfenbeingefäß, in welchem die consecrirten Hostien aufbewahrt werden. Dieses Gefäß, welches oft die Gestalt einer Taube hatte, hing ursprünglich an Kettchen von dem Altarbaldachin herab, kam aber auch in der Form eines Thürmchens vor und hat diese im Wesentlichen zwar beibehalten, jedoch auf einem runden oder polygonen Fuße ruhend, meist mit 6- oder 8eckigem Aufsatze und mit einem pyramidalen Charnierdeckel versehen. — Ein Ciborium in Taubenform im Domschatze zu Salzburg, das Ciborium des h. Wolfgang, aus Elfenbein, in Form eines einfachen Achtecks mit etwas pyramidenförmigem Deckel und mit 18 Figuren geschmückt, im Schatze zu St. Emeram in Regensburg.

Crucifixe theilen sich in Altarkreuze, Processionskreuze und Reliquienkreuze; in Beziehung auf den zwiefachen Darstellungstypus des Gekreuzigten gilt bei sämmtlichen Gattungen das oben S. 73. über die Triumphkreuze Bemerkte. Aus dem früheren Mittelalter kommen Bronzecrucifixe von meist roher Arbeit vor, die jedoch wegen der gravirten Darstellungen auf ihrer Rückseite von Interesse sind. Es sind gewöhnlich einzelne Heiligenfiguren und auf den vier Kreuzesenden die Evangelistenzeichen, welche letztere bei Holzkreuzen auch an den kleeblattartig gestalteten Enden aufgemalt vorkommen. — Processionskreuze sind unten zugespitzt, um sie auf eine Stange stecken zu können. — Die Reliquienkreuze gehören in die Klasse der Reliquiarien.

Gießgefäße. Hieher gehören die s. g. Meßkännchen oder Meßpollen, die immer paarweise auf einer Schüssel stehend vorkommen und eigentlich aus in Metall gefaßtem Glas sein sollen, um das Wasser in dem einen, von dem Weine in dem anderen Kännchen sicher unterscheiden zu können. Falls sie aus Metall gefertigt sind (wie z. B. die spätgothischen zu St. Folian in Aachen und St. Lamberti in Düsseldorf), ist das Wasserkännchen mit einem A (qua), das Weinkännchen mit einem V (inum) bezeichnet. Ferner die romanischer Zeit angehörenden Bronzegefäße zum Waschen der Hände für den Priester in Form von Löwen, Drachen, Vögeln, Greifen und anderen Thieren, z. B. mehrere im Dom zu Minden. — Auch die Tauffkannen gehören hieher.

Kelch. Der Kelch ist das älteste und ehrwürdigste Kirchengefäß, seit dem IX. Jahrh. ausschließlich aus Gold oder Silber (allenfalls aus Zinn — bei Armen) und nach einem bestimmten Typus verfertigt. Er besteht aus folgenden Theilen: der Fuß (pes), der Schaft (stylus), der

Knauf (nodus) und die Trinkschale (cuppa). In der romanischen Zeit sind Fuß, Schaft und Knauf rund, der Becher halbkugelig; die Gothik dagegen bildet den Fuß zuweilen aus zusammengesetzten Halbkreisen, öfter polygonisch und sternförmig; der Schaft ist ebenfalls prismatisch, der Knauf regelmäßig in sechs Zapfen (rotuli) mit emaillirten Rautenschildern getheilt, auf denen die Buchstaben des Namen Jesus (ihesvs) oder † maria stehen, die Cuppa hat zuweilen geradezu Kegelform oder ergiebt im Längendurchschnitt ein Spitzbogenprofil. Während in der romanischen Periode die Verzierungen arabeskenartige Muster bilden, kennzeichnet sich die frühgothische Zeit durch naturgemäßes Blätterwerk, und die Spätgothik namentlich, wie bei allen Goldschmiedearbeiten, so auch hier durch das der Architektur entlehnte Maß- und Rasenwerk. — An größeren romanischen Kelchen ist die Cuppa zuweilen oben mit 2 Oehren als Handhaben versehen: Henkelkelche, z. B. in den Domen von Hildesheim und Salzburg. — In Betreff der Ausschmückung durch figürliche Darstellungen ist zu bemerken, daß die Cuppa ganz schlicht bleiben sollte, indeß erlaubte man sich Gravirungen, selbst Reliefs, indem man nur den oberen Rand oder mindestens die zum Ansetzen des Mundes bestimmte Stelle glatt ließ; am Knauf und Fuß kommen Reliefs vor: an ersterem in romanischer Zeit häufig die Evangelistenzeichen in Medaillonform, am Fuß ein Crucifixus, die Verkündigung, Geburt und Auferstehung ꝛc., gravirt oder en relief. — Die so höchst unpraktische und unschöne tulpenförmige Schweifung der Cuppa zeigt sich nicht vor dem XVI. Jahrhundert. — Der älteste datirte Kelch ist der mit verschlungenen Bestien verzierte Tassilokelch (Stifterbecher) aus dem VIII. Jahrh. zu Kremsmünster in Obersteiermark; durch Schönheit ausgezeichnete Prachtkelche: in der Meinhardikirche zu Hildesheim, in St. Aposteln zu Cöln, in der Nicolaikirche zu Berlin, sämmtlich noch romanisch oder doch romanisirend aus dem XIII. Jahrhundert; schöne edelgothische zu Zehdenick und Marienburg.

Leuchter. Die in den Kirchen vorkommenden Leuchter sind dreierlei Art: Standleuchter, Hängeleuchter und Trageleuchter. — 1. Unter den Standleuchtern nehmen die monumentalen die vornehmste Stelle ein: große im Presbyterium zur Seite des Altares aufgestellte 5—9′ hohe Bronze-Candelaber, hervorgegangen aus der Marmorsäule, welche in der altchristlichen Basilika die geweihte Osterkerze trug, oft siebenarmig nach dem Muster des Leuchters im Tempel zu Jerusalem, dessen Abbild sich unter den Reliefs am Triumphbogen des Titus in Rom erhalten hat. Von diesen siebenarmigen Leuchtern, die sich noch in vielen Kirchen aus romanischer bis spätgothischer Zeit vorfinden, dürfte der in der Stiftskirche zu Essen der älteste sein. Die prachtvollste Anordnung aber bildet die in Messing gegossene, quer über die ganze, etwa 30 Fuß betragende Breite

des Altarraumes gehende, 15′ hohe Leuchterarkade von 1501 in St. Victor zu Xanten. — Zu den Standleuchtern gehören ferner die s. g. Teneberleuchter: dreieckige Lichtständer mit 12 Kerzen, in der Marterwoche bei den Tenebrae gebraucht. — Die Altarleuchter, fast alle in Bronze- oder Messingguß ausgeführt und selten vergoldet, sind sehr einfach und niedrig: ein mit Bestien verzierter Dreifuß pflegt ihnen mit jenen großen Candelabern gemein zu sein; darauf erhebt sich ein kurzer Schaft als Träger des Obertheiles, welches aus einem trichterförmigen Schüsselchen mit dem Kerzenhalter in dessen Mitte besteht. Den romanischen Altarleuchtern fehlt indeß gewöhnlich der mittlere Schaft gänzlich, und sie sind nur 6—10″ hoch. Auch die gothischen Leuchter übersteigen selten die Höhe von 2′, der Schaft ist mit Ringknäufen verziert, das Obertheil mit Zinnen gekrönt. Die Ornamentirung der Leuchter besteht hauptsächlich aus Bestienverschlingungen. Romanische Altarleuchter im Münster zu Ueberlingen am Bodensee, im Kloster Au am Inn, in den bischöflichen Museen zu Cöln und Münster 2c. — 2. Als Hängeleuchter sind, abgesehen von den Wandleuchtern, welche am Tage der Kirchweihe vor den gemalten Weihekreuzen angehängt wurden, die Kronleuchter zu erwähnen, deren sich zu Hildesheim, Comburg in Schwaben, Aachen 2c. aus romanischer Zeit erhalten haben. Sie bestehen im Wesentlichen aus einem oder mehreren sich concentrisch verkleinernden Metallreifen, welche zwischen symmetrisch angebrachten thurmartigen Heiligenhäuschen die Kerzenstacheln tragen. Weitläuftige Inschriften in Versen erklären diese Lichterkronen für Sinnbilder des himmlischen Jerusalem. Die gothischen Kronleuchter (z. B. im Dom zu Münster), aus Messing gegossen, haben entweder verwandte Formen, oder bestehen aus Schmiedeeisen in Verbindung mit bemalten Holzschnitzwerken, theils in kuppelartiger Anordnung der Reifen (wie im Dom zu Merseburg), oder mit einzelnen sich von einem Mittelstück herabbiegenden Armen. — 3. Trageleuchter wurden bei Processionen gebraucht; die gothischen Exemplare sind theils aus dünn geschmiedetem Eisen verfertigt, theils gewöhnlich in bemaltem Schnitzwerk ausgeführt: die Stange trägt eine mit Maßwerk verzierte Zinnenkrönung, aus welcher der Kerzenstachel sich erhebt.

Monstranzen. Die Monstranz hängt mit dem Fronleichnamsfeste und der seit Einführung desselben aufgekommenen Zeigung und Ausstellung der geweihten Hostie zusammen (Fr. 82.); sie ist ein zu diesen Zwecken eingerichtetes tragbares Tabernakel und kommt anscheinend nicht früher als die thurmförmigen Sacramentshäuser (d. i. im XV. Jahrh.) vor, mit denen sie auch im Wesentlichen übereinstimmend construirt erscheint. Auf einem dem gothischen Kelchfuße gleichenden Untersatz erhebt sich, mehr oder weniger reich geschmückt, das in seinem cylindrischen oder eckigen

Untertheile durchbrochen gearbeitete Thürmchen, ein Glas oder einen Krystall umschließend, in welchem die goldene Lunula, eine halbmondförmige Zwinge zur Festhaltung der Hostie, befindlich ist. Die Monstranzen selbst sind häufiger aus Kupfer oder Messing, als aus edlen Metallen verfertigt; auch hölzerne kommen vor, z. B. eine prachtvolle von 4—5′ Höhe im Dom zu Freising; metallene von solcher Größe (z. B. zu Ratibor, Vallendar ꝛc.) sind mit zwei Handhaben versehen, und wurden von zwei Personen getragen. Die Renaissance gab der Monstranz Sonnenform, und es kommen auch gothische aus dem XVI. Jahrhundert vor (z. B. im Dom zu Preßburg), deren Schrein die Medaillonform hat.

Osculatorien, Pacems oder Kußtäfelchen aus Elfenbein, Marmor oder edlem Metall, meist von viereckiger und gewöhnlich etwas gewölbter Form, oben bogenförmig oder mit einem Giebel gekrönt, mit Reliefs aus der heiligen Geschichte geschmückt und auf der Rückseite mit einer Handhabe versehen, wurden, nachdem die Sitte des eigentlichen Friedenskusses abgekommen war, zuerst vom Priester geküßt und dann den Gläubigen vor der Communion zum Kusse dargereicht: ein Gebrauch, der sich nur hin und wieder in einzelnen Kathedralen und zwar ausschließlich unter dem Clerus erhalten hat. — Die Abbildung eines Elfenbeinkußtäfelchens aus dem X. Jahrhundert s. in v. Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters, Abthl. I. Taf. 95.

Patenen sind die flachen Hostientellerchen aus Gold oder Silber, welche dem dazu gehörenden Kelche zugleich als Deckel dienen. Sie sind gewöhnlich nur auf dem Rande mit dem Weihekreuzchen versehen und sonst ohne allen Schmuck, zuweilen jedoch mit Gravirungen verziert, z. B. eine Patene aus dem XIII. Jahrhundert in der Johanneskirche zu Werben in der Altmark mit der Halbfigur des todten Christus.

Pectorale, d. i. was auf der Brust getragen wird; man versteht daher unter Pectoralien die Brustkreuze der Bischöfe, um den Hals gehängte Medaillons mit Reliquien, auch die oft kostbar und prachtvoll verzierten Agraffen, welche den Mantel vorn auf der Brust zusammenhalten.

Pyxis, eine Büchse zur Aufbewahrung der Oblaten, gewöhnlich aus Silber, rund und mit kegelförmigem Deckel.

Rauchfässer. Die alte Kirche kannte zwei Arten dieser Metallgefäße: größere, welche vor den Altären aufgehängt oder aufgestellt wurden, und kleinere tragbare und zum Schwingen an Ketten eingerichtete. Nur von letzteren sind Exemplare aus dem Mittelalter auf uns gekommen; sie bestehen aus zwei Haupttheilen, dem massiven Untersatze zur Aufnahme der Kohlen und dem durchbrochen gearbeiteten Deckel zur Hindurchlassung des Rauches. Die Grundform ist gewöhnlich rund oder aus

Halbkreisen zusammengesetzt, der untere Theil vasenförmig, der Deckel in architektonischen Formen dachartig mit Kuppeln oder Giebeln gehalten. Die an vier Vorsprüngen des Untersatzes befindlichen Ketten vereinigen sich oben in einem Handgriffe. Das Ornament pflegt in romanischer Zeit aus Thiergestalten, in gothischer aus Maßwerk zu bestehen. Zwei romanische Rauchfässer besitzt der Domschatz zu Trier, gothische aus Silber der Dom und die Bustorfer Kirche in Paderborn.

Reliquiarien, die Behälter für die Heiligenüberreste, denen man um der den Reliquien gewidmeten Verehrung willen die prachtvollste Ausstattung gab, und dieselben auf besonderen Reliquienaltären ausstellte. Namentlich gegen Ende des Mittelalters wurden in den Kirchen umfangreiche Zeigungen der zahllosen hochlobwürdigen Heiligthümer veranstaltet: reiche Ausstellungen von Goldschmiedearbeiten, zu gleichmäßiger Nahrung der Andacht und der Schaulust der Gläubigen. — Die Reliquiarien kommen zwar in den mannichfachsten Formen vor, doch lassen sich dieselben auf etwa 20 bis 25 Modelle zurückführen; wir nennen als die bedeutendsten die großen Särge in Basilikenform (z. B. in den Domen zu Aachen und Cöln rc.), Heiligenfiguren und Brustbilder, einzelne in Metall gefaßte oder damit überzogene Körpertheile, Gliedmaßen und Gebeine, die verschiedensten Kästchen und Büchsen von allerlei Formen und aus allerlei Stoffen, Tafeln mit reihenweise gefaßten und etikettirten kleinen Reliquien, Knochensplitterchen und Zeugfleckchen, Medaillons rc. rc. — Solche Reliquiarien, in denen die darin enthaltenen h. Ueberreste selbst gesehen werden können, heißen Ostensorien und sind nicht zu verwechseln mit den eigentlichen Monstranzen. — Partikeln des wahren Kreuzes pflegen in Schreinen von Kreuzform oder in Crucifixen aufbewahrt zu werden. —

Die bedeutendsten Schätze theils durch hohes Alter und Kunstwerth, theils durch Pracht und Kostbarkeit gleich ausgezeichneter Reliquienbehälter finden sich in der Sacristei des Münsters zu Aachen, in der Goldkammer zu Essen, in den Zithern zu Halberstadt und Quedlinburg, in Hildesheim, Cöln, Darmstadt, Hannover und Limburg a. d. Lahn rc.

Siegelstempel wurden im Mittelalter von den Goldarbeitern in Stein oder Metall geschnitten und finden sich noch häufig in Archiven, zuweilen auch in den Gräbern ihrer ursprünglichen Besitzer (s. oben Fr. 87.). Eine eigenthümliche Gattung derselben sind die aus antiken Gemmen bestehenden, welche in einen metallenen Rand gefaßt sind, auf dem sich die Siegelinschrift befindet. Die Siegelinschriften, auf deren Buchstaben das oben S. 7. über die Künstlerschrift im Allgemeinen Bemerkte ebenfalls Anwendung findet, sind stets rings um den Rand gravirt, sie nennen den Inhaber des Siegels, und ihr Anfangspunkt ist immer mit einem

Kreuzchen bezeichnet. Auf den Siegeln der geistlichen Würdenträger, Bischöfe, Aebte ꝛc. sind gewöhnlich diese selbst in ganzer Figur sitzend oder stehend dargestellt, die Klöster und Corporationen führen die Bilder ihrer Schutzpatrone im Siegel; Wappenschilde aber erscheinen auf geistlichen Siegeln nicht vor etwa der Mitte des XIV. Jahrhunderts. Die bischöflichen und andere Siegel geistlicher Prälaten seit dem XII., anderwärts erst seit dem XIV. Jahrhundert, haben regelmäßig eine parabolisch gespitzte Form, während die Siegel der Dom-Capitel und Klosterconvente meist die gewöhnliche Rundform zeigen. — Eine reichhaltige Sammlung mittelalterlicher Siegel befindet sich im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Tragaltäre, auch Reisealtäre genannt, dienten seit dem VIII. Jahrhundert hohen Geistlichen, Missionaren und anderen bevorrechteten Gliedern des Clerus bei Feld- und Privatgottesdiensten und bestehen im Wesentlichen aus einem kleinen in Holz oder Metall gefaßten, gewöhnlich edeln Stein von der Größe, daß auf demselben für Hostie und Kelch genügender Raum ist. Die Fassung des Steins bot der ornamentistischen Kunst ebenso Gelegenheit zu reichen Verzierungen, wie der unerläßlich mit dem Altärchen verbundene Reliquienbehälter, welcher letztere in mannichfachen Formen erscheint: sarkophagartig, als Kästchen, als Flügelschrein ꝛc.

Weih- oder Sprengkessel sind tragbare Weihwasserbecken, welche zur Besprengung von Personen und Sachen mittelst eines Weihwedels dienen. Sie haben die Gestalt eines 5—8″ hohen und im oberen Durchmesser 5—6″ haltenden Eimerchens mit beweglichem Henkel und wurden in frühromanischer Zeit meist aus Elfenbein, später gewöhnlich aus Metallguß verfertigt; sie pflegen mit figürlichen Reliefs verziert zu sein und nehmen in der Renaissance, wo man anfing dieselben in Blech zu treiben, eine fast dreifache Größe an. Ein Elfenbein-Sprenggefäß aus der Ottonen-Zeit befand sich vor Kurzem im Besitze eines Kunsthändlers in Aachen, und ein ähnliches von hohem Alter wird in der Stephanskirche zu Mainz aufbewahrt. Vielleicht das reichste Gefäß dieser Art von vollendetem Messingguß besitzt die Schatzkammer der ehemaligen Abtei Reichenau im Bodensee.

93. Aus welchen Stoffen wurden die kirchlichen Gewänder und Paramente verfertigt, und wie sind dieselben verziert?

Die Zeuge, aus welchen die mannichfachen Gewebe und Paramente für den kirchlichen Gebrauch verfertigt wurden, waren Leinwand und Seide, auch Gold- und Silberstoffe; die Verzierungen wurden theils mit eingewebt, theils mit der Nadel und zwar in Zwirn, Seide, Wolle, Perlen, Gold- und Silberfäden darauf gestickt; auch Bemalungen von Ge-

weben (Teppichen) kommen vor, aber erst gegen Ende des Mittelalters. Wie die Seide selbst ein orientalisches Erzeugniß war, so bezog man auch alle Seidenstoffe bis ins XII. Jahrhundert ausschließlich aus den Morgenländern und vornehmlich aus Byzanz. Diese ältesten Zeuge sind gewöhnlich sehr schwer und ohne Muster, von gelber, grünlicher, rother oder Purpur-Farbe. Die Dessins sind in der Regel darauf gestickt, oder bestehen, wenn sie ausnahmsweise eingewebt sind, aus Kreisen oder Vielecken mit phantastischen Thierbildungen. In der Zeit von der Mitte des XII. bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts trugen die italienischen Seidenmanufacturen in Palermo, Lucca, Florenz, Mailand ꝛc. den Sieg davon über ihre muhamedanischen Lehrmeister und erzeugten leichtere und schmiegsamere, gewöhnlich mehrfarbige und in Gold brochirte Gewebe mit beweglicherer und schwungvollerer Zeichnung der Muster. Wenn sich bis dahin in letzteren der byzantinisch-romanische Styl mit seinen Bestienfiguren erhalten hatte, so machte sich von nun an bis ins XVI. Jahrhundert der gothische Geschmack in den Pflanzenverzierungen der reichen und schweren, brüchige Falten werfenden, meist damastartigen Gewebe geltend; auch Sammet mit geschnittenen Mustern wurde sehr beliebt.

Die vollständigste Sammlung werthvoller und vorzüglich erhaltener mittelalterlicher Gewebe und Stickereien vom XII. bis zum XVI. Jahrhundert findet sich im Zither des Doms zu Halberstadt.

94. Welches sind die vornehmsten kirchlichen Kleider und Paramente in alphabetischer Reihenfolge?

Alba, das Meßhemd des Priesters, ein langes weißes leinenes, zuweilen seidenes Gewand mit langen engen Aermeln, welches, über den Hüften gegürtet, unmittelbar über der Privatkleidung getragen wird. An den Rändern ist die Alba gewöhnlich gestickt, oder auch mit reich verzierten aufgenähten Zeugstücken von der jedesmaligen Farbe der Casula geschmückt, die deshalb losgetrennt werden können.

Altartücher sind feine Linnen, mit welchen der Altartisch bedeckt wird.

Amictus oder Humerale, ein weißes, länglich viereckiges Leinentuch, mit Bändern an den beiden oberen Seiten, welches, indem es der Priester zuerst auf den Kopf legt, dann auf den Hals herabschlägt und die Bänder von hinten her unter den Armen herumnimmt und vorn zusammenbindet, dazu dient, den Kragen seines Privatkleides zu bedecken, damit derselbe nicht über der Alba hervorsieht.

Antipendien heißen die gewöhnlich reich gestickten Seidentücher, mit welchen die Seiten des Altartisches bekleidet werden; vgl. Fr. 92. unter Antipendien. Ein sehr schönes reich in Gold und Seide gesticktes

Antipendium (dem XIV. Jahrhundert zugeschrieben und durch die darauf befindlichen figürlichen Darstellungen von erheblichem Kunstwerthe) aus der Stadtkirche in Pirna befindet sich im Museum des Großen Gartens zu Dresden.

Bursa. Sie besteht aus zwei mit farbigem Seidenstoff überzogenen Stücken Pappdeckel, welche an einer Seite mit einander verbunden sind, also einer Mappe gleichen und zur Aufbewahrung des Corporale dienen. Die Bursa ist größer als die Palla.

Casula, das eigentliche Meßgewand, aus schwerem Seidenstoff, ursprünglich ein weiter ärmelloser Mantel, der nur eine Oeffnung für den Kopf hatte, über den er schlauchartig gezogen werden mußte. Um die freiere Bewegung der Arme, mit welchen das schwere Gewand aufgehoben werden mußte, zu ermöglichen, brachte man bald auf beiden Seiten Schnurenzüge an, mit denen es heraufgezogen werden konnte, wodurch vorn und hinten reiche Bogenfalten entstanden. Später machte man für die Arme Seitenausschnitte, und es blieb seit etwa dem XV. Jahrhundert nichts weiter übrig, als ein langes, an beiden Enden abgerundetes Stück Zeug, in der Mitte mit einer Oeffnung für den Kopf. Die Casula, auch Planeta genannt, das letzte Stück der priesterlichen Meßkleidung, ist hinten, zuweilen auch vorn, mit einem aufgenäheten Kreuze geschmückt und hat seit dem Spätmittelalter stets die liturgische Farbe in Uebereinstimmung mit allen übrigen Paramenten (die stets weißen Linnen natürlich ausgenommen), d. h. violett in der Advents- und Fastenzeit von Septuagesimä an, weiß an allen Christusfesten, an Festen der Bekenner und h. Jungfrauen, die nicht Märtyrer sind, bei Bischofsweihen ꝛc., sonst nur vom Weihnachts-Heiligabend bis zur Epiphanias-Octave, grün von hier an bis Septuagesimä, sowie in der ganzen Trinitatiszeit, roth zu Pfingsten und an den Festen der Apostel und Märtyrer, sowie in der Pfingstwoche, schwarz am Charfreitage und bei Todtenmessen.

Corporale, ein feines Leinentuch, welches während eines gewissen Theiles der Messe mitten auf dem Altartische ausgebreitet liegt, um den Kelch darauf zu stellen und die geweihte Hostie darauf zu legen.

Dalmatica, ein kurzer Rock von Stoff und Farbe der Casula, welchen der Diaconus über der Alba trägt. Die bischöfliche Dalmatica ist weiß.

Manipel (ursprünglich ein Hand- und Schweißtuch), ein breites Band von Stoff und Farbe des Meßgewandes, welches der Priester über den linken Vorderarm hängt; der spätmittelalterliche Manipel ist kurz und an den etwas verbreiterten Enden zusammengeheftet.

Mitra oder Inful, die Bischofsmütze in bekannter Schiffsschnabelform, hinten mit zwei herabhängenden Bändern verziert, von der Grundfarbe der Casula: in älterer Zeit mehr niedrig und stumpf, im Spätmittelalter hoch und spitz.

Palla, ein quadratisches, oben mit Seide, unten mit Leinwand überzogenes Stück Pappdeckel zum Zudecken des Kelches nach der Consecration.

Pallium, der eigenthümliche Schmuck der Erzbischöfe, eine Zirkelbinde aus weißer Wolle und mit Kreuzchen bezeichnet, welche über der Casula um die Schultern getragen wird.

Pluviale ist der vorn offne, auf der Brust von einer Spange zusammengehaltene Mantel, welcher von Bischöfen und Priestern bei Processionen ꝛc. getragen wird.

Polster und Kissen, größere zum Daraufsitzen, kleinere besonders geschmückte als Unterlage der Meßbücher.

Rationale, ein reich verziertes viereckiges Stück Seidenzeug, in der Mitte mit einer Oeffnung, um den Kopf hindurch zu stecken, so daß die eine Hälfte auf der Brust, die andere auf dem Rücken liegt: ein nur von einzelnen Bischöfen als Auszeichnung getragener Festschmuck.

Stola, ein langes schmales Band von Stoff und Farbe des Meßgewandes, welches der Priester bei allen Amtsverrichtungen über der Alba um Hals und Schultern trägt, und dessen Enden vorn bis zu den Knieen herabhängen.

Teppiche, theils zum Behängen der Wände (z. B. Rücklaken zum Schmucke des Rückgetäfels der Chorstühle, Fastentücher mit figürlichen Darstellungen zum Aufhängen vor dem Sanctuarium in der Fastenzeit), theils zum Belegen des Fußbodens. Das merkwürdigste Fastentuch ist das Zittauer Hungertuch von 1472 im Museum des Großen Gartens zu Dresden, eine mit 108 Bildern in Leimfarben bemalte große Leinwand. — Aeltere gestickte Teppiche befinden sich im Dom zu Halberstadt, im Zither zu Quedlinburg, in St. Lorenz zu Nürnberg ꝛc.

Velum. Man hat hier drei Arten zu unterscheiden: 1) das Kelchvelum von Stoff und Farbe der Casula, welches während eines gewissen Theiles der Messe zur Bedeckung des Kelches dient; 2) das Schultervelum, ein langer Streifen Zeug, von Stoff und Farbe der Casula, ein Shawl, welches dem Priester, wenn er den Segen mit der Monstranz ertheilen will, um den Hals gelegt wird, und mit dessen vorn zusammengenommenen Enden er die Monstranz hält; 3) das Altarvelum, ein viereckiges Stück Seidenzeug, welches an einem Gestelle ausgespannt, einem Lichtschirm ähnlich ist, und während der Predigt vor die offen auf dem Altare stehende Monstranz gestellt wird.

D. Umgebung der Kirche.

95. Was ist über die Umgebung der Kirchen zu bemerken?

Jede Kirche ist von einem Kirchhofe umgeben, welcher, obgleich einzelne Verbote vorkommen, wohl seit den ältesten Zeiten als Begräbnißplatz für die Gemeine benutzt worden ist: eine Sitte, die sich auf dem Lande fast überall bis auf die Gegenwart erhalten hat. Auf den Kirchhöfen befindet sich oft eine dem Todtendienste gewidmete Kapelle mit einem Kellerraume (Beinhaus) zur Aufnahme der beim Anfertigen neuer Gräber gefundenen Gebeine. Dergleichen Todtenkapellen (unter dem Namen Karner) von runder Grundform sind besonders häufig in den österreichischen Kronländern; vergleiche oben Fr. 1. S. 3. — Anderweitig kommen auch, mehrfach namentlich in Westfalen, sogenannte Todtenleuchten oder Kirchhofslaternen vor; es sind runde oder polygonische Säulen, welche oben ein zur Aufnahme eines geweihten Lichtes bestimmtes Gehäuse tragen und ebenso wie die Betsäulen (Heiligenhäuschen) als auf den geringsten Raum reducirte Kapellen zu betrachten sind. Ferner sind als Bildwerke auf den Kirchhöfen zu erwähnen: Stationen, d. h. die Ruhepunkte der Processionen, welche durch Betsäulen ꝛc. bezeichnet sind. Die weithin berühmtesten Stationen sind die vor dem Thiergärtnerthor zu Nürnberg auf dem Wege nach dem Johanniskirchhofe, welche Vorgänge aus der Leidensgeschichte in 7, von dem Steinmetzen Adam Kraft im Jahre 1490 verfertigten Bildwerken darstellen. — Oelberge sind Darstellungen der Vorgänge in Gethsemane in Bildwerk. — Calvarienberge werden die drei Kreuze auf Golgatha genannt. — Heilige Gräber, die wie die Oelberge auch in den Kirchen selbst vorkommen, sind Darstellungen der Grablegung Christi, welche in den letzten Tagen der Leidenswoche in Trauer ausgestattet werden und oft in einer besonderen Heiligen Grabkapelle aufgestellt sind. — Steinkreuze auf freiem Felde bezeichnen Stellen, an welchen Menschen auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen sind u. s. w.

An den Kirchhofsmauern befindet sich zuweilen die Darstellung des Todtentanzes, seit dem XIV. Jahrhundert namentlich in Dominicanerklöstern vorkommend, gewöhnlich in Malereien, aber auch in Bildwerk, z. B. aus dem XVI. Jahrhundert und vom ehemaligen Schlosse herstammend, auf dem Kirchhofe der Neustadt-Dresden.

Kriegerisch befestigte Kirchhöfe kommen in Siebenbürgen vor.

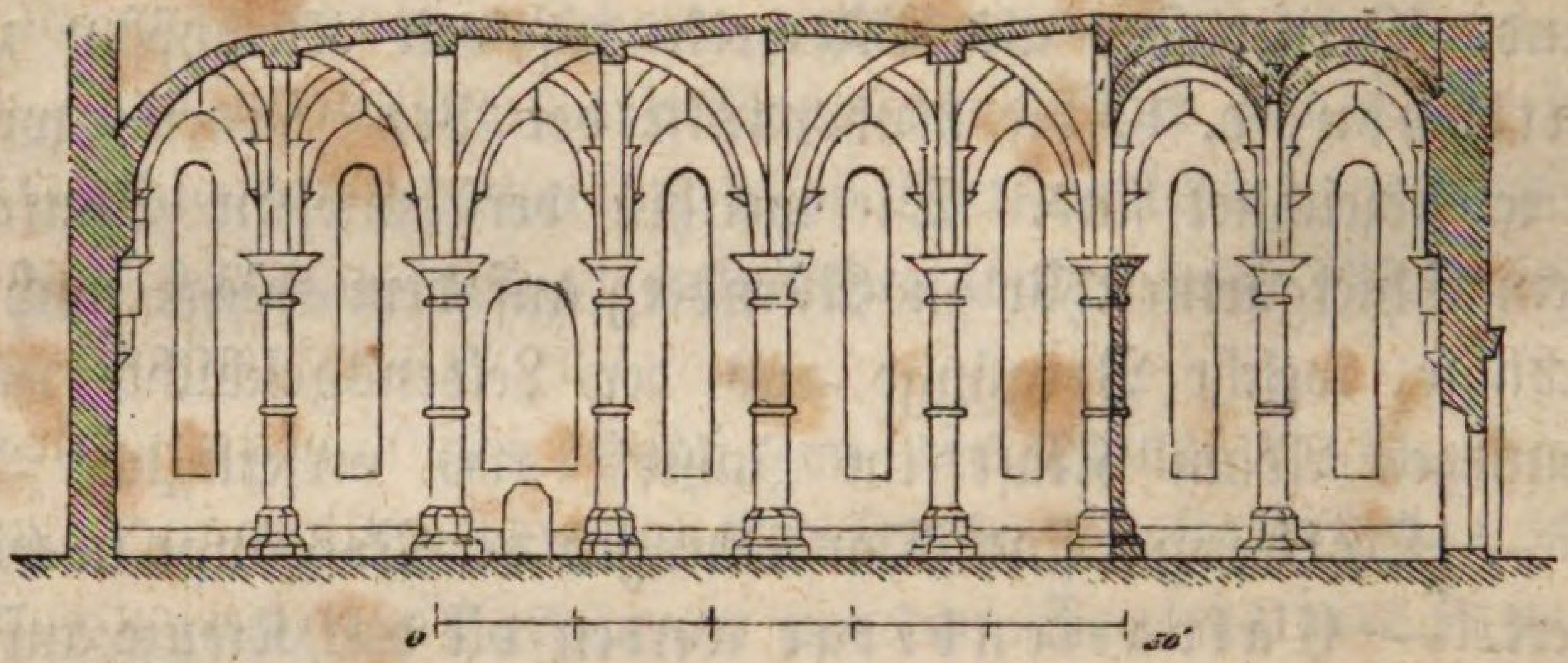
96. Welche bauliche Anlage zeigen die Klöster?

So verschieden im Einzelnen die baulichen Anlagen der Klöster je nach der betreffenden Erbauungszeit und Ordensregel auch gewesen sind, so haben doch alle dies mit einander gemein, daß die Wohnungen der

Mönche einen mehr oder weniger geräumigen viereckigen Hof umgaben, dessen eine Seite die Klosterkirche bildet. An letzterer, wie an den Wohngebäuden selbst, zieht sich, das Untergeschoß derselben bildend und die Communication vermittelnd, der Kreuzgang hin: eine bedeckte, insgemein überwölbte Galerie, welche sich in fensterartigen, aber selten verglasten Arkaden nach dem innern Hofe öffnet. Letzterer war ursprünglich mit Gartenanlagen geschmückt, diente jedoch schon frühzeitig als Begräbnißplatz, eben so wie der Kreuzgang selbst. An einer Seite desselben ist öfter ein rundes oder polygones Brunnenhaus angeordnet, welches zuweilen den Namen Tonsur führt und deshalb wahrscheinlich den Mönchen zugleich als Toilettenraum gedient hat.

Kreuzgänge haben sich noch vielfach erhalten; die größesten und prächtigsten aus älterer Zeit befinden sich beim Dom zu Trier und bei St. Emeram in Regensburg. Auch zweischiffige kommen vor, z. B. in Königslutter, Paulinzelle, Pforta ꝛc. An den Kreuzgang grenzen die großen Prachträume des Klosters, der Capitelsaal und das Refectorium:

Fig. 88.



erstерer diente den Versammlungen des Convents und wurde gelegentlich auch zu Grabstätten benutzt, letzterer ist der Speisesaal. Beide Säle wurden in gothischer Zeit stets überwölbt, und von Säulenreihen in zwei oder drei Schiffe getheilt, ist ihre Architektur den Hallenkirchen ähnlich. Oft trägt eine einzige Mittelsäule das von derselben nach vier Seiten hin sich ausbreitende palmenartige Gewölbe. Die herrlichsten Säle dieser Art enthält das Schloß der Deutschen Ritter zu Marienburg.

Außerhalb der inneren Clausur lagen die Wirthschaftsgebäude des Klosters, die Räume zur Aufnahme der Gäste, das Krankenhaus ꝛc., und eine Ringmauer umschloß das Ganze. — Die Gesammtanlage eines Cistercienserklosters, dessen Baulichkeiten, neuere Zusätze ungerechnet, die Zeit vom XII. bis ins XVI. Jahrhundert umfassen, hat sich zu Maulbronn in Schwaben erhalten und gewährt noch ein anschauliches Bild von der ganzen Einrichtung eines mittelalterlichen Klosters.

Fig. 88 zeigt das Innere des dortigen Refectoriums.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.